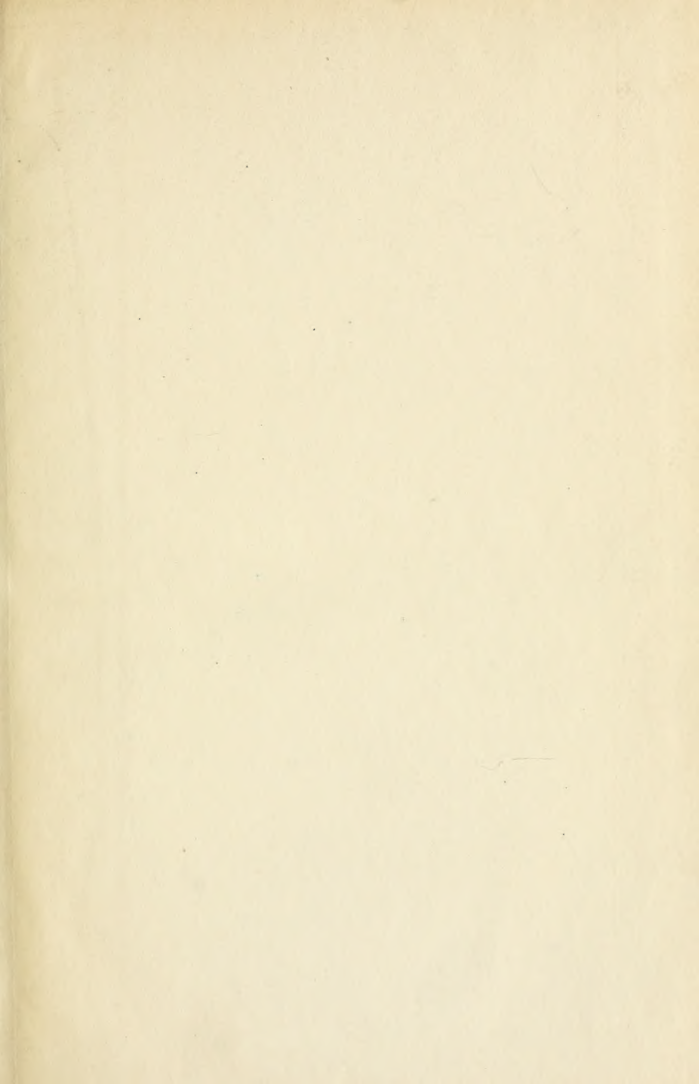
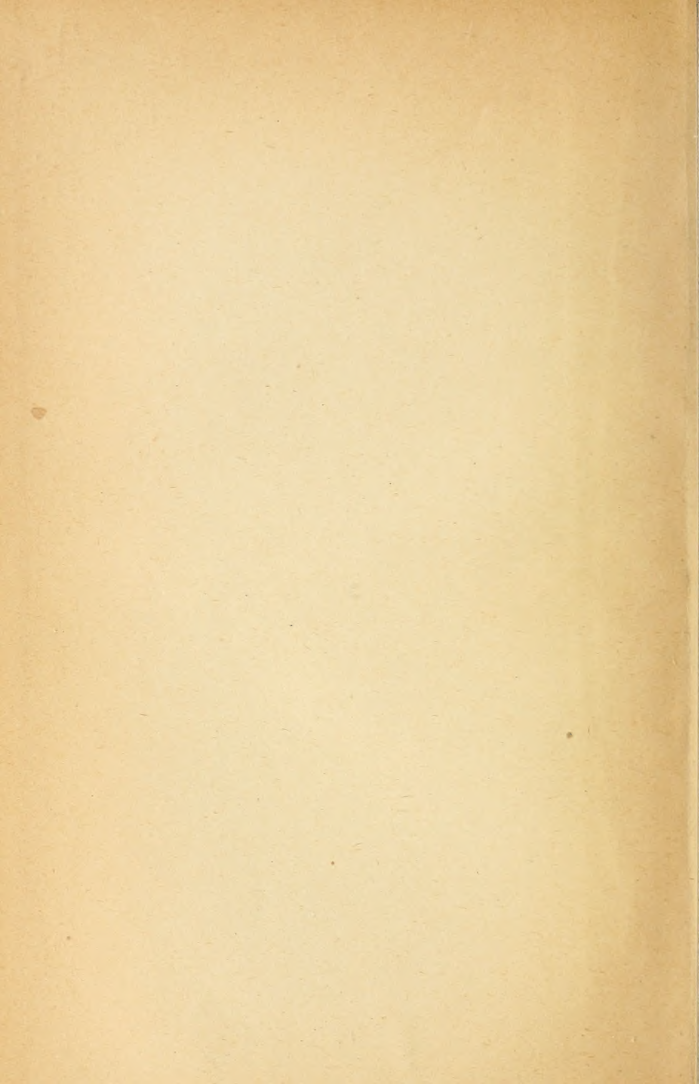
Der Weg zur Katastrophe

von Karl Fr. Nowak

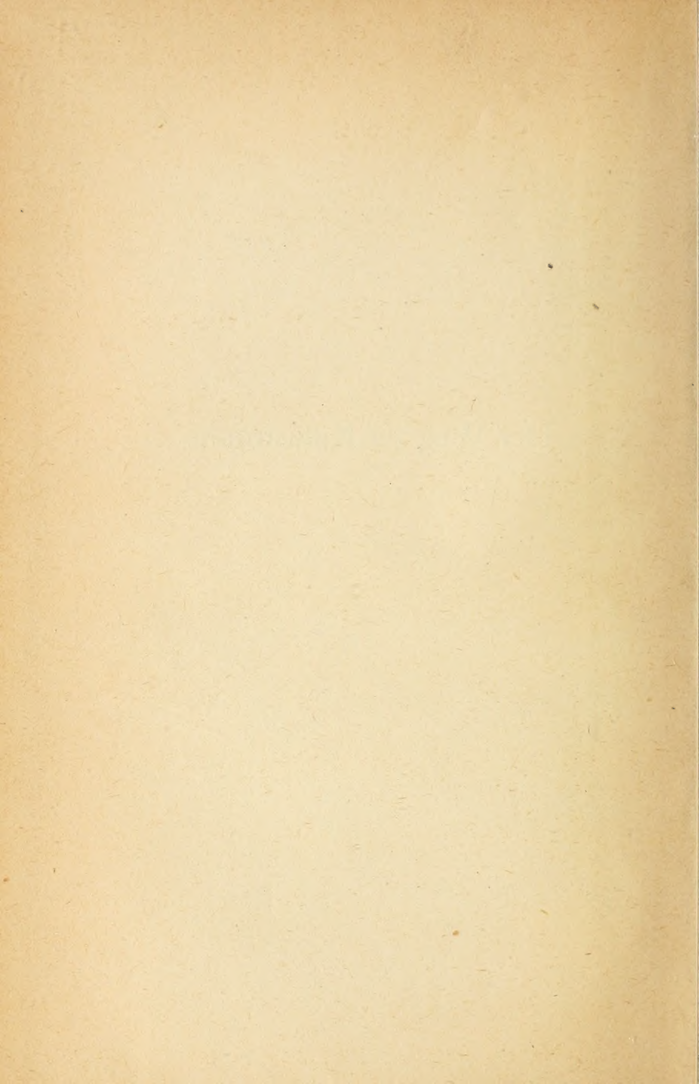
Ernst Rowohlt Verlag







Der Weg zur Katastrophe

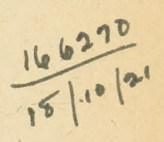


Der Weg zur Katastrophe

von

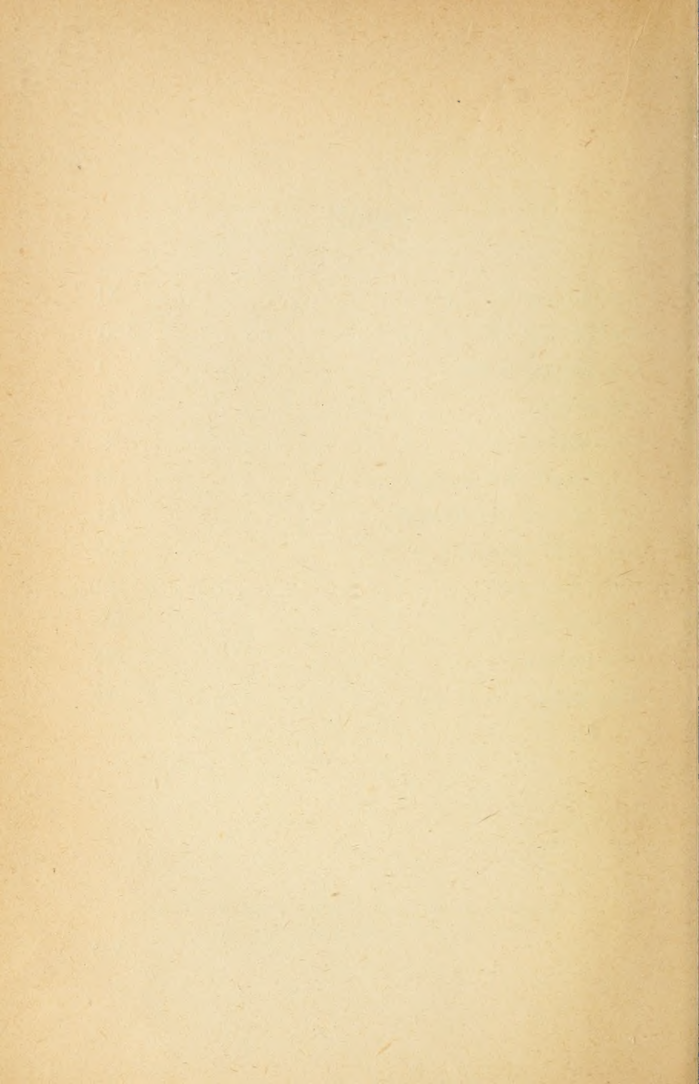
Karl Friedrich Nowak

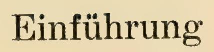
21.–25. Auflage



Berlin
Erich Reiß Verlag

Inhalt





Einführung



I.

Wien, 18. März 1919.

Hochgeehrter

Herr Doktor!

Indem ich das mir zur Einsichtnahme übermittelte Manuskript dankend retourniere, will ich Ihrem Wunsche mich freimüthig darüber zu äußern im Nachfolgenden entsprechen.

Manchen Ihrer Deduktionen kann ich nicht beipflichten, ebenso auch nicht der stellenweisen Schärfe der Kritik, sowie der abfälligen Beurtheilung einzelner Persönlichkeiten.

Der Hauptsache nach war dieser — von unseren Gegnern zur Weltkatastrophe erweiterte Krieg weniger ein Krieg der Feldherrn als ein Krieg der Massen und der materiellen Mittel; — er will vornehmlich von diesem Standpunkt aus betrachtet sein. —

Wenn auch die endgiltige Behandlung dieses complicierten Stoffes ein eingehendes Erforschen aller Detailvorgänge, somit ein Erschließen aller, ganz besonders auch der gegnerischen Archive, sowie Mittheilungen mannigfacher Betheiligter, also eine Arbeit von Jahren erfordert, so sind doch die von Ihnen gebrachten rein historischen Thatsachen, soweit sie in den Bereich meiner Kenntnis und meiner Erinnerung fallen, zutreffend dargelegt.

Hervorheben möchte ich, daß ich in meiner seinerzeitigen Stellung als Chef des Generalstabes, — das ist bis Ende Feber 1917, strikte daran festgehalten habe, im Interesse der gemeinsamen Kriegführung die ungetrübten Beziehungen zwischen unserer Heeresleitung und den Heeresleitungen unserer Alliirten stets aufrechtzuerhalten, — daher während des Krieges alle sachwidrigen Rivalitäten zu vermeiden, Verhetzungsversuche abzulehnen und auf — soweit angängig — conciliantem Wege meine Absichten durchzusetzen.

Ich wünsche Ihnen besten Erfolg und grüße Sie vielmals als

Ihr

ergebener

Conrad,

Feldmarschall

II.

„Der Weg zur Katastrophe“ führt durch bisher unbeschrittenes Land. An vielen Fronten oft des Kampfes unmittelbarer Zeuge, wurde ich dem Generalobersten Conrad von Hötzendorf im Sommer 1915 in Teschen vorgestellt. Dort gab mir der Feldmarschall, da ich sein Vertrauen allmählich hatte gewinnen können, im Jahr von Luck die erste große Darstellung der Kriegszusammenhänge.

Anfang 1917 trat der Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabes zurück. Fünfviertel Jahre durfte ich mit Unterbrechung in Bozen, oft genug im Arbeitszimmer des Marschalls, dem Studium der Welttragödie widmen: von Freiherrn von Conrad durch die ganze Klarheit seines mächtigen Geistes angeregt, durch sein herbes Bestehen auf Sachlichkeit und Richtigkeit gelenkt, zugleich durch unendliche Geduld gefördert. Briefe eines dokumentarischen Stils ergänzten die gewonnenen Eindrücke. Während des Krieges sah und sprach ich den Marschall zum letzten Mal in Villach. Hier und in Triest erlebt Conrad einsam den Zusammenbruch — —

Die Niederschrift des Buches beginnt.

Für viele Abschnitte mußten viele befragt werden. Nicht nur der Feldmarschall. Er selbst las das Manuskript mit strengster Kritik und duldete auch die kleinste Ungenauigkeit nicht. Bisweilen machte er aus anderer Ansicht kein Hehl, ohne daß ich meinen Standpunkt zu ändern vermochte.

Wichtige Bestätigung des ganzen Kriegsablaufes gab dann Feldmarschalleutnant Josef Metzger, der frühere

Chef der Operationsabteilung im österreichisch-ungarischen Armeeoberkommando.

Über den Abschnitt der Durchbruchsschlacht bei Tarnow und Gorlice, über die Entwicklung ihrer Vorgeschichte, wurde der deutsche Bevollmächtigte im Teschener und Badener Hauptquartier, General von Cramon, befragt.

Feldmarschalleutnant Otto Ritter von Berndt, der Generalstabschef der IV. österreichisch-ungarischen Armee, gab mit anderen Wissenden und Beteiligten Aufschlüsse über das Ereignis von Luck. Überdies lag der interne Lucker Gefechtsbericht an das österreichisch-ungarische Armeeoberkommando mir zum Studium vor.

Die Richtlinien der österreichisch-ungarischen Politik endlich — vom Anfang 1917 bis ins Frühjahr 1918 — und ihr Echo bei den Führern in Deutschland erhellte im wesentlichen der frühere österreichisch-ungarische Minister des Äußeren Graf Ottokar Czernin.

Nunmehr werden manche das unbeschrittene Land freilich mit Erstaunen durchwandern. Einige mit aufsteigendem Zorn, viele mit tiefem Erschrecken. Aber mein Gefühl, da ich dies Land beschrieb, war doch nur die große Trauer, daß Nation um Nation sich gleich schuldig machte am Martyrium der Welt.

Das Buch soll allen Deutschen dargebracht sein.

Die besten Deutschen müssen die Bitterkeit der Wahrheit schätzen, weil sie der edelste Lehrmeister ist.

Berlin, im März 1919.

Karl Friedrich Nowak

Der Weg zur Katastrophe



Zur Vorgeschichte



Am Wiener Ballplatz kam Freiherr von Aehrenthal im Spätoktober des Jahres 1906 von weiter Reise an. Das Barockhaus mit der mattgrauen, zurückhaltenden Fassade, das Maria Theresia gnädig dem erfahrenen Kaunitz eingerichtet hatte, die Arbeitsräume hinter den hohen, spiegelnden Fenstern, darin eine ganze Weile nach dem eleganten, listigen Metternich der bewegliche Andrássy seine ersten Orientpläne gesponnen, den ersten Dreibundvertrag untersiegelt hatte — und Kálnoky dann bei der Erneuerung über die Freigebigkeit Bismarcks an Italien stöhnte —, die tiefen Archive hinter vergitterten Parterrescheiben, wo die Schicksale der alten Monarchie stumm, Regal an Regal, in verstaubten Pappschachteln ruhten, betrat Aehrenthal nunmehr als Herr. Graf Goluchowski hatte das Haus gestern in Unlust verlassen. Er war ein Mann gewesen, der es niemals liebte, verblüffende Ideen zu haben. Weit größer war seine Schwäche für Flottendemonstrationen, obgleich die Schiffszahl der Monarchie noch längst nicht nennenswert war. Um so eindrucksvoller waren die Flotten der anderen. Wenn die Insel Kreta in Aufruhr stand, regte er die Mächte des Kontinents an, Schiffe dahin zu entsenden. Denn Griechenland und die rebellierende Insel sollten wissen, daß man sich durch eigenen Willen nicht zusammenschließen durfte.

Wenn die Türkei gegen ein neues Finanzprogramm murrte, das wieder die Mächte des Kontinents ausgeheckt hatten, ohne alle Neugier für irgendeine Meinung des Großwesirs darüber, so war Graf Goluchowski gleich dabei, mit den Schiffen der anderen auch wieder vor die Dardanellen zu fahren. Mehr als ein Jahrzehnt war er immer bei allem dabeigewesen. Seine Anregungen empfing er bisweilen vom russischen Grafen Lambsdorf, wenn dieser Beruhigung in Mazedonien wünschte. Er setzte sich freundlich mit ihm zum „Mürzsteger Progamm" zusammen, das die mazedonische Beruhigung herbeiführen sollte. Seine Anregungen empfing er gelegentlich vom Fürsten Bülow. Wenn der deutsche Kanzler, verstimmt darüber, daß Frankreich und Rußland die kretensische Kandidatur des Prinzen Georg von Griechenland stützten, die deutschen Schiffe von der Insel zurückrief, so war der entgegenkommende Graf natürlich bereit, sogar eine der gern unternommenen Flottendemonstrationen abzubrechen und auch seine Schiffe zurückzurufen. Er dachte nicht daran, daß er als der Nächstbeteiligte im Nachbarmeer der Adria dies eigentlich hätte zuerst tun müssen, er dachte erst nach Deutschland daran. Bei so viel Denken war es ihm entgangen, daß er die politische Erbschaft der Andrássy und Kálnoky zwar in ihrem Geiste hatte ausbauen, die Unantastbarkeit der Türkei hatte sicherstellen wollen, weil ein Weltbrand bei der Erbteilung vor Konstantinopel entstünde. Aber eines Tages befand er sich unbewußt und harmlos dennoch im Lager gegen die Türkei, ließ den unverdienten Frieden mit Griechenland zu, ließ Kreta überhaupt fallen, und

beriet schließlich, von Lambsdorf angeregt, auch die Überwachung, die Ordnungsmaßnahmen auf türkischem Boden, die Mürzsteger Zumutungen an den Sultan. Der Wirrwarr in Mazedonien bestand darum unbekümmert fort. Graf Goluchowski, durch ungarische Vorwürfe vollends verärgert, mochte Ministerschaft wie Ministerverantwortung endlich satt haben, mochte am Ende selbst ahnen, daß er in dem berühmten Konzert der sechs Großmächte noch kaum die sechste Geige war. Er ging nach einem Jahrzehnt unsicherer Versuche, oft bewußtlosen Tastens. Aber Aehrenthal war ein neuer Herr.

Er kam von Petersburg nach Wien. Sieben Jahre hatte er dort als Botschafter des Kaisers Franz Joseph verbracht, mit vielerlei Mitteln eines diplomatischen Geistes bemüht, die Fäden neu zu knüpfen, die zwischen der Monarchie und Rußland eigentlich seit dem Augenblicke abgerissen waren, da die Monarchie für Ferdinand von Koburg den bulgarischen Thron gegen russische Wünsche durchgesetzt hatte. Aehrenthal glückte es, die letzte Erinnerung an herbe Gegensätze in ein Einverständnis zu neuer Annäherung zu wandeln. Es geschah, nach fast zwei Jahrzehnten der Verbitterung, daß der russische Minister des Äußeren eines Tages in Wien abstieg, um dort Vorschläge abzugeben, von denen ohne Zweifel freilich Aehrenthal voraussagen konnte, daß sie bei dem Grafen Goluchowski nicht auf Ablehnung stoßen würden. Im Belvedere zu Wien mußte auf die Geschicklichkeit dieses Petersburger Botschafters, der nicht nur die beiden Höfe immer wärmer zu verbinden, sondern von seinem

Botschafterpalais her auch den Grafen am Ballplatz zur Tätigkeit aufzurütteln wußte, der Thronfolger-Erzherzog Franz Ferdinand selbst aufmerksam werden. Von Erzherzog Franz Ferdinand dachten viele vieles. Er galt denen als ein Freund der Tschechen. Er war der Schirmherr der Kirche. Er galt jenen als ein Madjarenhasser. In Wahrheit dachte er, obgleich er die Probleme und ihre Schwierigkeit dabei erkannte, an die Machtstellung und Mehrung der Monarchie, an den verstärkten Glanz des Hauses Habsburg. Trotz mancher Schwächen in seiner sprunghaften und herrischen Art, die namentlich später, als sein Leiden fortschritt, die Überleitung von bestrickender Liebenswürdigkeit bis zur härtesten Unduldsamkeit oft jäh gestaltete, hatte sein Blick doch erkennende Schärfe. Er suchte Helfer für sein Werk, die er lange vorher beobachtete. In Petersburg sah er Aehrenthal nicht nur um verbindliche höfische Beziehungen bemüht. Er spürte Aehrenthalschen Drang in Goluchowskis Erwachen. Er wußte, daß der Baron Rußlands Kampf mit Japan von der Newa mit angesehen, dann die Revolution mit studiert hatte. Franz Ferdinand konnte denken, daß Aehrenthal zu einem Kenner Rußlands geworden sei. Rußland war der Monarchie gefährlichster Gegner. Der Petersburger Botschafterposten war wichtig. Immerhin, das Amt des Ministers des Äußeren, der vom Ballplatz die Wege aller Botschafter bestimmen konnte, noch wichtiger. Außerdem: der Hof im Winterpalais und der Wiener Hof verstanden sich ja wieder. Franz Ferdinand sorgte für Aehrenthals Reise nach Wien.

Damals waren die Kabinette ruhig. Jeder schien

mit sich selbst beschäftigt. England hatte die Buren besiegt. Frankreich erholte sich von kolonialen Abenteuern. Der Handelskrieg Frankreichs mit Italien, die ganze italienische Verstimmung war jetzt ein paar Jahre lang vorbei, Tunis, das für Frankreich gesichert war, ließ sich immer gründlicher entitalienisieren. Italien nahm niemand ganz ernst. Fernher lockte Tripolis, eine Zukunftströstung für Tunis, aber es lockte auch Valona und der Balkan, indes man gleichzeitig die Seufzer der von der Monarchie noch immer „unerlösten Provinzen" nicht überhören durfte. So vieles lockte Italien, das inmitten aller Wünsche nur die Erinnerung an den Schlag von Adua, an den mißglückten abessinischen Feldzug besaß, daß Italien selbst vorerst die Reihenfolge der Erfüllung suchte. Und Rußland heilte Wunden. Wenn es überhaupt eine Sorge gab, so war es das nicht zu sänftigende Mazedonien, die Furcht vor diesem ganzen gefährlichen, jetzt noch verfrühten Streit um das Türkenerbe. Vorläufig schwieg man darüber. Ungestört konnte der Freiherr von Aehrenthal sich zurechtlegen, was er eigentlich am Ballplatz wollte.

Er kam nach Wien mit dem Gefühle russischer Freundschaften. Aber er besann sich auch des Vermächtnisses des Grafen Andrássy, das für die Monarchie eine Zukunft im Südosten, in Saloniki, verhieß. Andrássy hatte es nicht gewagt, aus der österreichisch-ungarischen Okkupation, die der Berliner Kongreß über Bosnien und Herzegowina ausgesprochen hatte, eine Annexion durch Österreich-Ungarn zu machen. Ihm waren Okkupation und Annexion der gleiche

Inhalt in zweierlei Ausdruck. Was einst sein könnte, wenn das Erben aller am Goldenen Horn begann, war ihm keine Sorge des Augenblicks. Wichtig war ihm, daß der Erbschaftstreit möglichst spät ausgetragen werde. Vorläufig hatte ihm Europa die Okkupation als berechtigt zugebilligt. Und der Monarchie hatte er eine Richtung gewiesen. Er stützte also die Türkei, damit sie nicht zu früh verfalle, half sie galvanisieren, damit nicht Europa selbst elektrisiert werde. All seinen Nachfolgern konnte er gönnen, daß ein abspringender Funke nicht dennoch zünde. Dem Grafen Goluchowski war es im russisch-japanischen Kriege natürlich nicht eingefallen, das Wort Okkupation ohne besonderen Lärm durch das Wort Annexion zu ersetzen. Und obzwar er die damals leichte, dauernde Regelung mit der Türkei vergaß, vergaß er zugleich, wenigstens auf überkommene Türkenfreundschaft zu halten. Jetzt hatte Freiherr von Aehrenthal verschiedene Möglichkeiten. Er konnte die Galvanisierung am Bosporus neu betreiben. Er konnte aus den Wegzeichen des Berliner Kongresses die Reiseroute nach Saloniki studieren und vorbereiten. Er konnte dies mit Rußland im guten tun, was er vielleicht hoffte, er konnte es gegen Rußland mit Überlegenheit durchsetzen, was er sich zutraute. Die Kabinette waren damals ruhig. Er hatte verschiedene Möglichkeiten. Später stellte sich heraus, daß er alle zugleich versuchte.

Viel sprach er nicht darüber. Eigentlich gar nichts. Den Männern, die für die Zeitungen schrieben, kam er sehr zugeknöpft vor. Das war neu am Ballplatz, neu in Wien. Die Diplomaten fanden, daß er alles sehr

abwog, daß er aber, wenn er überhaupt sprach, auf Ansichten bestand. Einen Botschafter Englands, das solche Lässigkeit sicherlich nicht gewohnt war, ließ er gelassen und mit Absicht Tag um Tag warten, ehe er ihn zum Kaiser führte. Er ließ sich nicht drängen. Man wußte nicht, wer auf ihn Einfluß hatte. Man wußte nicht, ob überhaupt jemand auf ihn Einfluß hatte. Es sah aus, als verließe er sich nur auf sich, auf seine Kenntnis der Dinge, auf seine Überzeugung. Was er tun wollte, was er überlegte, war sein Geheimnis. Niemand wagte es, den Mann eines verheißungsvollen Rufes zu stören. Bis eines Tages ein Brief auf seinem Schreibtisch lag. „Keineswegs ginge es an, daß der Minister des Äußeren und der Chef des Generalstabs ohne einander auseinanderarbeiteten. Jede Politik einer Großmacht hätte nur dann einen Sinn, wenn ihre Forderungen im Notfall auch durch die *Ultima ratio*, also militärisch vertreten werden könnten. Ein Außenminister, der nicht wüßte, was von seinen Zielen und wie kräftig die Armee sie unterstützen könnte, vermöchte nur eine unsichere Politik zu machen" — —

Der Brief war kurz. Er trug die Unterschrift: Conrad von Hötzendorf.

Freiherr von Aehrenthal pflegte alle Schriftstücke mit peinlicher Sorgfalt zu erledigen. Er zögerte nicht, den Brief des Generals in der höflichsten Form zu beantworten. Er stimmte diplomatisch sogar zu. Aber er dachte nicht daran, irgendwem auch nur das Recht des Einblickes in die äußeren Angelegenheiten der Monarchie, in ihre Entwicklung, in ihren Ablauf zu

gewähren. Seine Angelegenheiten wollte er allein im Kopfe haben. Wenn er nach dem Südosten hinuntersah, gefiel ihm manches nicht. Alle Überwachung durch das nach dem Mürzsteger Programm aufgestellte internationale Gendarmeriekorps, alle Maßnahmen der Ordnung, die Rußland gemeinsam mit der Monarchie durchgesetzt hatte, verhinderten es keineswegs, daß in ganz Mazedonien der Bandenkrieg, der Glaubensterror nicht zu bändigen war. Im Augenblick trieben es die ins Land einfallenden serbischen und griechischen Rotten am schlimmsten. Baron Aehrenthal erkannte die erste Gelegenheit, sich zu betätigen. Er warnte die Regierungen von Belgrad und Athen. Und zwar warnte er allein, ohne erst das an Mazedoniens Besserung mitbeteiligte Rußland zur Mitwarnung einzuladen. Alles, was Aehrenthal tat, pflegte doppelten Sinn zu haben, um doppelte Auslegung erfahren zu können. Es war ein Hauptbestandteil seiner diplomatischen Kunst. Wenn der Baron nicht erst mit dem Außenminister Rußlands über den neuen Schritt beriet, so mußte sich zunächst zeigen, wie fest die Gefühle der Freundschaft waren, die er als Botschafter in Petersburg sich hatte erringen können. Vielleicht ließ man die Selbständigkeitswünsche wirklich hingehen. Waren die Gefühle anders in Petersburg, so mochte man dort immerhin erkennen, daß fortan auch die Monarchie selbständig mitzusprechen wünsche. Übrigens war er sich, seit er eine Weile am Ballplatz saß, plötzlich durchaus nicht mehr ganz klar über die russischen Stimmungen. In die reine Heiterkeit der Freundschaft zwischen Romanow und Habsburg stieg seit kurzer

Zeit neues, slawisch-nationalistisches Gewölk. Vor ihm mußte man auf der Hut sein, Aehrenthal wollte wissen, woran er war. Auch als die russische Regierung die Selbständigkeit Aehrenthals ohne Verstimmungszeichen vorbeigehen ließ, blieb die Art des Verhältnisses nicht eindeutig. Denn auch in das russische Ministerium des Äußeren war ein neuer Herr eingezogen: Iswolski. Ein Nationalist, ein Panslawist, der ohne Zweifel die siebenjährige Botschafterarbeit in Petersburg zunichte machen und leicht den Hof bereden konnte, daß noch weit nötiger als die Freundschaft mit Habsburg ein nationalistisches, massenbetörendes Ventil sei, durch das alle russischen Revolutionsgelüste gefahrlos verströmen müßten. Als die Warnungen an Griechenland und Serbien ziemlich wirkungslos verhallt waren, als die Banden in Mazedonien weiterplünderten, weitermordeten, zog es darum Herr von Aehrenthal vor, zunächst einmal gemeinsam mit Iswolski vorzugehen. Herr Iswolski sollte sich erst demaskieren, sollte erkennen lassen, wie er mit der Monarchie stand, ehe man auf ihn weniger Rücksicht nahm, als jene Gefühle russischer Freundschaften beanspruchten, mit denen man nach Wien gekommen war. Irgendwie würde man sich dann auch mit ihm auseinandersetzen. Konnten die mazedonischen Zwischenfälle selbst in kurzer Zeit beigelegt werden, so gab es dennoch bald wieder auf dem Balkan wichtige Arbeit. Vor allem auf dem Balkan. Der Balkan — der Freiherr von Aehrenthal sah es wohl — war das große Problem.

Mitten in Aehrenthals Sorgen und Gedanken traf Conrad von Hötzendorfs Brief. Man schätzte im

Ministerium des Äußeren die Entwicklung allgemeiner Programme nicht sehr; namentlich dann nicht, wenn sie von außen ins Haus flatterten. Aber diesem General kam es gar nicht bei, auf allgemeinen Programmen zu verharren. Der General hatte ganz abstruse Einfälle. Er schien ein völlig anderes Weltbild zu haben als Aehrenthal. Und indes der Minister seine Neuorientierung in bezug auf Rußland erwog, indes er immer gespannter auf den Balkan sah, hatte Baron Conrad — italienische Sorgen. Weit mehr als Sorgen. Er war fasziniert von Italien. Es war ganz einfach: Freiherr von Conrad sah ein italienisches Gespenst.

Auch ihn hatte Franz Ferdinand nach Wien gerufen. Im Sommer 1906 hatte er ihn an die wichtigste militärische Stelle gesetzt. Baron Conrad hatte eine rasche Soldatenlaufbahn hinter sich, in der er Zeit zu einer Reihe militärischer, selbst im Auslande viel beachteter Werke gefunden hatte. Sein „Lehrbuch der Taktik" war das Lehrbuch der Armee. In seiner Jugend, noch im Mannesalter war er viel gereist. Nicht nur Frankreichs Schlachtfelder von 1870/71, die russisch-türkischen Schlachtfelder von Plewna und am Schipkapasse hatten ihn, der als Generalstabshauptmann in den Insurrektionskämpfen in der Herzegowina und Dalmatien, vier Jahre vorher schon in Bosnien im Feuer gestanden hatte, zu gründlichen Studienfahrten gelockt. Conrad war in Bulgarien und Rumänien gewesen; am Goldenen Horn, hatte in abenteuerlicher Verkleidung als Landmann Gordon die Räume von Iwangorod, Warschau und Lublin durchstreift, dort russischen Straßenbau, Festungsbau, russische Aufmarsch-

möglichkeiten, dann in anderer Verkleidung, abermals durch Monate, serbische Verhältnisse im Königreich studiert. In der Monarchie kannte er fast jeden Winkel. Die Menschen, die in der Monarchie, vor ihren Grenzen saßen, die Sprache und Wünsche, die Zukunftsträume dieser Menschen blieben ihm so nicht fremd. Oft war er in Italien gewesen. Von Freiherrn von Conrad konnte man glauben, daß er nicht nur mit dem Blick des Generalstäblers nach Wien kam.

Franz Ferdinand hatte ihn entdeckt, wie er Aehrenthal entdeckt hatte. Schon vor 1905 begann der General den Erzherzog zu fesseln, als er einen Triestiner Aufstand mit blitzschneller Entschlossenheit, dabei mit so kluger Umsicht niedergeworfen hatte, daß nur geringe Opfer zu beklagen waren. Gelegentlich der Manöver nahm ihn der Thronfolger auf eine Wagenfahrt mit, bei der die Art des Offiziers sich noch näher erkennen ließ. Schon flatterte hier und da in Wien einstimmig unter den Generalen, der Name Conrad von Hötzendorf auf. Im Herbst 1907 hatte seine ungewöhnlich klare Disposition die südtiroler Manöver im Nonstale entschieden, obgleich man Freiherrn von Conrad einen Teil der Truppen fortgenommen und sie seinem Gegner im Manöver zugewiesen hatte. Und seither sprach man von dem neuen General. Franz Ferdinand aber handelte. Es war die Art des Erzherzogs, daß er den Divisionär von Innsbruck einfach zu sich ins Belvedere rief und ihm erklärte, daß er nunmehr zum Chef des Generalstabes ausersehen sei. Es war die Art des Freiherrn von Conrad, daß er den Ruf mit der Begründung ablehnte, wie wenig gerade

er zu solch einem Amt passe, ein Truppenführer, der nur an seiner Truppe, nur an seinen Arbeiten über die Truppe hing. Franz Ferdinand ließ ihn zunächst ziehen. Aber vier Wochen später muß der Baron abermals die Reise von Innsbruck nach Wien antreten. Bedrückt, ahnungsvoll. Eine Stunde lang weiß er Einwände gegen die Ernennung. Eine Stunde lang hat Franz Ferdinand Gegeneinwände. Schließlich spricht Franz Ferdinand im Belvedere den gemessenen Befehl, die Stelle als Chef im k. und k. Generalstabe anzunehmen. Baron Conrad ist Soldat. Der Kaiser ist vom Thronfolger bereits vorbereitet. Am nächsten Tag ernennt der Kaiser den Freiherrn in Schönbrunn.

Der neue Chef des Generalstabes kam aus Tirol. Dort hatte er sich nicht bloß die Alpen, dort hatte er sich auch die Nachbarn angesehen. Und war als Brigadier von Triest oft genug nicht nur auf den Karst hinaufgefahren, hatte sich aufmerksam genug auch die Sendboten angesehen, die übers Meer von Italien kamen. Seit der Jahrhundertwende war die schwächste der Großmächte unruhiger denn je. Guicciardini hatte schon Ende 1900 in der Kammer zu Rom einen Entrüstungsschrei ausgestoßen, der nach Chlumeckis Aufzeichnung von damals die Monarchie anklagte, „als stünde die Okkupation Albaniens durch Österreich-Ungarn unmittelbar bevor". Aber jetzt schwoll auch der Irredentismus bedenklicher als je. Noch hatte Baron Sonnino die Kraft zu der Erklärung: „Unsere Interessen im Trento sind ein höchst unbedeutend Ding im Vergleiche damit, was eine aufrichtige Freundschaft mit Österreich-Ungarn mit uns bedeutet." Aber Straße

und Presse lärmten stets lauter. Niemand wußte, wie lange noch die Regierung den Mut aufbringen könnte, von den Lärmenden sich nicht fortreißen zu lassen. Im Winter zum Jahre 1907 erreichte die irredentistische Hitze den Siedepunkt. In Udine gab es große Umzüge. Sie wurden feierlich angesagt. Sie waren lange vorbereitet. Johlend trieb die Menge einen Esel durch die Stadt. Sie klopften das verstörte, ergrimmt bockende, im Grimm lächerliche Tier mit tausend Schlägen auf sein Hinterteil. Sie riefen dabei: „*Evviva Francesco Giuseppe!*“ Udine lachte, die Versammlung aus ganz Italien lachte. Der König war zu dem Fest nicht nur erwartet, Viktor Emanuel kam auch wirklich. Freiherr von Conrad wußte all das. Überdies las er die italienischen Zeitungen fleißiger, als irgendwer, und er wunderte sich nicht weiter, daß unmittelbar nach den Küstenmanövern der Monarchie, unmittelbar nach dem italienischen Entrüstungssturm darüber, der Abgeordnete de Palma im „Mattino“ nach größter „Erhöhung der Marineetats“ schrie, „um Italien in einem Kriege mit Österreich-Ungarn die Gewähr der Beherrschung der Adria und die Möglichkeit zu geben, gleichzeitig zwei Kriegshäfen der Monarchie zu blokkieren“. Wenn der Innsbrucker Divisionär nach Trient hinunterfuhr, stand dort Dante mit weit und sehnsüchtig nach Norden und Brenner gebreiteten Armen, Dante Alighieri, dessen Denkmal mit anzüglicher Inschrift auf österreichischem Boden „die italienische Nation“ errichtet hatte. Nie fiel der Regierung in Wien ein, den Unterdrückten im Trento italienisches Wort, italienische Schrift zu verbieten. Nie fiel der Irredenta

ein, hüben und drüben, andere Schriften, andere Bücher, andere Fremdenführer mit österreichischem Gelde zu drucken, als Manifestationen erstaunlichsten Hochverrates, denen keiner von Wien her zu wehren wagte. Reichsitalienische Unternehmungen wuchsen, Bau an Bau, im Trento, die alle vielleicht einmal nach leichter Umwandlung als Hospitäler eines Krieges dienen konnten. In Wien sah man nichts, merkte man nichts, hörte nur den italienischen Außenminister, der in Rom, indes die berauschte Udineser Menge ihren Esel trieb, sanfte und versöhnliche Worte sprach. Aber nur Baron Conrad wußte, woher die Versöhnlichkeit kam. Er übersah die politischen, übersah die militärischen Verhältnisse des Königreichs genau: Italien war nicht gerüstet. Italien war wirtschaftlich noch schwach und hatte vor allem keine moderne Artillerie.

Freiherr von Conrad glaubte nicht an den Dreibund. Er verwarf das Bismarcksche Knüpfwerk, in das der Kanzler einen falschen Faden aufgenommen hatte. Er verwarf die Politik des vierten Kanzlers Bülow, der Bismarcks Erbe mit unbelohnbaren, hoffnungslosen Artigkeiten fortspann. Keinerlei schöne Rede schmälerte die Skepsis dieses Generals, der allen, die es hören wollten, kühl ins Gesicht sagte, daß jeder Krieg der Großmächte den Dreibund sprengen und Italien bei den Gegnern finden werde. Überhaupt schien Conrads Zukunftsbild anders, als die Gegenwart und Zukunft, die Aehrenthal sah. Auch schien ihm nichts weniger gefestet, als das innere Gefüge der Monarchie. Natürlich wußte auch er, daß Österreich-Ungarns Verheißung der Einfluß auf dem Balkan war. Kein anderer Weg stand

offen seit Bismarck, seit Königgrätz und Versailles, seit der deutschen Reichsgründung und Italiens Einheit. Aber zwei drohende Barrieren konnten den südöstlichen Marsch versperren: eine mißglückte Lösung des südslawischen Problems, und die Ansprüche ganz Europas auf das Türkenerbe.

An einen europäischen Konflikt glaubte Herr von Aehrenthal nicht. An einen Zusammenstoß aller, an eine Weltkatastrophe glaubte überzeugt Freiherr von Conrad. Italienische Spiegelfechtereien, Temperamentsausbrüche südlich leicht erregter Menschen wollte der Minister gelten lassen. Das Schwertziehen des eigenen Bundesgenossen sagte der General voraus. Aehrenthal verschwor sich, seine Noten so vorsichtig geschickt zu fassen, seine Schachzüge so fein zu stellen, daß keiner in Europa mehr als in Hitze geriet. Conrad aber sah die Feuerzeichen. Aehrenthal bewegte nur der Balkan und er blickte nach dem nächsten Weg. Er würde am kleinen Serbien vorbei, vielleicht über Serbien führen, mit dem die mächtige Monarchie — wahrscheinlich ohne jede Not zur Waffe — schon fertig würde. Freiherrn von Conrad bewegte das Zukunftsland der Monarchie nicht minder. Aber für ihn führte in naher Ferne der Weg dorthin nur durch Europa. Nur Aehrenthal konnte denken, daß Europa schweigen werde. Aber Conrad dachte, daß Europa nur eine Weile noch schweigen müsse. Italien gab er als Bundesgenossen verloren. Heute schon zeterte Italien um Valona, um Albanien, und Frankreich hörte ihm als eifrigster, liebenswürdiger Versteher zu. Denn Frankreich schwärmte für einen Freund im Dreibund, den es von Deutschland abziehen

konnte und überdies gern nach dem Balkan wies, der fern von Tripolis lag. Noch ein Jahrzehnt: dann sprang Italien, wenn der Weg nach Saloniki gesucht werden mußte, wenn die Südslawen dringlich wurden, ins Lager der Feinde. Noch ein Jahrzehnt: dann marschierte mit dem erholten Rußland ganz Europa, dann starrte der Kontinent von Bajonetten. Aehrenthal sprach: der Weg nach dem Balkan führt an Serbien vorbei. Conrad erklärte: der Weg heischt Eile. Er führt über Italien durch Serbien.

Die Südslawenfrage lag vor ihm offen. Kein Volk war begabter, kein Volk anhänglicher an Habsburg, als die Kroaten. Die Abhängigkeit von Ungarn, heute in kleinen Unfreundlichkeiten, morgen in heftiger Verweigerung aller Notwendigkeiten von Budapest ausgesprochen, konnte nicht ewig dauern. Die Kroaten, die mit den Ungarn nicht auskommen konnten, hätten gern mit Österreich gewirtschaftet. In Wien sah man die Neigung absichtlich nicht, weil man ängstlich nach Budapest sah. Unter den Südslawen der Monarchie konnten die Kroaten Führer sein. Sie wohnten von Agram bis an die Bocche di Cattaro. Freiherr von Conrad sah eine Südslaweneinheit, der machtvolle Entfaltung sicher war. Wenn Kroaten, Serben und Slowenen mißlaunig wurden im Hause der Monarchie, so mußten sie fort wollen. Das Nachbarhaus der Königsserben öffnete ihnen dann einladend die Tür. Die Königsserben waren monarchiefeindlich. Die Königsserben hatten „Aspirationen" genau wie Italien. Das Königreich nannten sie das Piemont des Balkans. Mancherlei war gesündigt worden an einem Bauernvolk, das

nicht am Meere wohnte, dennoch Handel treiben mußte. Denn die serbischen Bauern waren reich. Aber seit die Karageorg im Belgrader Konak wohnten, begann es über alles Maß in politischen Hitzköpfen zu brausen. Die Sehnsucht stand auf, Balkanpiemont möchte groß, möchte vereint und selbständig werden. Was man in Budapest nicht merken wollte, oder von der verkehrten Seite auszutragen hoffte, was man in Wien nicht anders sah, weil man nur nach Budapest schaute: den Zwang einer südslawischen Lösung begriff man in Belgrad immer gründlicher, immer schneller, immer hoffnungsheißer. Freiherr von Conrad sah nicht nur die mächtige Südslaweneinheit. Er erkannte die Umrisse eines gewaltigen, der Monarchie gefährlichen Südslawenreiches. Glückte es, die katholischen Kroaten bei den Habsburgern zu halten, waren auf absehbare Zeit auch mit den orthodoxen Serben, obendrein wenn man ihnen wirtschaftlich entgegenkam, freundschaftlichere Beziehungen vielleicht möglich. Vielleicht ... Wurde die Kroatenpolitik des Augenblickes fortgetrieben, so kam es zum Bruch. Zweierlei Lösung gab es in der Südslawenfrage: außerhalb der Monarchie oder innerhalb. Conrad kannte den Ballplatz. Conrad kannte die Ungarn. Er wußte, daß Stefan Tisza jedem Landerwerb abhold, ja feindselig gegenüberstand. Graf Tisza fürchtete den Mehrerwerb von Nationalitäten. Sein Evangelium und Brevier war in Ungarn das Diktat der Madjaren. Er wollte keine Serben mehr. Um das Reich der Stephanskrone als „integere“ Einheit zu wahren, mußte er die Nationalitäten rund um die madjarische Insel schwer, die Kroaten fast mit der Faust

niederhalten. Die Madjaren waren das intelligenteste, das Herrenvolk in Ungarn. Er hob nur sie: aus Rassegründen. Jede Vermischung, jeder Zuwachs dünkte ihn schädlich. Wurden die Ungarn schwach, zerfiel die Stephanskrone. Tiszas Gedankengänge begriff Conrad. Ein starkes Ungarn wünschte auch er: aus Staatsgründen. Denn die Monarchie konnte ein kraftvolles Ungarn nur erhöhen. Aber wenn Tisza keinen Slawenzuwachs wünschte, wollte Conrad obendrein noch die Absonderung der Kroaten. Hier trennten sich die beiden Wege, die aus verschiedener Richtung gekommen waren und an der madjarischen Kreuzung sich getroffen hatten. Da sich Tisza und Conrad voneinander wieder entfernten, wollte der ungarische Staatsmann überhaupt keine südslawische Lösung. Weder innerhalb, noch außerhalb der Monarchie. Man würde sich irgendwie schon einrichten und fortfristen. Conrads Denken nahm die weitesten Steckpunkte. Er vergaß den General. Nur der Staatsmann Conrad dachte jetzt. Der ganze Zustand war unhaltbar. Selbst eine freundschaftlichere Annäherung Serbiens bei wirtschaftlichen Zugeständnissen blieb zeitlich begrenzt. Am fernen Horizont sah er die serbischen Fahnen flattern, neben die verbittert die Kroaten ihre Banner steckten. So gab es für den Staatsmann, der ein großes, starkes, altes Reich erhalten wollte, nur einen Weg: wenn jeder Nachbarschaftsversuch mißglückte, den unheilbaren Gegensatz entschlossen mit den Waffen auszutragen, die täglich Serbien selbst erhob. Ihn siegreich auszutragen, um dann allen Südslawen ein selbständiges Haus in der Monarchie zu bauen. Früher oder später hatte die

Monarchie, wollte sie am Leben bleiben, in Wahrheit nur diese eine Südslawenlösung: innerhalb der Reichsgrenzen. Von solchem Zwang erkannte Aehrenthal überhaupt nichts. Was Tisza junkerstarr ablehnte, übersah er bureaukratisch. Das Problemhafte blieb ihm verborgen, Aehrenthal war überzeugt, daß inmitten seiner diplomatischen Geschicklichkeiten selbst ein gelegentlicher Waffengang mit Serbien, wenn man in Belgrad alle Besinnung verlor, höchstens unter Reibungen, dennoch ohne Konflikte mit Dritten auszufechten sei. Conrad aber rechnete mit Rußland, mit seinem französischen Bundesgenossen, selbst mit England. Er sah nicht die Akten, sah Weltspannungen, die nach Anlässen suchten, sah über Deutschland und englische Wirtschaftseifersucht hinaus die Kräfte, die gegeneinander zu drängen begannen und sich in dem Streit um jene Weideplätze, die jeder für sich haben wollte, entladen mußten. Nur so lange konnte Österreich-Ungarn Ordnung schaffen vor seiner Tür, für seine dreieinige deutsch-slawisch-madjarische Zukunft, als die Mächte nicht mitordnen konnten. Italien stand der Monarchie im Rücken, würde immerzu im Rücken stehen. Die Serbenfrage war hart vor der Kulmination, hatte sie indes noch nicht erreicht. Noch siechte Rußland. Die Südslawenfrage brannte jetzt in der italienischen Erledigung.

Die italienischen Umzüge dauerten an. Die Straßenfeste wurden ein nationaler Karneval. Das Geschrei aus allen Zeitungslagern wurde eine savoyische Symphonie. In Kärnten hielt Freiherr von Conrad die Herbstmanöver 1907. Es waren die ersten großen, freizügigen Manöver ohne Demarkationslinie. Dem

Erzherzog Franz Ferdinand, der im Vorjahre erst den Baron aus Innsbruck gewaltsam in den Generalstab geholt hatte, mochte es eine Genugtuung sein, wie sehr der Kaiser, der nach Kärnten gekommen war, wie sehr der Generalstab, selbst die fremden Attachés über die blendenden Einfälle, über die strategische Genialität des neuen Mannes und schon über erste Veränderungen im Geist und in der Zucht des Heeres staunten. Baron Conrad aber erbat, kaum daß er im Manöverhauptquartier in St. Veit die Karten fortgelegt hatte, Audienz bei Franz Joseph. Der Kaiser war schon nach Klagenfurt gefahren, der General durfte kommen. In Klagenfurt war die Unterredung gnädig, ernst, dennoch kurz. Denn der Baron hatte gleich für des Kaisers erste Frage nach den Wünschen des Generals die restlos unzweideutige Antwort: „er beantrage den Krieg mit Italien“. —

Zug um Zug zeichnete der General dem Kaiser die Lage, die politische, die militärische. Italien fehlte nicht bloß die moderne Artillerie; in Oberitalien war ein Fort bei Verona das einzige, das überhaupt einigen Widerstand leisten konnte. Was an der Berggrenze stand, Befestigungen im Stile der Forts auf den Sieben Gemeinden, war in raschem Ablauf — je ein Tag, je ein Fort — mit Fünfzehn-Zentimeter-Geschützen niederzulegen. Der Einmarsch in die Po-Ebene wäre gar nicht aufzuhalten. Der Einmarsch würde zum Durchmarsch nach Mailand und Venedig.

Franz Joseph aber wehrte ab. Er wies auf die Bundesgenossenschaft hin.

Der General hatte jetzt alle Schärfe des Überzeugenwollens. Der Kaiser möchte sich doch diesen

Bundesgenossen nur einmal näher ansehen. Bei der ersten Gelegenheit würde der italienische Angriff in den Rücken der Monarchie zielen — —

Aber der Kaiser schien nicht zu gewinnen. Österreich hätte nie einen Krieg begonnen . . . Auch wäre es schon zu spät . . .

Freiherr von Conrad widerstritt. Es wäre noch der Spätherbst da. In der italienischen Ebene wäre jeder Feldzug möglich um diese Zeit. Und er verbürge sich für die Entscheidung binnen vier Wochen.

Aber der Kaiser wollte nicht. Sein Minister des Äußeren schwor auf den Dreibund. Auch könne er nicht mitten im Frieden einen Krieg beginnen . . .

Der General fuhr nach Wien. Auch der Hof brach auf. Die Manöver waren ein geniales Spiel für hohe Zuschauer gewesen. Conrad suchte Arbeit, nichts als Arbeit. Nicht aus Sehnsucht nach eigenem Glanz war er ärmer um eine Hoffnung, reicher im Pessimismus um die Zukunft.

Einer hatte Genugtuung: Aehrenthal.

Die Annexion stand vor der Tür. Das Zwischenspiel der Sandschakbahn, die Aehrenthal bauen wollte, um den Anschluß der Monarchie an Saloniki zu sichern — der Berliner Vertrag gab ihm das Recht zum Bau —, hatte den Lärm fast ganz Europas entfesselt, und Rußland in einem Augenblick von der Monarchie abgedrängt. Daß die Russen wegen eines Handelsweges, den Österreich-Ungarn nach dem Ägäischen Meere suchte, plötzlich selbst das Zusammenarbeiten in Mazedonien abbrachen, war nicht nur das Anzeichen neu

heraufziehender Verstimmung: die Warnung an die Zukunft war ausgesprochen. Freiherr von Aehrenthal kannte jetzt die Dauerhaftigkeit, den Wert seiner Petersburger Botschafterarbeit. Was er ahnte, seit Iswolski der Mann der russischen Geschäfte war, wurde nunmehr Gewißheit. Es gab kein Zusammengehen mit Rußland für die Monarchie. Freiherr von Aehrenthal stand allein.

Das Sandschakintermezzo verhallte übrigens schnell. Selbst Frankreich, das die ganze Angelegenheit am wenigsten anging, dessen Verdächtigungen aber, daß niemand anders als Deutschland durch den Sandschak seinen Einfluß ans Südmeer zu tragen hoffe, am lautesten wetterte, selbst Frankreich gab Anzeichen beginnender Mäßigung. Da stieg, grell über dem Bosporus, ein flammendes Fanal in den Balkanhimmel und ganz Europa stand im Widerschein: die Jungtürken waren gegen Abdul Hamid marschiert. Die Kabinette bebten. Sie wußten nicht, war ihr Erbe verloren. Sie wußten nicht, war das Fanal am Bosporus das erste Zeichen des Erbschaftsbeginnes. Freiherr von Aehrenthal bebte nicht. Er erkannte die nächste Aufgabe klar. Er erkannte das Nächste immer klar. Es gab keine russischen Rücksichten mehr, gab überhaupt keine andere Rücksicht, als eine auf die Monarchie. Daran sollten Rußland, daran sollten die Kabinette sich gewöhnen. Österreich-Ungarn war so gut auf der Welt wie jeder andere. Der Versuch mit der Sandschakbahn war nicht nur ein groß-österreichisches Wirtschaftsprojekt, war auch ein *ballon d'essai* gewesen. Wenn die Jungtürken die neue, lebensfähige Türkei wirklich

zustande brachten, so mußten Bosnien und die Herzegowina als dauernder Besitz schnellstens unter Habsburgs Dach gebracht werden. Man steckt nicht jahrzehntelang Milliarden in ein Land, um es dann mit einer selbstlosen Verneigung zurückzureichen. Es würde ein Kampf mit ganz Europa werden. Aber Freiherr von Aehrenthal war zuversichtlich.

Der Gedanke an die *Ultima ratio* kam ihm gar nicht. Er focht den Kampf auf seine Art. In Buchlau hatte er Iswolski die Angelegenheit mit warmen, überzeugenden Worten vorgetragen. Iswolski war ganz einverstanden gewesen, um so mehr, als Aehrenthal in der Erwartung sicheren englischen Widerstandes keineswegs etwas gegen die Öffnung der Dardanellen hatte. Nur den Zeitpunkt der Annexionserklärung hatte Aehrenthal so ganz nebenher mit diplomatischer Lässigkeit erwähnt. Iswolski hatte kaum darauf gehört. Aber seine Haltung mußte dann wirklich, als das Unwetter da war, kritisch werden. Sollte er daheim den Panslawisten sagen, daß er um den Akt gewußt und ihn dennoch zugelassen habe? Sollte er die Kenntnis von Buchlau leugnen? In England holte sich Iswolski dann überdies eine Absage für seine Dardanellenpläne. Aehrenthal hatte den gefährlichsten Gegner in der Annexionsfrage mit einer Waffe kampfunfähig gemacht, die weder ein Stilett, noch ein Rapier war. Eigentlich hatte er mit einem Mätzchen triumphiert. Aber noch blieb Europa, noch blieb das kleine Serbien. Die Türkei grollte und verhängte den Warenboykott gegen die Monarchie. Selbst Deutschland war verstimmt, denn Freiherr von Aehrenthal, der Großösterreicher, hatte

selbst den Freund von der Annexion nicht verständigt. Im Sturme aller gegen den einen rauschten am Ballplatz die Akten. Aehrenthal erledigte gewissenhaft, mit beherrschten Nerven, spitzfindig die dritte und vierte Note, wenn die erste und zweite erledigt waren. Er ließ sich nicht einschüchtern, weder durch Drohungen, noch durch Konferenzvorschläge der Mächte, die er bereitwillig so annahm, daß die anderen sie nicht annahmen. Auch der Türkei gegenüber bewahrte er Geduld, so empfindlich der Warenboykott war. Er bot Entschädigungen an. Er behielt die Nerven im Notenaustausch mit Serbien. Amtlich verkündete er, ähnlich Bonaparte, der über seine Gesundheit aus dem brennenden Moskau berichtete, daß die Beziehungen zu den Kabinetten nie bessere gewesen. Jeden Satz aller Noten studierte er gründlich. Wenn die Serben einmal von den „Zarobiti" in Bosnien, von den dort „Versklavten" sprachen, so gab es eine Sondernote, die eine Richtigstellung erzwang. So ruhig, so sicher war er, daß er Worte klaubte. Einmal mußte Europa müde werden. Denn selbst die am nächsten betroffene Türkei gab nach. Sie nahm die Entschädigungen, den Sandschak und Geld. Nur das kleine Serbien gab nicht nach. Serbien war im Notenabfassen fast noch schneller und ebenso geschickt wie Herr von Aehrenthal.

Indes sich der Minister, mit geschwächtem Auge kurzsichtig über die Akten gebeugt, von Referat zu Referat fortspann, von denen eins schließlich der Kabinette Herr werden müßte, war man ruhelos im Belvedere, ruhelos im Generalstab. Franz Ferdinands Wertmeinung über Freiherrn von Aehrenthal begann

Abkühlung zu werden. Freiherr von Conrad aber haßte Akten und Papier, wenn das Leben Notwendigkeiten diktierte. Freiherr von Conrad suchte schließlich eine Aussprache mit Freiherrn von Aehrenthal. Er sprach wiederum von der Südslawenfrage, vom Zwang, sie jetzt zu lösen und sie überhaupt zu lösen. Sprach von der Aussichtslosigkeit, sich je mit einem Gegner wie Serbien, der zäh sei und im Phantastischen seiner seelischen Anlage jeden Maßstab für Wirklichkeiten verliere, auf die Dauer verständigen zu können. Er sprach von unvermeidlich kommender Weltkatastrophe, wenn der Kriegskeim, der heute noch eine örtliche, im Ausgang unbedenkliche Angelegenheit der Monarchie sei, nicht heute ausgerodet werde. Noch immer sei Rußland unerholt, noch immer Italien nicht schlagbereit. Und selbst wenn es losschlüge: er, Chef des Generalstabs, bürge für gleich günstiges Endergebnis. Er spreche nicht vom Prestige, spreche von Existenzfragen der Monarchie. Selbst wenn Serbien plötzlich nachgäbe, wäre die Operation unvermeidlich. Es wäre nur Aufschub, selbst wenn man den Serben den „Korridor nach der Adria" schenkte. Gefährlichster Aufschub: um den Operationstisch müßten später sezierlüstern alle Nachbarn stehen. Dies sei das letzte Glockenläuten für die Monarchie . . . Und Aehrenthal horchte. Von militärischen Dingen verstand er nichts. Den Sandschak hatte er als Entschädigung für die Annexion den Türken zurückgegeben, obgleich dort die erneute türkische Herrschaft eine schwächere Trennungsschranke zwischen Serbien und Montenegro war, als die Herrschaft der Monarchie. Iswolski hatte er die Dardanellenöffnung angeboten,

ohne zu merken, daß dann eines Tages die Russen vielleicht doch in der Adria erscheinen konnten. Aber Conrad sprach gar nicht von militärischen Dingen. Er gab europäische Zusammenhänge. Der Staatsmann sprach. Der Soldat gab Völkerpsychologie und Weltwirtschaftskunde. So groß war die Macht dieses Geistes, der die Zukunft umspannte, daß Aehrenthal alle Referate vergaß. Ja: Aehrenthal schwankte. Plötzlich begriff er. Plötzlich erhob sich eine andere Welt. Hinter den Aktenregalen stand zum erstenmal für ihn das Leben, die Not des Lebens, der Kampf um das Lebendürfen. Aehrenthal schwankte und gab sich bezwungen. Freiherr von Aehrenthal war für den Krieg.

Am nächsten Morgen war er wieder der alte. Die Mächte hatten Serbien die Verzichtsnote erpreßt. Von Bosnien, von der Herzegowina beanspruchte es nichts mehr. Und der tolle Georg hatte abgedankt. Es war die herrlichste Note, die je auf Aehrenthals Tische lag. Daß Rußland nicht dreinfuhr, vielmehr selbst das Belgrader Fieber kühlte, weil schließlich Deutschland in Petersburg die Geduld verlor und an den Säbel griff, deutete er zugleich als militärischen Triumph der Mittelmächte, der jetzt erwiesen sei, auch ohne daß man das Schwert ziehen mußte. Wahrscheinlich verstand das Baron Conrad gar nicht. Wichtiger als die Hirngespinste eines Generals über Kroaten, Serben, Italiener, wichtiger als seine Meinung über europäische Zusammenhänge war der große diplomatische Erfolg. Freiherr von Aehrenthal gab sich zufrieden. Alle Welt gab sich zufrieden. Er war der bedeutendste Staatsmann der Zeit.

Der Sturm der Annexion verrauschte. Das letzte Glockenläuten verhallte für die Monarchie. Von diesem Augenblicke war Freiherr von Conrad nicht mehr für den Krieg.

Er arbeitete jetzt an Rüstungsfragen. Wenn er die Zeit versäumt sah, daß man der umlauerten Monarchie durch zuvorkommenden Angriff die Grenzen sicherte, sollte die Rüstung wenigstens stahlblank sein, die der Verteidigung galt. Wohin Freiherr von Conrad auch blickte, stand für ihn der Feind. Italien schärfte Waffe um Waffe. Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden wuchs Fort neben Fort. Die Italiener bauten plötzlich, indes sich der Freiherr von Aehrenthal bald nach einem überraschenden russisch-italienischen Stelldichein mit Herrn von Tittoni verbindlich in Racconigi traf, modernste Panzerfortifikationen. Das Küstenland war von Agenten überschwemmt. Nicht nur die Italiener unternahmen Adriareisen gern. Englische Reisende schrieben Bücher über Dalmatien, die König Peter von Serbien mit Vorliebe für seine Bibliothek im Konak annahm. Seton Watson hatte für nichts leidenschaftlicheres Interesse als für die südslawische Frage. Franzosen, die sonst selten reisen, zeigten jetzt eine Vorliebe gerade für das schwer zugängliche Bosnien, das voll von serbischen Wühlern steckte. Freiherr von Aehrenthal, dem Aktenbehandlung und Politik nahezu als gleiche Begriffe galten, war der merkwürdige Zwischenfall begegnet, daß er die Unechtheit von Verschwörerakten nicht erkannt hatte, die ihm von seinem Belgrader Gesandten als Dokumente eines zuverlässigen Spions

zugeschickt worden waren. Aehrenthal übergab sie dem Historiker Friedjung zur Verwertung. Als aber im Friedjungschen Prozeß in Agram die Anklagen gegen die „großserbische Propaganda“, die nicht nur nach Serbien, sondern längst auch nach Kroatien übergriff, lächerlich scheiterten, war die südslawische Frage für Aehrenthal vorläufig wieder erledigt. In Galizien unternahm Graf Bobrinski Rundfahrten. Er brachte mit russischem Geld russische Verwandtschaftsgefühle, die natürlich friedlichen, brüderlichen Annäherungen dienten. Der Zar spendete, damit auch die ruthenischen Kirchen in Galizien Prunkstücke besäßen, zyrillische Bibeln mit schwer goldenen Kreuzen. Der Zar war ja der geistliche Oberhirt auch der ruthenischen Popen. Er beschenkte überdies die ruthenischen Lehrer, denn die Ruthenenkinder sollten in allen Schulen rechtgläubig fromm erzogen werden. Der Aufschwung der Tschechen aber, deren „ungekrönter König“ Kramarz nach häufigen Reisen nach Rußland, wo er begütert war — Professor Masaryk und der Abgeordnete Klofac zogen Belgrader Besuche vor —, im Parlament erklärte: „Der Dreibund ist ein abgespieltes Klavier“, — der Aufschwung der Tschechen lehnte sich auch an Frankreich. Als Prag eine neue Wasserleitung brauchte, lag eine Reihe von billigen, doch guten Röhrenangeboten österreichischer und deutscher Industrien vor. Die Tschechen wählten indes das schlechteste, teuerste, aber französische Angebot. Überall, wohin Freiherr von Conrad sah, war Unterminierung. Die Serben allein, auch noch die Tschechen hätte er begriffen. Aber es war klar, daß alle in Europa wühlten. Gegen die Monarchie allein

war solch ein Haß kaum zu erklären. Aber die Reise durch die deutschen Häfen fiel ihm wieder ein, die Studienfahrt mit einem von Albert Ballins Direktoren, auf der er über die Größe deutscher Werften gestaunt hatte. Er begriff, daß Deutschland hier zu treffen war. Der englische Kampf um die Welthandelsschaft und gegen ihren Schutz durch deutsche Flotten, der Kampf gegen den deutschen Anspruch auf gleiche Seerechte, der als Abrechnung unvermeidlich war, wie einstens etwa die serbische Lösung, die Vorbereitung des englischen Krieges setzte zunächst im Bundesland ein, das zugleich ein deutscher Weg nach dem Osten werden konnte. Der Bund war gesprengt, Deutschland allein, wenn Österreich-Ungarn durch Zersetzung fiel. Vielleicht hätte die Monarchie mit den andern gehen können, aber in Ischl hatte Kaiser Franz Joseph keinen Sinn für König Eduards Vorschläge. Mißglückte also auch die Sprengung, war jedenfalls die Monarchie als Kampfgegner auch durch Wühlarbeit geschwächt. Aehrenthal aber sah gar nichts. Aehrenthal war blind. Er spann sich am Ballplatz von Akt zu Akt. Auf der Fahrt nach Racconigi hatte er die neuen italienischen Panzerwerke natürlich nicht gesehen. Er glaubte nicht an sie. Daß er in Agram nur nicht die richtigen Großserben vor Gericht gestellt hatte, gab er nicht zu. Von Agram wollte er überhaupt nichts mehr wissen. Über Bobrinski und die Goldkreuzbibeln lachte er. Den Kaiser Franz Joseph wollte er erheitern: „Der Generalstab sieht Geister." Dem Kaiser erwiderte Baron Conrad unerschüttert: „Eure Majestät werden diese Geister recht bald materialisiert sehen." Weiter sagte er nichts

mehr. Der große Zusammenstoß war für ihn nahe. Er arbeitete an Rüstungsvorlagen.

Die Art seines Arbeitens war so peinlich genau, wie die Art des Freiherrn von Aehrenthal. Nur ging er vom großen Grundbau erst ins notwendige Kleine, die Akten waren ein Verkehrsmittel, wie die Sprache. Die Grenzen mußten stark gemacht werden. Er wußte jede Stelle, jeden Punkt, wo er Schutzwerke gegen den Anmarsch der Italiener brauchte. Mit seinen Offizieren war er — das Unentbehrlichste für die beschwerliche Wanderung hatte sein Diener auf ein Maultier verpackt — oft und lange genug über das Plateau von Lavarone, quer über die Grenzalpen gegangen. Er kannte das Isonzotal, den Karst, wie die eigenen Taschen. Er wußte, daß die Serben über Visegrad, über die bosnische Grenze einfallen würden, wenn sie einmal kämen. Überall dort wollte er gepanzert sie erwarten. Es kamen Notwendigkeiten an der rumänischen Grenze, kam der Karpathenschutz hinzu. Man müßte an Ungarn denken, wie an Österreich. Die Artillerie war veraltet, seit Italien sich umbewaffnete. Wenn man nicht überlegen sein konnte, mußte wenigstens ein Schutz da sein, der gegen die neuen Panzerungen aufkam. Freiherr von Conrad überrechnete Ziffer an Ziffer. Bei schmerzlichster Sparsamkeit mußte er 470 Millionen fordern. Schönaich, der Kriegsminister beider Reichshälften, sollte diesen nicht allzu üppigen Betrag für die Sicherheit einer Großmacht von den Delegationen der Monarchie verlangen.

Sie tagten in der ungarischen Hauptstadt. Der Kaiser begrüßte ihre Sprecher in Budapest. Österreichs und Ungarns Ministerpräsidenten weilten dort, der Honved-

minister, der gemeinsame Kriegsminister war da. Und Aehrenthal. Der Chef des Generalstabes hatte mit den Delegationen nichts zu tun. Er saß in Wien. Ob der von ihm geforderte Kredit bewilligt sei, meldete ihm aus der Sitzung keine Depesche. Indes, am nächsten Morgen las er die Bewilligung in den Blättern. Alles hätte der Kriegsminister durchgesetzt: die ganze Summe, die ganzen 250 Millionen . . . Freiherr von Conrad war sprachlos. Er rief die Mitarbeiter. Was sollte all das bedeuten? Ausflüchte der Mitarbeiter. Aber jetzt war Conrad auch schon marmorhart, wie sie ihn bisweilen kannten, mit den eisgrauen, eiskalten Blicken, die alle fürchteten. Hinter seinem Rücken hatte der Kriegsminister selbständig ein Rüstungsprogramm entworfen, das den beanspruchten Betrag fast um die Hälfte herabsetzte. Und den Referenten hatte er verboten, bei schwerster Strafe untersagt, mit dem Chef des Generalstabes, mit ihrem eigenen Chef, über das Thema auch nur zu sprechen. Sie wüßten von nichts . . .

Eine Depesche an den Kaiser. Fieberhaft wird, bis die Bewilligung der Audienz eintrifft, der ursprüngliche Entwurf noch einmal bearbeitet, der Freiherr nimmt ihn nach Budapest mit. Der Kaiser erklärt, daß die Angelegenheit schon erledigt sei. Die Delegationen hätten ihren Beschluß schon gefaßt. Der General bestürmt den Kriegsherrn, das Thema den Ministern selbst vortragen zu dürfen. Dagegen hat der Kaiser keinen Einwand.

Der Chef des Generalstabes hält Vortrag vor den Ministern der Monarchie. Zwei Stunden aus dem Stegreif, ohne Vorlagen, ohne Notizbücher. Um Waffen für das Heer, um Schanzen für die Grenzen zu erreichen,

spricht er von Europa, von Rassenproblemen und transatlantischer Weltwirtschaft, von kommenden historischen Notwendigkeiten. Er malt einen grell belichteten Horizont, gegen den die Schwächen der Monarchie als schwere Schatten sich abheben. Die Schwächen der Monarchie zeigt er kalt, hart, ohne Rücksicht. Jede Scharte ist da, jeder Riß, durch den der Gegner eindringen wird. Von schimmernder Wehr ist keine Spur. Die Rüstung hat eigentlich nur Löcher, schadhafte Spalte und Beulen. Er gibt die Ziffern der Monarchie, die Ziffern des deutschen Bundesgenossen, die Ziffern aller Gegner, die möglich sind, aller Kombinationen, die wahrscheinlich sind. Der Russisch-Japanische Krieg ist längst vorbei. Rußland wird zum Koloß. Freiherr von Conrad liebt die Märchen nicht: das Tönerne des Kolosses ist eine Fabel. Er rechnet aus allem das Mindestmaß an Vorsicht, an Selbsterhaltung heraus, das die Monarchie sich schuldig wäre. Zwei Stunden spricht Freiherr von Conrad.

In Wahrheit ist sein Monolog ein Duell. Hier sitzt Lexa von Aehrenthal, der „österreichische Bismarck“, gefeierter Sieger gegen Europas Kabinette, den der dankbare Kaiser in den Grafenstand erhob. Er ist hochgewachsen, und selbstbewußte Sicherheit ist in ihm, die Überlegenheit böhmischen Grundadels, der nie bescheiden war in der Monarchie. Er hat die Überlegenheit der Herkunft überdies durch Fleiß ohne Aufhören vertieft, ein vielbelesener, stets vergrübelter Aristokrat, den die Mutter, die nächsten Anverwandten stolz einen Bücherwurm nannten, ein Ungewohnter unter den Genossen seines Standes, die scheu und voll

Bewunderung den Erfolg anstaunten. Er ist es schließlich gewohnt, daß jeder seinem Worte lauscht, sofern er — und dann oft derb und schroff betont — ein Wort zu sprechen überhaupt gewillt ist. Er nimmt es hin als selbstverständlich, daß alle vor ihm sich neigen, wenn er, ein seltener Gast aus eitler Einsamkeit, vom Allerheiligsten auf dem Ballplatz in eine Gesellschaft tritt. Es scheint, daß er voll Güte gegen alle Diener ist, die nicht mit Widerspruch, kaum mit dem Wagnis eigener Ansicht zu ihm kommen. Dem Gläubigen hat der Herr der Heerscharen das Amt, die Unfehlbarkeit des Amtes geschenkt. Der Ballplatz ist die Residenz des neuen Groß-Österreich, das er mit dem Absolutismus aus Alt-Österreich regiert. Immer ist die Würde, der Abglanz um ihn, den der Erfolg ihm gab, durch die Schlichtheit und Wortkargheit noch verstärkt, die vom Erfolg bloß aus halben Sätzen hören will. Er ist der unerreichte Meister, der Herr der Minister, in deren Mitte er hier thront. Sein Wink erhebt sie, sein Wink stürzt sie. Ruhig läßt er zu ihnen den Rivalen sprechen. Freiherr von Conrad ist klein, kaum Mittelgröße. Seine Gelenke sind so feingliedrig, wie Aehrenthals Knochen stark und breit erscheinen; erst wenn der Freiherr ein Wort mit rascher Geste unterstreicht, glaubt man an federnde Kräfte in seiner Zierlichkeit. Er kommt von verdientem, an Gütern ungesegnetem Soldatenadel. Sein Kopf, seine machtvoll geschliffene Stirn haben edlen europäischen Schnitt, den Schnitt zeitloser, nicht in Nationen gegliederter Menschen. Alles an ihm scheint vergeistigt, alles abgeklärt, Gliederung, Formen, selbst die Farben. Seine Stimme hat nicht die Ansätze zur Rauheit, zur

Abgebrochenheit, wie die des Grafen Aehrenthal, der vor ihm sitzt, sie strömt mit warmem, baritonalen Kolorit. Die Blicke sind nicht kurzsichtig, gleich Aehrenthals müdegelesenen Augen, sie blicken ins Weite, hell erleuchtet von einem starken, inneren Strahl, und sie tauchen tief, wenn sie aus der Ferne zurückkommen, in die Augen derer, die ihm zuhören sollen. Es gibt keinen, den der Stolz dieser Blicke verwundete. Seine Bescheidenheit ist Sprichwort. Aber schon gab es viele, die sich beschämt von ihm abwandten, weil sie den Blick nicht ertrugen, und manche, die sein Blick erledigte. Er nimmt es hin als selbstverständlich, daß jeder ihn als gleich ansieht, wenn er, ein heiterer, stets rücksichtsvoller Gast, aus dem Allerheiligsten im Generalstab in eine Gesellschaft tritt. Es scheint, daß er voll Güte gegen alle ist, daß er alle anhört, alle prüft, die zu ihm mit anderer Ansicht kommen. Alle Helfer erkennt er an als Bundesgenossen, nur nicht Gott. Er wagt es gegen Franz Ferdinand, wagt es gegen Kirche und Erzbischöfe, wagt es an katholischem Hof, wo er übrigens nicht oft zu sehen ist, ein Freigeist und Kenner skeptischer Philosophen zu sein. Mit dem Grafen Aehrenthal hat er wirklich eine einzige Ähnlichkeit: Beide entdeckte, beide rief Franz Ferdinand. Zwar ist Freiherr von Conrad trotz unerbittlicher Erzieherstrenge der Abgott der Offiziere, denn er scheint ein Vorbild. Aber noch ist ihm der Erfolg versagt. Er hat nur Meinungen. Zwei Stunden lang trägt er sie vor.

Alle lauschen. Jeder lauscht, wenn Conrad einmal spricht. Auch die Minister und Aehrenthal vergaßen Zeit und Ort. Als aber Aehrenthal erwachte, besann er

sich, daß ihm, trotz seiner gern gepflegten Schroffheit, bisweilen auch das Maliziöse nicht fremd.

„Was meint der österreichische Herr Minister?“

Herr von Bienerth meinte, daß der Vortrag des Herrn Chefs des Generalstabes ungemein interessant gewesen wäre, daß Österreich aber die Forderungen nicht aufbringen könnte. Der Minister des Äußeren wandte den Kopf.

„Was meint der ungarische Herr Ministerpräsident?“

Er meinte, daß der Vortrag des Herrn Chefs des Generalstabes ungemein fesselnd gewesen wäre, daß aber auch Ungarn den ihm zugemuteten Teil nicht leisten könnte.

„Ich bin ganz dieser Meinung“, erklärte der Minister des Äußeren. „Sie sehen: es geht nicht. — Ich danke dem Herrn Chef des Generalstabes für seinen ungemein fesselnden und interessanten Vortrag.“

Freiherr von Conrad achtete nicht einmal auf Aehrenthals diesmal so sichtlich geschliffene Form. Er spürte die leise Lächerlichkeit, die um ihn gebreitet werden sollte, aber sie traf ihn kaum, sie bedrückte ihn nicht, denn nur die Zukunft bedrückte ihn, für die er die Verantwortung nicht mehr zu tragen wußte. In der Ofener Burg bat er um den Abschied. Franz Joseph verweigerte ihn. Er wußte trotz Aehrenthals Gegnerschaft keinen besseren General. Freiherr von Conrad begann, an den 250 Millionen herumzurechnen. Von den Tiroler Befestigungen konnte ein Drittel ausgeführt werden. Der Karpathenschutz blieb fort. Ungedeckt blieb die Grenze gegen Serbien. Die Hochfläche von Lavarone durfte also sechs Millionen kosten. Mit der Artillerie mußte er sich kläglich einrichten. Hätte er im Audienzsaal der Wiener Hofburg von Franz Joseph

nicht den Befehl an den Kriegsminister Schönaich ertrotzt, daß die von ihm geforderten großen 30,5-Mörser in Bau gegeben würden, hätte er gegen die Grenzforts der Italiener überhaupt keine Waffe besessen. Denn der Kriegsminister verzettelte nicht nur die bewilligten 250 Millionen, wozu er nicht berechtigt war, über fünf Jahre, für die ihm niemand die Kriegsministerschaft garantierte; band also nicht bloß auch einem Nachfolger die Hände. Er gab zögernd auch die Mörsermodelle in Bau. Wenn Skoda den Bau nicht vermöchte, wollte Conrad das Geschütz bei Krupp in Arbeit geben. Er hatte es eilig. Spruchreif war das Modell schon, als Herrn von Schönaich im Kriegsministerium Auffenberg ablöste, der sich dann freilich die selbstverständliche Befolgung eines unzweideutigen kaiserlichen Befehls als Erfinderschaft und Verdienst der Einführung jener Mörser anrechnete. Aber sonst war für die Artillerie nicht viel zu tun. Über den Sorgen konnte Freiherr von Conrad wirklich den Vortrag im Ministerrat vergessen, und daß er gern hatte gehen wollen. Er rechnete jetzt nur und rechnete. Er schien ein Spartaner der Pflicht.

Mit Freiherrn von Aehrenthal aber gingen die Reibungen weiter. Er war kein Gegner, der vergaß oder schonte, auch wenn er im Sieg war; Freiherr von Conrad war ein Soldat, der nicht an Kapitulation dachte, solange nur Aussicht auf Kampf bestand. Er hatte Franz Ferdinand hinter sich, mit dem er bisweilen in heißen Streit geriet, dem er bisweilen den Verzicht auf Amt und Würde anbot, wenn der Thronfolger in allzu tobenden Wallungen Sachlichkeit und Form vergaß. Er hatte den

gleichen Franz Ferdinand hinter sich, der ihm dann bewegte Briefe der Versöhnlichkeit schrieb, ihn zornig einen Hartkopf schalt und, da er den Kopf nun einmal nicht entbehren könne, jedesmal wieder zurückbat. Zwischen Belvedere aber und Ballplatz hatten alle Beziehungen aufgehört. Franz Ferdinand war enttäuscht, Graf Aehrenthal schien ihm blind, von Aktenbündeln benommen, ohne Horizont. So viel der Thronerbe beim Kaiser vermochte — gegen Aehrenthal vermochte er nichts. Der Kaiser, der als junger Herrscher Venetien und die Lombardei verloren hatte, dankte Aehrenthal im Ausgang seiner Herrscherzeit Bosnien und die Herzegowina, zwei weite, blühende Provinzen. Schon dies war viel, daß er gegen den Minister den General hielt, nicht nur, weil darin Franz Ferdinand störrisch war, noch mehr, weil auch auf ihn das Wesen Conrads, das starke, sichere Licht, das aus seinem Blick, von jedem seiner Worte, von jedem seiner Gedanken strömte, nicht ohne Eindruck blieb. Freiherr von Conrad aber hätte nicht aufgehört, Aehrenthal zu befehden, wo immer, wann immer er es für nötig hielt, auch wenn Franz Ferdinand nicht hinter ihm gestanden hätte. Die Reibungen gingen unaufhörlich weiter. Der General stieß mit dem Minister in den Rüstungen zusammen, in der italienischen Frage. Die Spannung mußte schließlich der Explosion zudrängen. Um so mehr, als jedes Schutzfort an der Tiroler Grenze schließlich durch Aehrenthals Veto schon fiel, noch ehe Freiherr von Conrad zu bauen begonnen. Und die Explosion war plötzlich da, als der österreichisch-ungarische Botschafter in Rom, in einer der vielen Angelegenheiten, die in

Aehrenthals Verbrüderungswerk mit Italien beständig schwebten, gar nichts von Energie, gar nichts von Haltung hatte erkennen lassen. Freiherr von Conrad schluckte den Ärger nicht hinunter. An Aehrenthal schrieb er: ,,Ihr Botschafter in Rom vertritt nicht die Interessen der Monarchie.‘‘ Der Graf antwortete scharf, der Baron noch schärfer. Jetzt hatte Aehrenthal genug. Er ging zum Kaiser. — —

Franz Ferdinand aber schickte seinen Kanzleichef zum Baron. Der Bruch sei unvermeidlich. Natürlich würde sich der Kaiser für Aehrenthal entscheiden. Die Enthebung sei beschlossene Sache, der Kaiser aber wünsche, morgen mit dem General selbst über den Rücktritt zu sprechen. Um keinen Preis bitte er, Franz Ferdinand, die Flinte ins Korn zu werfen. Vielmehr beschwöre kaiserliche Hoheit den Baron, dem Heere ,,in der Aktivität‘‘ weiter anzugehören. Conrad hörte es im ungeheizten Zimmer seiner Soldatenwohnung an. ,,Wenn ich hier meine Ruhe habe, ist mir alles recht, Aber wenn man will: ich bleibe auch aktiv‘‘ . . . Und zum erstenmal mit leisen Zügen der Verbitterung: ,,Mir ist das alles eins‘‘ . . . In Schönbrunn ist der Kaiser mehr als gnädig. Der Baron hätte immer offen als Mann zu ihm gesprochen. So könnten sie beide auch jetzt als Männer offen miteinander sprechen. Der Freiherr hätte fortwährend Anstände mit seinem Minister des Äußeren. Seinen Minister des Äußeren könne er nicht entlassen. Dessen Politik müsse er, der Kaiser, mitmachen. Darum enthebe er den Baron, aber ernenne ihn zu seinem Truppeninspektor.

Freiherr von Conrad blieb im Heer. Blasius von

Schemua wurde sein Nachfolger, der nicht weiter hervortrat. Conrad ging den spärlichen Aufgaben seiner neuen Würde nach, die ihn schwerlich ausfüllten. Aber nicht allzu lange nach der Schönbrunner Audienz wurde er nach dem Belvedere gerufen. Viel Zeit zum Veratmen hatte er nicht gehabt. Im Belvedere wartete Franz Ferdinand höchst ungeduldig.

Der Baron müsse also nach Rumänien — —

Rumänien? Conrad versuchte abzuwehren. Warum denn gerade er? Zumal das doch Sache des Chefs des Generalstabes wäre. Aber Franz Ferdinand bestand auf seiner Wahl. Conrad hätte die ganzen Verhandlungen geführt, hätte alles mit König Karol durchgesprochen. Er wisse mit allem Bescheid. Wen sollte er, Franz Ferdinand, denn eigentlich schicken? Baron Conrad fuhr nach Rumänien.

Mit Karol und Averescu verhandelte er in Bukarest. Wenn Rußland Krieg begann, sollte das Königreich an der Seite der Monarchie sein. Über den Aufmarsch hatten die Rumänen Bedenken. Aus Sorge vor Bulgarien sollte das rumänische Heer erst vor Bukarest versammelt werden. Dann wollte man es bei Galatz tun. Conrad wollte die Truppenversammlung in der Moldau. König Karol hatte die Ehre des Oberbefehls. Die Monarchie hatte die Wahrheit des Oberbefehls. Es stimmte alles. Freiherr von Conrad fuhr nach Wien zurück. Und ging spazieren.

Aehrenthal starb. Vor seinem Sarg, dem höfische Anordnung ein „Gepränge ohne Präzedenz“ mitgab, neigte sich Europa. Der größte Staatsmann seiner

Zeit war tot. Noch aber hatte man im Familienerbbegräbnis in Böhmen den Sarg nicht beigesetzt, da riß von einem Stoß, von einziger Durchschütterung das Haus entzwei, das Lexa von Aehrenthal in sechsjähriger Gottähnlichkeit gebaut hatte. Der Balkankrieg brach aus. Plötzlich stand Aehrenthals ganzer Bau zersplittert. Nie wurde schneller, nie grausamer eines Staatsmannes Werk verneint. Nichts hatte er erkannt, alles hatte er verkannt. Und in die Erinnerung an ihn drängte jetzt sich eines Mahners Bild: Conrad von Hötzendorf . . . Die Geister begannen sich zu materialisieren. Es geht jetzt Schritt um Schritt, die Ereignisse sind ohne Hemmung, der Horizont ist hoffnungslos. Serbien bittet die Monarchie um neutrales Wohlwollen gegen den „türkischen Unterdrücker" und vereinbart mit Bulgarien Mobilisierung gegen Österreich-Ungarn. Sie alle, Serbien, Bulgarien, Griechenland, Montenegro, denen der noch nicht beendete Tripoliskrieg das Signal zur türkischen Erbschaftsteilung gab, rufen den Schirmherrn aller Slawen, den Zaren, als obersten Richter über Krieg und Kriegsausgang an. Aber der König von Montenegro wartet nicht auf den Zaren. Seine Angst ist, daß der Krieg im letzten Augenblick noch Trugbild sein und abgesagt werden könnte. Er läßt die Kanonen gegen Skutari feuern. Das Wetter ist da. Blitzschläge fallen bei Kirkilissa, Kumanowo, bei Adrianopel und Tschataldscha. Die Serben marschieren gegen Bulgarien. In den Rücken der Bulgaren marschieren die Rumänen. Der Handel um Albanien beginnt. Der König von Montenegro will Skutari nicht verlassen. Jetzt beginnen die Kabinette vom ersten Schreck sich zu erholen. Sie

werfen eine Weile, da Poincaré einen Vorschlag wußte, der nicht durchdrang, mit hundert „Formeln“ herum. Sie werden abgelöst durch den Kinderglauben an den „*Status quo*“. Auf der Londoner Reunion duellieren sich, indes der Abwechslung halber jetzt wieder die Türken auf Adrianopel vormarschieren, die Botschafter Rußlands und des Grafen Berchthold um Skutari. Vor Cattaro marschieren österreichisch-ungarische Gebirgsbrigaden. Die Torpedoboote schrillten in der Bocche. Der König von Montenegro weinte. Dann besetzten, als er dennoch abzog, Skutari die Detachements der Mächte. In Bukarest wurde Frieden gemacht, ein Frieden, der keinem recht war. Die Bulgaren rollten die Fahnen ein. Die Serben rüsteten heimlich zum Einmarsch in Albanien. 1914 wollten sie es tun . . . Noch einmal hatten die Noten, die Akten, die Kabinette zum Schlusse triumphiert. Ein paar Monate Schweigen und Erschöpfung. Dann kracht ein Donner in die Stille der Müden. Jetzt waren die Geister wirklich materialisiert. Franz Ferdinand lag ermordet.

Totenruhe über Europa. Einer der letzten Männer, dem der Erzherzog in Serajewo noch die Hand zum Abschied gedrückt hatte, war Conrad von Hötzendorf gewesen. Längst war der Baron nicht mehr spazierengegangen. Als der Balkan unruhig, als Europa unsicher wurde, hatte der Thronfolger ihn noch einmal geholt. Conrad hatte gemurrt, Franz Ferdinand befohlen. Bei der Jahrhundertfeier der Leipziger Völkerschlacht hatten sie sich zerzankt. Der Erzherzog hatte einen seiner Anfälle gehabt. Conrad verschwand damals nach Steiermark, der Kabinettschef stöberte ihn auf.

Der Thronfolger schrieb einen seiner bewegten Briefe, acht Seiten lang. Seit Leipzig hatten sie einander kaum gesprochen. In Serajewo war alles vergessen. Von dort war der Baron vor der Abreise des Erzherzogs mit seinem Stab auf die alljährliche Generalsreise gegangen. In Agram trifft ihn die Nachricht von dem Attentat. Er telegraphiert an den Kaiser, daß es besser wäre, die Generalsreise abzubrechen, und die Generale heimzuschicken. Er selbst gehe nach Wien.

Er ging dann nach Tirol. Noch konnte zu Europas Beruhigung der Schein gewahrt werden. In Wien entrüstete sich laut der Gesandte eines befreundeten deutschen Staates: „Ob es so weit schon gekommen, daß man sich jede Ohrfeige müßte gefallen lassen.“ Die hohen Militärs wiederholten Moltkes Wort: „Daß es zur Katastrophe einmal kommt, das wissen wir: je früher, um so besser für uns . . .“ Aber die hohen Militärs in Wien wußten nichts. Niemand wußte etwas. Vielleicht verhandelte Graf Berchtold mit Berlin, vielleicht auch nicht. Jedenfalls: von seinen Plänen und Handlungen wußte keiner.

Am Wiener Ballplatz wurden dann die Minister zusammengerufen. Der Chef des Generalstabes, den man aus Tirol zurückgeholt hatte, wurde vom Grafen Leopold Berchtold, der den Vorsitz führte, als Experte befragt. Er hatte lediglich über militärische Aussichten zu sprechen, kein Wort zur Situation. Weder von einem Ultimatum an Serbien, noch sonst einem Ultimatum war die Rede. Freiherr von Conrad entwickelte die Möglichkeit jeder gegnerischen Konstellation und ver-

barg seine Auffassung nicht, daß die Monarchie einem Kriege nach drei Fronten nicht gewachsen sei. Er berief sich dabei auf die gleiche Anschauung, die er über die Gefahr einer solchen Verwicklung seit Jahren schon zum Ausdruck gebracht hatte. Er ging dabei auf jede Einzelheit eines möglichen internationalen Zusammenstoßes ein. Da warf Graf Berchtold eine Frage auf: Ob sich die Chancen für die Monarchie in den nächsten Jahren verbessern würden? Freiherr von Conrad dachte an den Vortrag zu Budapest, an die Widerstände der Ungarn, an seine zweihundertfünfzig Millionen Rüstungskredit, an das ganze Rüstungstempo, an die Rüstungen der anderen. Er hätte lügen müssen: nein, die Chancen könnten sich nicht verbessern. Sie könnten sich im Gegenteil bei der geringen Neigung in der Monarchie für Aufwendungen an das Heer und bei der immer drohenderen nationalistischen Propaganda nur verschlechtern. Es war die geforderte, rein sachliche Antwort des militärischen Experten. Weiter fragte Graf Berchtold nichts. Dann ging man auseinander.

Zur entscheidenden Sitzung wurden die Minister ein paar Tage darauf in die Wohnung des Grafen Berchtold gerufen. Der Kaiser war nicht gekommen. Aber Stephan Tisza war da, Graf Stürgkh für Österreich, Freiherr von Conrad, der Kriegsminister Krobatin, endlich ein Fachmann der Marine. Wieder führte Leopold Berchtold den Vorsitz. Zwei höhere Beamte aus dem Präsidialbureau des Ministeriums des Äußeren, beide mit allen Feinheiten und Genauigkeiten des Französischen, der Diplomatensprache, wohl vertraut, harrten

als technische Hilfskräfte des wichtigen Aktes ihrer Verwendung.

Leopold Berchtold verlas eine Note. Niemand erhob Einwand. Nur Tisza schwankte eine Weile. Alle Verwicklungen, die für Ungarn nationale Probleme beschwören konnten, waren ihm unbehaglich. Aber auch Tisza gab schließlich die Zustimmung.

Die Note enthielt Schärfen. Daß die Zulassung von Vertretern der Monarchie bei den Belgrader Untersuchungen gefordert wurde, war jedem klar, denn der Verdacht war nahe, daß nicht nur Pasitsch, daß das Königshaus selbst in den Königsmord verwickelt war. Die Note hatte schärfste Fassung, wie es sein mußte, wenn man die Auffassung vertrat, daß die brutal herausgeforderte Monarchie volle Genugtuung und die Sicherheit bekommen sollte, daß die serbische Wühlarbeit aufhören werde.

Jetzt ging man an die endgültige Formulierung des Wortlautes, die letzten Abänderungen wurden besprochen. Die Diplomaten berieten sie. Die beiden Stilisten aus dem Ministerium des Äußeren feilten dann noch. Die Soldaten hatten keinerlei Entscheidung. Der fertige Text wurde noch einmal verlesen. Die Sitzung wurde darauf sofort geschlossen.

In Schönbrunn verlor der alte Kaiser nicht einen Augenblick die Fassung. Er wußte jetzt, daß die Monarchie unterminiert war, daß sie zwischen Untergang und letzter Rettung schwebte. Freiherrn von Conrad fragte er, wie es um die Mobilisierung stünde, ob alles in Ordnung sei. Vollkommen, beruhigte der General. Ohne

Merkzeichen der Erregung unterschrieb Franz Joseph vor dem Minister des Äußeren die Kriegserklärung. Der aber als einziger die Katastrophe angesagt hatte, ein Prediger in der Wüste Jahr um Jahr, dem Ballplatz verhaßt als unbequemer Geisterseher, ein Schwadroneur für Aehrenthals Ministerkollegen, die hinter ihm Intrigen spannen, der öffentlichen Meinung verschrien als Parteihaupt eines Krieges, dessen Voraussicht niemand begriff: jetzt stand Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf ganz allein. Er hatte an eine Abwehr gedacht in rechtzeitigem Angriff, 1907 und 1909, als herausgeforderte Auseinandersetzungen die Monarchie nicht erschüttert, die Menschheit nicht verblutet hätten. Nunmehr mußte Europa der Kampfplatz sein, die große Szenerie war da, alle mußten sie nunmehr kommen: Rußland und Frankreich, England und Italien — ganz Europa, mit dem Conrad das Ringen hatte verhüten wollen. Die Zeit von 1907 und 1909 war vorbei: seit damals hatte er, je weiter das zweite Jahrzehnt fortschritt, den Krieg am liebsten vermieden gesehen. Denn er konnte nur mehr die letzte schwere Verteidigung bedeuten. Die Frage ging nicht mehr um Größe und Glanz, die Frage ging um Sein oder Nichtsein. Vielhundertjähriges sollte erweisen, ob es stehen, ob es stürzen wollte. In den Sturmtagen rief der alte Kaiser aus: „Gut, wenn es sein muß. Aber dann wollen wir wenigstens mit Anstand untergehen.“ Verhängt schien die Zukunft, nur das Recht des Kaisers, das Recht aller, die mit ihm im eigenen Hause leben wollten, war klar. Ohne Merkzeichen der Erregung unterschrieb er die Kriegserklärung.

Die Diplomaten aber redeten nicht mehr. Auch die Minister schwiegen. Sie hatten dem Freiherrn von Conrad den Angriff verwehrt, als er der Katastrophe zuvorkommen wollte, sie hatten ihm dann, als er gegen den Angriff um Waffen kämpfte, die Waffen abgeschlagen. Aber jetzt sahen sie alle nur auf ihn. Plötzlich fiel ihnen ein: Er war die Hoffnung der Armee. Er war der Kopf des Heeres. Auf ihn kam es an, er war der Retter. Von ihm konnte man alles verlangen. Jetzt gab es nur mehr die *Ultima ratio*. Wortlos fuhr Baron Conrad ins Hauptquartier.

Die Russen



Freiherr von Conrad fuhr in den Zweifrontenkrieg. Noch hoffte man am Ballplatz, daß „die Strafexpedition“ gegen Serbien mit schnellem Marschieren zu Ende käme, ohne daß Rußland eingriffe. Oder doch zu Ende käme, bevor Rußland mit völliger Machtentfaltung eingriffe. Conrad hoffte nichts. Er wartete auf die Russen.

Sein Aufmarsch rollte ab, wie ein Uhrwerk. Die Züge liefen Tag und Nacht. Nach Serbien sowohl wie nach Rußland. Blieb der serbische Krieg wirklich ohne Verwicklung, so stand jetzt gegen das Königreich fast Österreich-Ungarns halbe Streitmacht. So lange Übermacht gegen Serbien möglich war, sollte sie dort rastlose Arbeit tun. In das galizische Aufmarschgelände trugen die Bahnen der Streitmacht größeren Hauptteil. Nur wer die Beförderungsziffern der Bahnen mitrechnete, vermochte eine Kraftverteilung zu verstehen, die zunächst gegen zwei völlig ungleiche Gegner nahezu gleiche Macht zu setzen schien. Nach dem Nordosten waren alle Bahnen belastet bis über das Höchstmaß. Die Lokomotivenparks waren leer, die Wagenparks unterwegs. Alles dampfte, alles rollte. Böhm-Ermollis zweite Armee, schon jetzt für Rußland bestimmt, marschierte vorerst gegen Serbien auf. Selbst aus Serbien konnte sie nicht um eine Stunde später

auf dem russischen Kriegsschauplatz eintreffen, als bei unmittelbarem Abmarsch dahin. Untätig in Hinterlandgarnisonen wollte sie Conrad nicht lungern lassen. In Serbien vermochten sie vielleicht an einer Beschleunigung der Dinge, an ersten Vorteilen der Überlegenheit mitzuhelfen. Kaum lag der erste Bahnstrang frei, rollten ihre Kolonnen auch schon dem Dnjestr zu. Serbien war ein Nebenkriegsschauplatz. Alle Welt begriff es, alle Welt erklärte es. Conrad hatte es längst begriffen. Er hatte aus dem technisch Erreichbaren das Günstigste herausgeholt.

Den Berichten über die unfertige russische Mobilisierung mißtraute er. Einen Koloß erwartete er. Nur dies eine war fraglich, wie weit der Koloß sich schon vorwärts gewälzt hatte und wo er zum Stoß ausholte. Freiherr von Conrad wußte, daß auch gegen Riesen die beste Aussicht auf Abwehr und Erfolg im Angriff liegt. Noch einmal überlegte er, wie er sich für den Fall eines russischen Krieges, der ihm Verteidigung aufzwänge, schon vor seinen Friedenskarten solch einen Angriff zurechtgelegt hatte. Und was darüber mit Moltke, dem Generalstabschef des deutschen Feldheeres, in mündlicher Beratung und regem Briefwechsel bereits vereinbart worden war. Sie hatten beide endlich beschlossen, mit ihren Truppen in Polen einzudringen. Polen war die große Heerstraße nach Schlesien. Der Marsch durch Polen war der russische Marsch über Breslau nach Berlin. Sowohl in Galizien, als auch in Ostpreußen wollten die Verbündeten sich in unbedingter Verteidigung halten. Selbst wenn es den Russen glückte, in Ostpreußen oder in Galizien — oder gar in

beiden Ländern — ein Stück vorwärtszukommen, so zerriß ihr Riesenheer durch einen erfolgreichen Angriff in Polen in zwei flatternde Flügel, die, ohne Verbindung miteinander, von selbst schnell weichen mußten. In Polen aber wollte man das wandernde Russenheer von oben, von unten in eine eiserne Zange fassen. Dies ganze Polen war ein großer, bauchiger Sack, den man nahe am offenen Ende abbinden wollte, wenn er unten mit Russen gefüllt war. Conrads Leute sollten also über Lublin nach Norden, Moltkes Leute über Siedlce nach Süden marschieren. Wenn sie sich trafen, war der Sack geschlossen. Oder wenigstens eine Barriere von Ostpreußen quer durch Polen bis nach Galizien gezogen. Was an Russen links von der Barriere, mit dem Gesicht nach Schlesien stand, war dann der gefährlichsten Bedrohung durch das Zufassen der Gegner verfallen. Was rechts von der Barriere stand, war dann auf alle Fälle schwer geschwächt und schwer verwirrt. Der Russenvormarsch aufgehalten. Nichts war an dem Plan zu ändern. Nichts an ihm zu deuteln. Das erste Ziel der österreichisch-ungarischen Heeresleitung war: Vormarsch nach Russisch-Polen — in Ostgalizien Abwehr.

In Ostpreußen waren zur Zeit des österreichisch-ungarischen Aufmarschs auch deutsche Truppen versammelt worden. Generalleutnant von Prittwitz und Gaffron war dort Kommandant einer Armee. Sie war stattlich, sie zählte zwölf Divisionen. Aber an den Marsch nach Russisch-Polen, an die polnische Zange vermochte weder Herr von Prittwitz, noch Moltke jetzt zu denken. Vom Njemen drang ein Russenheer

ins Land. Ostpreußen mußte Deutschland näher sein als Polen und österreichische Vereinbarungen. Vorläufig konnte die deutsche Führung das erste Übereinkommen nicht halten. Vorläufig mußte der Freiherr von Conrad sich allein bescheiden. Im Westen schien alles jetzt Entscheidung. Alles andere kam später, würde später leicht sein. Für den Osten war Ostpreußens Schutz jetzt das einzig Wichtige. In hartem Zusammenstoß mit den Russen wurden freilich die zwölf deutschen Divisionen geworfen und geschlagen. General Prittwitz ging. Mit ihm sein Stabschef Waldersee, der Neffe des Marschalls. Es war die erste Enttäuschung, die der deutsche Generalstab besorgt verschwieg. Ostpreußen lag schutzlos.

Für Österreich-Ungarn aber begrenzte nüchterne Betrachtung die Zeit, die sein Alleinstehen gegen Rußland möglich war. Ein Reich von 52 Millionen Menschen focht gegen ein Reich von 160 Millionen. Serbien und Montenegro brauchte man gar nicht erst mitzuzählen. Überdies war der Grundplan des Handelns umgestoßen. Freiherr von Conrad hatte noch vor Kriegsbeginn mit General v. Moltke Besprechungen darüber gehabt, wie er sich den Gang der Ereignisse, wie er sich das Bild des Ganzen dächte. Die wirkliche Entscheidung, hatte Moltke gemeint, müßte im Westen fallen. Mindestens der gefährlichere Gegner stünde dort. Freiherr von Conrad hatte dies eingesehen. Nur eines hatte er noch wissen wollen: wann nach Moltkes Meinung die Entscheidung im Westen fallen werde. Der deutsche Generalstabschef hatte „den 39. bis 40. Mobilisierungstag" genannt. Gut, — hatte Conrad geantwortet. Dann

würde er — Moltke — mit den nötigen Kräften eben nach dem Osten herüberkommen.

Vorläufig gab es keine andere Rolle, die Österreich-Ungarn hätte spielen können. Schnell zeigte sich, wie hoch die Anforderungen waren, die sie an Kraft, Ausdauer und Geistigkeit stellte.

Drei Aufgaben lagen vor Freiherrn von Conrad. Das Ringen in Frankreich durfte durch Vorfälle im Osten nicht beeinträchtigt werden, die eine freie, sorglose Verwendung aller dort eingesetzten Armeen behindert hätten. Rückendeckung wurde verlangt im weitesten Sinn. Dann war der russische Einbruchsversuch nach Schlesien um jeden Preis zu vereiteln. Und schließlich blieb Galizien zu schützen.

Die Rückendeckung konnte Conrad Deutschland nur gewähren, wenn er fast alle Heere Rußlands auf die eigenen Truppen zog und sie in so heftige Arbeit verstrickte, daß ihnen keinerlei andere Beschäftigung erlaubt war. Den Einmarsch in Schlesien konnte er nur vereiteln, wenn er die Straße durch Polen versperrte. Galizien konnte er nur halten, wenn dann noch die Truppen reichten. All das, wenn die russische Mobilisierung wirklich nicht beendet war; wenn er blitzschnell war; und wenn kein Fehler geschah.

Tief nach Polen stieß er — Auffenberg und Dankl — zwei starke Angriffsarmeen. Die Verteidiger Ostgaliziens spannte er — Brudermann und Köveß — im Querbogen bis nach dem bessarabischen Grenzrand. In Polen drangen Auffenberg und Dankl kraftvoll nordwärts. Sie sperrten wirklich den Russenmarsch nach Breslau. Vielleicht erreichten sie auch mehr.

Aber in Ostgalizien fielen gleich in den ersten Kampfphasen jäh die Schleier. Rußland mußte seit Monaten schon mobilisiert haben: gegen die Reichsgrenzen marschierten dort allein drei russische Armeen. Ruski, Iwanow, Brussilow. Wer rechnete, erschrak. Freiherr von Conrad hatte, selbst wenn Böhm-Ermolli schon mitkämpfte, knapp eine halbe Million Soldaten. Die Russen mit Reichswehr und Sibiriaken anderthalb Millionen Mann. Conrad blieb unerschüttert. An den Zahlen konnte er nichts ändern. Aussicht auf deutsche Mithilfe gab es jetzt nicht.

Von der Nordostecke Galiziens sprang die Armee Auffenberg weit in polnisches Gebiet. Teile dieser Armee konnten gewendet werden. Sie sprang wie ein Hammer aus Conrads Front, deren Mitte vor Lemberg lag. Wenn Böhm-Ermolli eingetroffen war, wollte Conrad den zweiten Hammer ansetzen. Tief im Süden vom Dnjestr herauf . . . Da warf General Brudermann um.

Brudermann hatte den Befehl erhalten, dem Marsch der Russen Einhalt zu gebieten, die von Podolien her und über Zloszow ihre Kolonnen vortrieben. Er war an vorgeschriebene Defensive nicht gebunden, aber in völliger Verkennung der Situation glaubte er seine Aufgabe am besten so zu lösen, daß er selbst vormarschierte. Er sah General Dankl siegbegleitet im Vormarsch nach Polen. Er sah auch General Auffenberg in rastlosem Vorwärtsschreiten. Und er griff an. Er wartete nicht einmal, bis seine Divisionen, die aus den Bergen dazu erst heraustreten mußten, in der Ebene alle versammelt waren. Er griff ohne Versammlung an. Er warf die Truppen Stück um Stück in den Angriff. Er wurde

geschlagen. Seine Front weit hinter Przemislany zurückgeworfen. Selbst mit Böhm-Ermollis Truppen konnte Conrad jetzt keinen Hammer mehr schmieden. Der ganze Südteil der Front mußte neu aufgebaut werden. Zeit und Möglichkeiten waren eingebüßt. Brudermann hatte das ganze Konzept schwer umgestoßen.

Man stand damals im Anfang des Krieges. Die Armee Prittwitz hatte Ostpreußen verloren. Antwerpen hielt sich noch. In Antwerpen die belgische Armee. In Frankreich begann die Rechnung General Moltkes nicht zu stimmen. An der Wiederherstellung der ostpreußischen Lage aber arbeitete eben erst ein neues Triumvirat. Der bedächtige, feste Generaloberst von Hindenburg war sein Haupt, dessen Ruheausdruck immerhin Sicherheitsgefühle wecken konnte. Er war in das Hauptquartier der deutschen Oststreitkräfte mit Erich Ludendorff gekommen, einem General in mittleren Jahren, der vor Lüttich nach bitteren Stunden vom Siegertum schon gekostet hatte, dem man aber trotz der rücksichtslosen Energie, mit der er Beschlossenes durchführte, trotz des eisernen Griffes einer unbarmherzigen Faust, um seiner verhältnismäßigen Jugend willen die Befehlsgewalt über eine Armee nicht geben mochte. Im Hintergrunde noch ein Dritter: der geistvolle, ideenreiche Major Hoffmann, im Hauptquartier schon über die Karten, über neue Aufmarschpläne, neue Vormarschpläne gebeugt, indes mit dem Generalobersten der Stabschef erst anrollte. Das Triumvirat schlägt die Schlacht bei Tannenberg. Rennenkampfs Heer wird zur Hälfte in die Sümpfe Masurens gedrängt, die andre Hälfte wird gefangen, nur Bruchteile entkommen.

Anlage, Durchführung, Ausnützung der Schlacht tragen geniale Züge; ihr Ergebnis ist Ostpreußens Wiedergewinn. Ihr Ergebnis ist noch weit mehr: die seelische Hebung und unbedingtes Zukunftszutrauen aller Deutschen. Ein Rausch erfaßt ganz Deutschland. Ein Name wird auf den Schild gehoben: Hindenburg. Weniger bedeutet das Geschehnis im Rahmen der ungeheuren Vorgänge. Selbst für den Osten ist die Schlacht von Tannenberg kaum mehr als eine dem Gegner unbequeme Episode. Zwei Russenheere standen gegen Ostpreußen. Rund 350 000 Mann. Jetzt ist von den neuen Feldherrn mit den neuen Truppen, die die Reste der außer Gefecht gesetzten Armee Prittwitz füllten, das eine Russenheer kampfunfähig gemacht. Aber in Galizien und Polen stehen 1 500 000 Mann und werden stündlich mehr. Von einer Bannung der Russengefahr ist keine Spur. Für die Wissenden ist kein Grund zum Jubel. Zuversichtlich ist die Stimmung im Lager des Vierverbandes. Für die Mittelmächte ist die Stimmung der Wissenden ernst.

Conrad erwog darum, ob er Lemberg preisgeben mußte. Militärisch war ihm der Besitz der Stadt gleichgültig. Aber den politischen Eindruck scheute er in bedrückter Zeit. Noch konnte er, noch wollte er die Hauptstadt halten. Da trat in seinen Beschluß einer jener Zwischenfälle, die mitunter grundlos die Nerven der Truppen besiegen. Bei Zolkiew, vor einem Wäldchen, hatte die dreiundzwanzigste Honved-Division jähe Panik erfaßt. Sie ging plötzlich zurück. Ohne allen Grund. Bei Zolkiew klaffte ein Loch. Jetzt war Lemberg freilich nicht mehr zu halten. Rapid riß

Conrad die Front zurück. Und stand bei den Grodeker Teichen.

Die Russen aber rechneten mit Auffenberg ab. Zwar waren sie überrascht, von Conrads vernichtet geglaubten Südkräften plötzlich abermals so sieghaft angegriffen zu werden, daß Lemberg wieder nahe lag. Aber gegen Auffenberg allein rollten Russenarmeen. Halb focht der General noch südwärts zur Grodeker Schlacht gewendet, halb wehrte er sich schon wieder gegen Norden. Und nunmehr erst wurde auch der Zeitverlust durch Brudermann eine vollkommene und tragisch fortstrahlende Wirkung. Jetzt schütteten alle Bahnen, alle Straßen die russischen Reserven aus, die während der ersten Schlacht noch weit hinter dem Kampfplatz marschiert waren. Auffenberg drohte von Dankl abgerissen, beide von Übermacht umflutet zu werden. Gegen den neuen Stoß, der kommen mußte, fehlte es an Reserven. Conrad brach jählings die Schlacht ab. Weiterkämpfen war Vernichtung. Vier Heere riß er mit einer Entschließung, mit einem Ruck über 160 Kilometer zurück. Ehe die Russen zur Austilgung aufbrachen, war er verschwunden.

Hinter dem Dunajec gab er den Truppen Erholung. Sie hatten sich alle heroisch geschlagen, sie waren erschöpft, doch ungebrochen. Sie wurden zu neuem Vormarsch gerüstet. Im Hauptquartier, im Städtchen Sandec, durfte sich Freiherr von Conrad sagen, daß er von den drei ihm gestellten Aufgaben nur die eine nicht hatte lösen können: Galizien war nicht zu halten gewesen. Aber von einem russischen Marsch nach Schlesien war keine Rede. Drei Viertel der russischen Streit-

macht hatte Conrad allein beschäftigt, hatte sie verwirrt und durch Verluste schwer geschwächt, drei Viertel der Russen hatte er allein gebunden. Vorsichtig tappten sie jetzt der neuen Linie zu. Mehr hatten die Truppen, mehr hatte er selbst nicht leisten können. Die beiden ersten, langen und bangen Kriegsmonate lag das russische Ungetüm gefesselt. Die große Rückendeckung war so dem deutschen Waffengefährten in Frankreich wahrhaftig gegeben. Allerdings begann in Frankreich die Moltkesche Rechnung immer weniger zu stimmen. Oder sie stimmte längst nicht mehr. Die Sendboten mit den Großkreuzen des Maria-Theresien-Ordens, die Kaiser Franz Joseph, mitgerissen von den belgischen Siegen, dem Kaiser Wilhelm und dem Grafen Moltke ins Große Hauptquartier geschickt hatte — zu früh für Conrads Empfinden, der in allen belgischen Siegen doch nur die Anfangserfolge sah —, hatten in Homburg auf verstörte Gesichter getroffen. Der Bevollmächtigte des österreichisch-ungarischen Oberkommandos im Großen Hauptquartier, der dort freilich so wenig zu erfahren pflegte, daß man ihn schließlich abberief, hatte nichts von der Schlacht an der Marne gehört. Und auch die deutsche Heimat wußte nichts, die Monarchie wußte nichts. Selbst Freiherrn von Conrad brachten auf Umwegen erst die Schilderungen der Sendboten, die mit den Großkreuzen ausgereist waren, die Nachricht der verlorenen Schlacht. Bisweilen mußte jetzt Conrad von Hötzendorf daran denken, daß er sich das Zusammenarbeiten mit dem deutschen Hauptquartier eigentlich anders vorgestellt hatte. Jedenfalls: der Vormarsch in Frankreich stand. Und die Frist

des Alleinseins gegen Rußland war zweifach um. Der Koloß wuchs noch immer. Freiherr von Conrad wartete jetzt auf die von Moltke versprochene deutsche Hilfe.

Generaloberst von Hindenburg war der Helfer. Er kam mit leidlich starken Kräften, die er zwischen Kreuzburg und Tschenstochau vormarschieren ließ, oberhalb der Festung Krakau in die polnischen Gouvernements Kielce und Radom. Der Anschluß an die Verbündeten war jetzt erreicht. Der neue Vormarsch konnte beginnen, die Versammlung der deutschen Truppen war überaus rasch geschehen. Nur die Vereinbarung, die Einigung der beiden obersten Befehlsstellen mußte noch erfolgen, wie der Vormarsch unternommen werden sollte. Hier hatte für das österreichisch-ungarische Armeeoberkommando Freiherr von Conrad zu sprechen; dort Generaloberst von Hindenburg, dem als Oberkommandierenden aller deutschen Osttruppen der Chef des deutschen Generalstabes Vollmachten gegeben hatte. Freiherr von Conrad erwog ein festgeschlossenes, vorsichtiges, dennoch zähes Vorschreiten der ganzen verbündeten Front. In Galizien, sowie in Polen. Er kannte den Gegner. Er kannte die Schwierigkeiten. Nur ein harter, festgefügter Block konnte sich allmählich vorwärtsschieben und die Russen dadurch, daß er nirgends verwundbare Blöße und Schwäche zeigte, durch die Überlegenheit des soldatischen Materials langsam zurückdrücken. Der Generaloberst von Hindenburg hatte sich noch nicht darüber entschieden, wie er sich zu solcher Absicht stellen wollte. Vielleicht war im Aufmarsch noch ein letztes zu vollenden. Aber da meldete er sich auch schon.

Freiherrn von Conrad brachte General Metzger, der Chef seiner Operationskanzlei, ein Telegramm des Generalobersten von Hindenburg. „Der Vormarsch habe begonnen.“ Er gehe gegen die Weichsel. „Um die Russen zu überrennen“, wie es in der Depesche hieß. Conrad las sie mit unbehaglichem Gefühl. Er studierte das Telegramm noch einmal, aber das darin gemeldete Unternehmen dünkte ihn immer sonderbarer. Hindenburg hatte den Vormarsch an die Weichsel mit auseinandergezogenen Divisionen angetreten. Sie liefen geradezu auseinander . . . Sonderbar nannte das Unternehmen Conrad. Sonderbar nannte es der Chef seiner Operationskanzlei — —

Aber Hindenburgs Vormarsch war bereits im Rollen. Conrad vor eine vollzogene Tatsache gestellt. Seine Hauptmacht kämpfte er durch Galizien vor, dem San und der Festung Przemysl entgegen, um die der russische Belagerungsring lag. Der starken Armee Dankl befahl er, die Bewegungen auszuführen, die den Anschluß an die vormarschierenden Truppen Hindenburgs sichern sollten. Hindenburgs Truppen hatten im Marsch die Gerade. Dankls Truppen am Weichsellauf den tiefgebauchten Bogen. Wenn überhaupt diese Vormarschlinie Bogen und Sehne war, so war die Sehne der Weg Hindenburgs. Der Unterschied ergab eine beträchtliche Kilometerzahl zu ungunsten General Dankls. Obendrein eilte Hindenburg durch nahezu russenfreies Gelände. Dankl mußte, noch ehe er vormarschieren konnte, erst den Weichselübergang erzwingen. Seinen Marsch beunruhigte die russische Weichselfront. Dennoch: General Dankl marschierte. In

Eilmärschen, in Gewaltmärschen. Und traf schließlich sogar rascher ein, als die anfängliche Berechnung hätte erwarten lassen.

Generaloberst von Hindenburg setzte, was er in seinem Hauptquartier geplant hatte, sofort in die Tat um. Er stürmte mit allen 108 Bataillonen vor, die er mitgebracht hatte. Er griff die Russen einfach an. Er trieb gegen den Strom seine Divisionen wie einen Fächer auseinander. Er dachte im Ernste daran, die Russen ohne weiteres „überrennen“ zu können. Für einen Augenblick gingen ihre Vortruppen vom Westufer der Weichsel auf das Ostufer auch hinüber. Aber gleich im nächsten Augenblick strömten sie als unhemmbare Flut zurück. Auf dem ganzen Kampfplatz in Westgalizien und in Polen marschierten Hindenburg und Conrad mit 564 Bataillonen. Die Russen waren zwar durch die Lemberger Schlachten, durch die Anfangsschlachten von Komarow und Krasnik geschwächt, — Ostpreußen schaltet für diesen Kampfabschnitt, für seine Kräfteberechnung ganz aus — überdies war die Armee Radko Dimitrieff jetzt durch die Belagerung von Przemysl gebunden. Aber für den neuen Waffengang hatten sie, noch bevor sie auf Nachschübe rechneten, immer noch 928 Bataillone bereit. Waren also um 460 Bataillone, fast um eine halbe Million Soldaten, abermals überlegen. Darum hatte Conrad einen breiten Block bauen wollen. Hindenburg aber, allzu sicher seit dem Teilerfolg bei Tannenberg, unterschätzte den Gegner. Und trieb, von Josefow weichselabwärts bis Warschau, über 150 Kilometer seine Truppen mit solcher Gewalt auseinander, daß er dann für je 17 Kilometer bloß eine einzige Division

aufbringen konnte. Mit dem „Überrennen“ war es nichts. Im Gegenteil, — Hindenburg wurde geschlagen.

Ins Hauptquartier nach Neu-Sandec meldete General Dankl, daß er bei Iwangorod in schwerem, doch günstigem Kampfe stehe. Vorläufig könne er sich sehr gut halten. Aber im Hauptquartier in Neu-Sandec lief gleichzeitig eine neue Depesche Hindenburgs ein: „der Rückzug seiner Truppen habe begonnen“. Freiherr von Conrad stand vor der zweiten vollzogenen Tatsache. Beide Handlungen — Vormarsch wie Rückmarsch — waren von dem deutschen Verbündeten ohne vorangehende Verständigung unternommen worden. Immerhin, jetzt war die Lage klar. Allein konnte die Armee Dankl oben an der Weichsel nicht stehenbleiben. Sie wäre von den Russen einfach umgangen worden. Conrads siegreiche Hauptmacht in Westgalizien aber war durch den bisherigen Verlauf des Hindenburgschen Hilfefeldzugs plötzlich an den Rand einer Katastrophe gedrängt. Sie hatte in Westgalizien Przemysl befreit. Sie stand nach harten Krisen schon wieder am San. Das elende Wetter schlug plötzlich um. Die zerstörte Przemysler Bahn war soeben wieder hergestellt. Der Munitionsnachschub rollte nunmehr reibungslos. Da kehrte Hindenburg an der Weichsel um. Blieb Freiherr von Conrad auch nur einen einzigen Tag noch am San, so war unheilbares Verhängnis da: die Russen rollten dann von Polen her seine ganze Streitmacht auf. Langsam hieß Freiherr von Conrad die Armee Dankl zunächst an die Opatowka zurückgehen. Aber die Russen im polnischen Kampfraum warfen sich jetzt auf Dankl, der dort allein übriggeblieben

war, mit allen freigewordenen Kräften. Bei Opatow drückte Übermacht seine Linie schließlich ein. Conrad befahl dem General, bis vor Krakau zurückzugehen. Dankl hielt nach allen den Vorgängen, hielt der ganzen Lage nach so nahes Halten für schwierig. Aber Conrad blieb hart. Befehl war Befehl. Der General gehorchte, vermochte es auch, die befohlene Stellung zu versteifen. Vorläufig deckte er also noch die Kräfte in Westgalizien. Vom San riß Conrad abermals alle Truppen zurück. Abermals stand er am Rande Westgaliziens und im Karpathenvorland. Das Hauptquartier begab sich nach Teschen. Denn selbst über den Dunajec kamen die Russen. Abermals war die Festung Przemysl verloren. Dies alles brachte das Ende der Unternehmung in Polen, die eigentlich als Hilfsfeldzug gedacht war. Und in Polen stand kein einziger Soldat, der dem Einbruch russischer Massen nach Schlesien hätte wehren können.

Schlesien lag schutzlos. Nicht anders, als drei Monate vorher Ostpreußen. Zwar hatte Hindenburgs rückströmende Armee in Polen zahlreiche technische Abteilungen zurückgelassen, die alle Eisenbahnen, alle Behelfsbauten, alle Magazine, durch die ein vormarschierendes Heer unterstützt werden konnte, mit seltener Gründlichkeit zerstörten. Aber die russischen Truppen konnten dadurch nur aufgehalten, nicht abgehalten werden. Was von ihrem Anrollen drohte, war schlimmer als ein Vorwärtskommen in Ostpreußen, auch wenn Teile dieser Provinz für kurze Zeit verlorengingen. Schlesien war nicht nur so wertvoll wie das agrarische Ostpreußen. Schlesien hatte Kohlen. Schlesien

hatte Industrien. Über Schlesien kam man nach Berlin. Über Schlesien kam man nach Wien. Über Schlesien marschierte man ins Herz der Mittelmächte. Waren die Russen erst in Schlesien, so gab es keine ostpreußisch enge Front mehr, die Linien, die man — im reichsten Landstrich der Mittelmächte — zu halten hatte, wurden dann weit. Großzügiges und Ungewöhnliches mußte geschehen, um die Lage zu retten. Zwei Einfälle retteten sie. Den einen hatte Freiherr von Conrad, den anderen der Generaloberst von Hindenburg.

Bei Sambor in Galizien, die Karpathen im Rücken, stand Böhm-Ermollis zweite Armee. So weit war sie auf eigenem Vormarsch während der Vorgänge an der Weichsel gekommen. An ein Weitertragen ihres Angriffs war nicht zu denken. Conrad erwog einen kühnen Entschluß und führte ihn gleich darauf aus. Er verhüllte Böhm-Ermollis Front mit ganz dünnen Schleiern. So behutsam geschah die Ablösung, daß die Russen nichts von ihr merkten, weder jetzt, noch später. Die ganze Armee Böhm-Ermolli packte Conrad in die Eisenbahn. Von den Zügen erzwang er Schnellzugsgeschwindigkeit. Er warf die ganze Armee mit täuschender Richtung über Budapest hinauf nach Schlesien. Hindenburg war mit 108 Bataillonen nach Polen gezogen, zur Hilfe für die Monarchie. Conrad hatte 110 Bataillone aus der eigenen Front genommen, ein Viertel seiner gesamten Streitmacht, die eigentlich gegen den russischen Koloß immer noch so gut wie allein stand, zum Schutze Schlesiens . . . Noch ehe die ersten russischen Vorhuten Deutschland von ferne sahen, stand die Armee Böhm-Ermolli als Wall an der Grenze.

Wollten die Russen wirklich in Deutschlands Innere, so ging der Weg nur über die Trümmer der zweiten österreichisch-ungarischen Armee.

Hinter ihrem schützenden Rücken hatte sich Hindenburgs Heer erholt. Die Erholten setzte auch der Generaloberst plötzlich auf die Bahn. Schnelltransporte dampften in den Raum von Thorn. Was im überhitzten Vorrennen an die Weichsel mißlungen war, gelang vielleicht, wenn man die Russen mit überraschendem, hartem Griff in der Flanke faßte. Der Einfall war aus dem Augenblick geboren, er war glücklich und versuchte das Beste, das zu tun war. Die Russen marschierten ruhig der schlesischen Grenze zu. Dort freilich standen sie maßlos verblüfft, statt vor den Resten der Armee Hindenburgs, vor einer neuen, vollkommenen österreichisch-ungarischen Mauer, die wie ein Spuk über Nacht gebaut schien. Aber noch hatte sich die Verblüffung der Russen nicht gegeben, als auch schon Hindenburgs Flankenstoß sie mit verheerender Wirkung traf. Aus dem Norden war er schnurgerade, pfeilschnell in ihre Flanke mit voller Wucht gefahren. Plötzlich hatte der russische Vormarsch zwei Fronten. Vorn stand Böhm-Ermollis Mauer, die nach Osten drückte, von oben hieb und stach der Generaloberst von Hindenburg. Die Russen wendeten sich diesem Gegner, der ihnen der gefährlichere schien, schwerfällig zu und nahmen eine Schlacht an, die in stürmender Entwicklung eine Reihe der Schlachten, binnen wenigen Tagen ein Schlachtendrama wurde, das von Mittelpolen über Südpolen und Galizien bis hinab an die Karpathen reichte. Hindenburgs Stoß von Norden war gewaltig.

Russische Hilfskorps jagten zum Entsatz gegen Lodz. Vielleicht brachten die Korps dort noch rettende Entlastung. Aber jetzt griff Freiherr von Conrad ein. Hindenburgs Erfolg sollte ausreifen. Conrad marschierte von Bochnia und Krakau her den russischen Hilfskorps nordwärts in die Flanke. Die Russen haben Mittel, sich zu helfen. Jetzt stoßen sie mit ihren Angriffen westwärts gegen Krakau und Bochnia. Conrad durchkreuzt das Manöver, das erwartet ist. Die Russen, die vor Bochnia und Krakau kämpfen, faßt er aus dem Süden. Noch hat der Gegner eine einzige Möglichkeit. Er kann Conrads neuen Marsch durch Truppen stören, die er vom Osten her auf die Walstatt von Limanowa führt. Aber es ist die letzte russische Flankenstaffel. Das letzte Wort behält gleichwohl Conrad: von den Karpathen trifft er die Russen als letzter in der Flanke. Der Riesenkampf ist damit entschieden. Es ist die große Schlacht, die Schlachtenfolge der Flankenstöße. Die Russen haben keinen Einsatz mehr. Gekämpft hatte man an vielen Stellen gleich hart. Bei Lodz, vor Krakau, bei Bochnia, bei Limanowa. Aber Lodz und Limanowa waren die Brennpunkte und die Entscheidung. Im Norden hatte Hindenburg auf den Gegner eingehämmert, hatte ihn überrascht, ihn umkrallt, betäubt und zerrissen. Frontabwärts hatte Conrads geistige Überlegenheit, seine gedankliche Vorbereitung und Beherrschung aller Vorgänge, Bewegungen und Räume überall triumphiert. Die Russen waren geschlagen im Norden und Süden. Der Generaloberst von Hindenburg hatte nach den polnischen Erfahrungen auf alle Vorteile einer einseitig

gepflegten Strategie diesmal verzichtet. Der Erfolg wurde sichtbar im Augenblick. Die russischen Massen stockten. Schlesien war außer Gefahr. Die berüchtigte russische „Dampfwalze“ stand still.

Der russische Oberbefehlshaber Großfürst Nikolai Nikolajewitsch war zweifellos ein Mann bedeutender Willenskräfte. Er hatte eine Anzahl wichtiger Schlachten bisher gewonnen, andere verloren. Er war der Eroberer Lembergs und Galiziens. Die schwerfälligen russischen Heereskörper beherrschte er oder sein Stabschef mit so viel Technik, wie eben jene Schwerfälligkeit des russischen Materials zuließ. Immerhin war seine Beweglichkeit noch groß. In Ostpreußen hatte er eine der beiden für diesen Nebenschauplatz bestimmten Armeen eingebüßt. Aber das zweite Heer rettete er ganz. In Galizien machte Conrads Sprungfähigkeit, die stets die Situation selbst bestimmte, ihn und seine Massen durch Monate atemlos. Immerhin, der Großfürst hatte die Entscheidung der Masse so weit durchgesetzt, daß sie über dem Lande jetzt ausgebreitet lag. In Polen hatte er Hindenburgs Überrennungsversuch durch ein paar Bewegungen sofort mühelos niedergeschlagen. Er hatte in Ostpreußen und in Galizien empfindliche Verluste gehabt. Aber die Masse in Rußland war unerschöpflich. So viel war dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch klar, daß er nur durch die Masse, wenngleich sie im Augenblick in Polen und hinter dem Dunajec stillstand, eine Entscheidung erzwingen könne. Er mußte sie nur richtig bewegen. An der schlesischen Richtung war er gescheitert. Das dichte

Bahnnetz gab dort von allen Seiten dem Gegner die Waffen zu schnell in die Hand. Aber es gab noch andere Marschwege. Die Richtung mußte, wenn die russischen Heere aufgefüllt waren, einfach geändert werden.

Von beiden Gegnern Rußlands schien Österreich-Ungarn der schwächere, nicht bloß darum, weil die von ihm aufgebrachten Zahlen kleiner sein mußten als die Zahlen Deutschlands. Österreich-Ungarn war ein vielfach slawischer Staat. Von Österreich-Ungarn sagte und schrieb seit Jahren alle Welt, daß Irredenta und Hochverrat dort zu Hause seien und der staatliche Zerfall vor der Tür war. Nicht nur alle Welt glaubte es: auch Deutschland bangte. Ja, einen Augenblick lang war der Kaiser Franz Joseph selbst einmal skeptisch gewesen. Den Freiherrn von Conrad hatte er 1909, als die serbische Krise einen Waffengang mit dem Königreich nicht ausschloß, mit raschem Einwurf gefragt: „Sind Sie denn der Truppen sicher?“ Moltke hatte hart vor dem Kriege an den Baron die gleiche Frage gestellt. Dem Kaiser, wie dem Verbündeten hatte Conrad die gleiche Erwiderung gegeben. Einzelne Fälle von Widersetzlichkeit und Indisziplin würden unterlaufen. „Aber im ganzen: die Armee wird das tun, was man ihr befiehlt.“ Von der Auflehnungsmöglichkeit südslawischer Truppen brauchte man vorerst kaum noch, von einem Versagen kroatischer Truppen überhaupt nicht zu sprechen. Aber auch wenn die Rekruten tschechischer Herkunft zum Heeresdienst eingerufen wurden, spannen vorläufig nur in wenigen Köpfen großslawische, monarchiefeindliche Träume. Die Rekruten aus dem tschechischen Industriegebiet

waren nicht von nationaler Leidenschaft beherrscht. Sie dachten teils allgemein sozialistisch, teils kamen sie mit anarchistischer Färbung. Das russische Proletariat, die Arbeiterschaft der belgischen Kohlengruben, die italienische Arbeiterschaft lebte nicht in anderen Gedankengängen. Die slawische Idee brachten höchstens die Rekruten aus den tschechischen Städten mit, aufgewühlt von Volkstribunen, deren Treiben die Wiener Regierung lächelnd mit ansah; die Bauernburschen aus der mährischen Hanna, aus der böhmischen Fruchtebene verstanden die Idee kaum. Und immer hatte dann dreijährige Erziehung im Heer das gleiche Bild gezeigt: was zügellocker gekommen war, disziplinierte sich in straffer Zucht. Man konnte von einem wahrhaftigen Geist in der Armee sprechen, denn dieser Geist setzte sich wahrhaftig durch. Er modelte das Material. Er absorbierte restlos, was nicht in ihn paßte. Armee und Politik waren zweierlei Dinge in der Monarchie. Die Armee kannte keine nationalen Programme. Sie war unberührt. Noch umspannte sie als einheitliches, unbeflecktes Band alle Völker des Reiches. Nur wer in dieser Armee gelebt hatte, nur wer ihre Geschichte kannte, verstand die seltsame Erscheinung. Freiherr von Conrad hatte einer Überzeugung Ausdruck gegeben: „Die Armee wird das tun, was man ihr befiehlt.“ Fälle von Widersetzlichkeit kamen wirklich vor, aber auch die tschechischen Regimenter standen und stürmten gegen Russen und Serben nicht viel anders als ungarische oder kroatische Regimenter. Paniken gab es bei allen Armeen. Vor Zolkiew hatten ungarische Honveds durch kopflose Flucht Lemberg

den Russen überliefert. Auf dem Exerzierplatz vor Lublin rannte vor den Russen preußische Landwehr davon. Überläufer gab es allenthalben. Tschechische Trupps ergaben sich oder gingen über. Die Elsässer und Lothringer, die Polen lieferten in dieser Hinsicht den gleichen, wenn nicht höheren Prozentsatz. Berichte an das österreichisch-ungarische Hauptquartier nannten merkwürdige Überläuferziffern bloß aus dem Straßburger Korps. Daß man die Haltung der Elsässer und Polen verschwieg, war vielleicht klug. Daß man die Haltung der Tschechen in alle Welt hinausschrie, war sicher weniger klug. Wenn alle Welt, wenn der deutsche Bundesgenosse von Österreich-Ungarns militärischer Unzuverlässigkeit sprach, wenn Kaiser Franz Joseph selbst geschwankt hatte, wie weit er dem Staatsgefüge, dem Heeresgefüge trauen durfte, dann mußte der Großfürst Nikolai nicht als Einsamer an einen ehernen Zusammenhalt der Völker glauben, die er bekämpfte. Sicher war, daß Österreich-Ungarns Gefüge mehr Schwäche zeigte, als das ziemlich einheitliche Deutsche Reich. Sicher schien, daß Österreich-Ungarn auch der schwächere Gegner war.

Um so merkwürdiger war dann die Gesamtleistung der österreichisch-ungarischen Armee. Sie war zurückgedrückt worden. Aber sie war eigentlich immer noch nicht geschlagen. Von Vernichtung war schon gar nicht die Rede. Sie stand noch immer da. Im Gegenteil: gerade jetzt war sie wieder siegreich. In Galizien hatte sie die russischen Heere nach einem ganz bestimmten Willen umhergewirbelt. Ihre Heereskörper hatten eine Beweglichkeit ohnegleichen. Die große Flanken-

schlacht, die soeben geschlagen worden war, war in der Führerschaft vollkommen durchgeistigt. In Ostpreußen war von den Deutschen Tannenberg restlos gewonnen worden. Die Deutschen nannten diese Schlacht sogleich das „Beispiel einer Vernichtungsschlacht“ und „die Musterschlacht bei Tannenberg“. Mochten sie auch den Sieger unverweilt zum Nationalhelden erheben: der neue Nationalheld Hindenburg hatte darum doch seinen polnischen Feldzug, noch im seelischen Bann seines großen Sieges, als ein Draufgänger unternommen, der seinen Gegner unterschätzte. Vielleicht war Hindenburg ein Blücher, vielleicht ein gewaltiger Haudegen vor dem Herrn. Konnte sein, daß die Zukunft ihn noch höher trug. Vorläufig ließ sein strategisches Genie sich noch ertragen. Der Stoß von Thorn herunter war fast so glanzvoll wie der Ring von Tannenberg. Aber die Schlacht bei Lodz war an der Arbeitsstätte des Triumvirats keineswegs zu Ende; sie fing dort erst an; sie reichte bis in die Karpathen. Mochten ruhig alle in Deutschland nur den einen feiern. Mochten ruhig alle in den deutschen Zeitungen von der schlotternden Angst schreiben, die der Nationalheld den Russen schon bei der Namensnennung bereite. Weil die Deutschen solch eine Tatsache feststellten, glaubten sie dennoch nicht die Russen. Das russische Hauptquartier mußte ganz im Gegensatz dazu spüren, daß hier irgendwo noch ein anderer war. Kein Triumvirat und kein Duo, sondern eine höchst persönliche, überall gleich charakteristisch durchwirkende Einheit. Die Anfangshaltung der österreichisch-ungarischen Truppen, ihre Zügelung, ihr Herumwerfen: all das war schon

ungeheure Leistung von besonders geprägter Führung gewesen. Irgend jemand hatte über Nacht die schlesische Mauer gebaut, irgend jemand mit Uhrwerksgenauigkeit in die polnisch-westgalizischen Kämpfe eingegriffen. Alles, was geschah, hatte großes Format, die Linie war ohne Unterschied straff. Die Unterführung versagte bisweilen, weit öfter als bei deutschen Truppen: ein Kopf riß dann alles wieder hoch. Die Oberste deutsche Heeresleitung nannte den Generaloberst von Hindenburg den Oberbefehlshaber der deutschen Oststreitkräfte; aber nur aller deutschen Kräfte im Osten. Die österreichisch-ungarische Heeresleitung wahrte über ihre eigenen Truppen selbständiges Befehlsrecht. Hindenburg hatte ihnen nichts zu sagen. In Serbien hatte gerade zur Zeit der jüngsten Kämpfe ein österreichisch-ungarischer General eine empfindliche Niederlage erlitten. Feldzeugmeister Potiorek war von den Serben bitter geschlagen worden. Sein Heer war zersprengt, die Reste über die Donau zurückgeworfen. Aber Feldzeugmeister Potiorek zeichnete für seinen Kriegsschauplatz gleichfalls und durchaus selbständig. Mit den Leistungen Potioreks hatte der oberste Kopf und Herr im österreichisch-ungarischen Armeeoberkommando offenbar gar nichts zu schaffen. Die serbische Fahrlässigkeit war nicht sein Konto. Irgendein Mann stand dort oben im Dunkel der Nordost-Front und hatte doch alle Fäden in der Hand. Indes niemand ihn nannte, niemand ihn beachtete, war er bis jetzt gefährlicher als Hindenburg. Er griff überall ein. Er ließ sich nie verwirren. Er war nie zu entmutigen. Er war immer da. Er entriß den Russen die wahre

Entscheidung jedesmal genau in dem Augenblick, da der Großfürst sie gefallen wähnte. Nicht eine Kopflosigkeit war ihm bisher vorzuwerfen. Obgleich mehr als einmal die Dinge so für ihn standen, daß mancher andere den Kopf verloren hätte. Und obzwar Österreich-Ungarn der schwächere Gegner war, schien doch bis jetzt in den Händen dieses Mannes die österreichisch-ungarische Armee für den Großfürsten das gefährlichere Kriegsinstrument. Der es so geschickt führte, mußte ausgeschaltet werden. Von ihm konnte Unheil drohen. Ihn mußte man vernichten. Das Instrument mußte zerbrochen werden. Vielleicht kam, wenn dies erst halb gelungen war, dann auch die helfende Zersetzung des Reiches schneller. In der Armee war vorläufig nicht mehr von ihr zu spüren, als in anderen Armeen auch. Die nüchterne Erwägung, daß Österreich-Ungarn im Zusammenhalt seines Hinterlands schwächer sei als Deutschland, daß Österreich-Ungarn aber im Augenblick gefährlicher war als Deutschland, trieb die Hauptmacht des Großfürsten noch einmal gegen die Heere der Monarchie. Ihren Kopf wollte er zerschmettern. Ihren Rumpf wollte er zerstückeln. Vielleicht war dann sogar wirklich die Verbindung mit den Serben möglich, die ihres Angreifers sich erwehrt hatten: die breitgespannte Brücke über Ungarn nach dem Balkan. Mit ungeheuren Fronten mußte man rechnen in einem Krieg, den der Kontinent ausfocht. Die Türkei würde dann abgeschnitten von den Mittelmächten. Die Mittelmächte würden eingeklemmt, wichtiger Vorratsmittel und der reichsten Hilfsquellen beraubt. Rumänien wartete. Italien wartete. Der Großfürst Nikolai

Nikolajewitsch war keineswegs nur ein sinnloser Knutenschwinger, auch keineswegs ein irrlichtelierender Phantast. Er ließ sich nur nicht von Stimmungen der Mittelmächte, von Selbsteinflüsterungen deutsch-österreichisch-ungarischer Volksbegeisterung, nicht von deutsch-österreichisch-ungarischen Vergötterungen die eigene Wahrnehmung und den eigenen Verstand verwirren. Er tat, als glaubte er tatsächlich, wovon bei den Mittelmächten jeder behauptete, daß Frankreich, England, Rußland es glaube. Er glaubte sogar an den Russenschreck. Im übrigen ließ er freilich Hindenburg ohne weiteres Hindenburg sein. Das ganze Triumvirat ließ ihn vorderhand kühl. Der Kopf der Monarchie war ihm jetzt wichtiger. Noch einmal holte er zu einem Riesenschlage aus. Der Großfürst rüstete seine Karpathenheere.

Russische Streiftruppen waren über die Karpathen schon im Herbst 1914 vorgedrungen. Zusammengeraffter Landsturm hatte sie wieder über die Pässe gejagt. Zusammengeraffter Landsturm war sogar bis in die preisgegebene Bukowina wieder vorgedrungen, Freischaren hatten sich für kurze Zeit selbst in Tschernowitz festgesetzt. Aber die Russen kamen wieder. Bisher waren es Kleinkämpfe gewesen. Jetzt begann gegen die ganze Karpathenfront ein Heer anzuwogen, das allmählich fünfviertel Millionen Soldaten zählte. Die Karpathenpässe — der Uszoker Paß, der Duklapaß — fielen in russische Hand. Eigentlich stand auf österreichisch-ungarischer Seite nur die Armee Boroevic zum Schutze da. Denn Böhm-Ermollis Heer war noch in Schlesien. Dann besaß General Pflanzer-Baltin

gegen die Bukowina zu noch so eine Art Armee, die eigentlich erst in der Bildung begriffen war. Wieder war die Not groß.

Freiherrn von Conrad drückte die Sorge schwer. Zu der Erwartung des neuen russischen Ansturms kam das Bangen um die Festung Przemysl, die durch die Vorgänge an der Weichsel abermals verloren war. Einen Entsatzversuch wollte er wagen. Aber um Przemysl allein ging es gar nicht. Auch für Galizien selbst mußte etwas geschehen. Conrad hatte einmal den Plan gehabt, seine Truppen an den Paßübergängen zu sammeln, aus den Pässen hervorzustoßen und so die Russen jenseits der Pässe zusammenzudrücken. Aber, wenn er Böhm-Ermollis Armee jetzt auch aus Schlesien zurückholte, hatte er an Truppen immer noch zu wenig. Dieser Krieg war für ihn ein ewiges Hin und Her mit gleich wenig Mitteln, ein Krieg der beständigen Behelfe, vor allem ein Kampf mit geistigen Einsätzen, die auch durch Verblüffung und Schnelligkeit nur in bestimmtem Maß das gewaltige Material des Gegners aufwogen. Dauernd hatte solch eine Methode keine Aussicht auf Erfolg. Die Oberste deutsche Heeresleitung hatte aus dem Westen, wo der Kampf zum Stellungskrieg geworden war, zwar längst Truppen nach dem Osten geschickt. Aber sie hatte diese Truppen ausschließlich nach Ostpreußen, ausschließlich dem Triumvirat im Lager des Generalfeldmarschalls von Hindenburg für seine Kampfhandlungen geschickt. Sie hatte bisher in Ostpreußen, in Mittelpolen ausschließlich und einzig deutsches Gebiet geschützt. Erst in den Dezemberkämpfen von Lapanow-Limanowa war in den Rahmen

der österreichisch-ungarischen Truppen eine einzige deutsche Division eingefügt worden. 20 000 Mann. Nicht mehr und nicht weniger. So sah, obgleich der Krieg nunmehr schon fast ein Halbjahr währte, die deutsche Hilfe aus. Freiherr von Conrad beschloß, auf Änderung endlich zu bestehen.

Moltke, der sich an die Chefstelle des Deutschen Generalstabes niemals gedrängt hatte, war nach der Marneschlacht von seinem Amte abgelöst worden. Er starb in Bitternis. Der preußische Kriegsminister General von Falkenhayn war an seine Stelle getreten. General von Falkenhayn hatte nicht von vornherein die Art preußischer Junker. Seinem Willen verstand er offenbar Geltung zu schaffen. Doch war alles an ihm weltmännisch, klug und geschmeidig. Er sprach gut, fand auch warme und überzeugende Töne, war überhaupt im ganzen nicht ohne den Eindruck einer gewissen, ruhigen Überlegenheit. Denn nur selten geschah es, daß er seine hellgrauen Augen, wenn er rasch den Kopf herumwarf, jäh aufblitzen ließ, wobei sie dann freilich stechenden Ausdruck zeigten. Dem General von Falkenhayn, der hoch in der Gunst seines kaiserlichen Herrn stand, konnte niemand nachsagen, daß er nicht auch fremde Interessen anhörte, daß er den Horizont nicht begriffen hätte, an dem fremde Interessen mit deutschen Interessen sich kreuzten, daß er nicht auch fremde Ideen von Zeit zu Zeit willig und, soweit dies mit seinem abgeschliffenen Wesen sich vertrug, sogar feurig zur eigenen Idee machte. Was Freiherr von Conrad ihm vortrug, sah er schneller ein als der scheu gemachte Moltke, der nach den Erlebnissen an der Marne den

Boden Frankreichs überheiß empfand. Graf Moltke hatte nichts von großen Dingen im Osten, nichts von einer Abrechnung zunächst mit Rußland hören wollen. Kaum die russische Gefahr hatte er anerkannt. Falkenhayn sah, daß alles in Frankreich jetzt stillstand. Daß vorläufig der Krieg im Westen nicht zu entscheiden war, und daß selbst für den Fall eines Sieges in Frankreich der ganze Krieg unnütz geführt werde, wenn Österreich-Ungarn unter russischem Druck zusammenbrach. General von Falkenhayn gab daher Truppen an Freiherrn von Conrad. Für die Monarchie sollte endlich etwas geschehen. Nicht nur verantworten ließ es sich: es war geradezu Pflicht. Freiherr von Conrad verlangte deutsche Truppen für die Karpathen. Allerdings hatte General von Falkenhayn Bedenken. Gebirgstruppen wären die Deutschen nicht. Conrad beschwichtigte ihn. Die Karpathen wären nicht die Alpen, und den leichten Train, der dort in den Bergen nötig sei, stelle er aus dem eigenen Heer. Falkenhayn widerstritt nicht länger. Nur einen besonderen Wunsch hatte er noch. Sofort wollte er vier Divisionen an die Karpathenfront stellen; aber Freiherr von Conrad sollte gleichfalls vier Divisionen bereithalten. Aus allen acht Divisionen wollte er, Falkenhayn, eine neue eigene Karpathenarmee bilden. Daß vier österreichisch-ungarische Divisionen genau die Hälfte der neuen Armee ausmachten, könnte eine vertrauliche Angelegenheit der verbündeten Generalstäbe bleiben. Aber nach außen hätte das neue Karpathenheer den Namen „Kaiserlich deutsche Südarmee“ zu führen. Zum Armeekommandanten sei der Generalleutnant von Linsingen

ausersehen. Freiherr von Conrad fand das Ansinnen merkwürdig. Den politischen Sinn solcher Haltung gegen den Bundesgenossen begriff er nicht. Vernünftig war, sein Ansehen in der öffentlichen Meinung zu stärken, nicht zu schwächen. Das Gegenteil konnte Verstimmungen, vielleicht sogar Schädigungen in Zukunft bringen. Aber anders gab Falkenhayn keine Truppen. Der Ruhm war für die deutschen Waffen da, auch wenn eigentlich ebensoviel andere Waffen mitschlugen. Hier kam, so schien es Freiherrn von Conrad, in das Weltmännische, fast Diplomatische, das General von Falkenhayn sonst hatte, ein Zug plötzlich horizontbeengten Junkertums. Freiherrn von Conrad war der Ruhm so gleichgültig wie Würden und Orden. Vielleicht war dies Bescheidenheit, vielleicht auch Selbstbewußtsein. Es schien, als kümmerte ihn nur die Sache. Nicht gleichgültig waren ihm Przemysl und Galizien. Viel Zeit zur Überlegung gab es auch nicht. Die Russenheere stauten sich. Freiherr von Conrad nahm an. Zum Ende des Januar 1915 stand der General von Linsingen mit acht Divisionen marschbereit im Karpathenabschnitt östlich des Uszoker Passes. Als Armeebefehlshaber unterstand er mit seinen Truppen dem österreichisch-ungarischen Armeeoberkommando so gut wie der deutschen Heeresleitung. Von beiden bekam er die gemeinsam festgelegten, gemeinsam unterfertigten Befehle. Aber dieser Umstand ließ den General von Falkenhayn kühl. Diesen Umstand vermochte man weder im Reiche, noch in der Monarchie zu erkennen. Es war eine etwas merkwürdige Angelegenheit. Aber wie sie auch war: in den Karpathen half dem

Bundesgenossen eine Kaiserlich deutsche Südarmee. An ihrer Spitze stand der kaiserlich deutsche General von Linsingen.

Die Russen hatten auf Ungarn zu in die Pässe gedrückt. Sie hatten sie um die Jahreswende 1914/15 genommen. Conrad mußte die Pässe wiederhaben. Ende Januar 1915 drückte er entlang der ganzen Karpathenfront nach Galizien und der Bukowina aus den Bergengen heraus. Conrad wollte auch Przemysl befreien. Bis gegen Ende März konnte die Festung sich halten. Die Pässe wurden zurückgenommen. Von Cisna am Uszoker Paß zählte der Weg nach Przemysl 60 Kilometer. Der Weg schnitt zwar die Kammlinien der Karpathen, aber wenn der furchtbare Winter im März nur ein wenig nachließ, wenn Freiherr von Conrad nur genug Kräfte aufbrachte, mußte das Befreiungswerk gelingen. Im Hauptquartier in Teschen setzte Conrad dem General Böhm-Ermolli, als er von Schlesien mit seinen Truppen durchfuhr, rasch seine Pläne auseinander. Böhm-Ermolli hatte Bedenken, die sich entkräften ließen. Freiherr von Conrad rechnete ihm die 110 000 Feuergewehre vor, die Böhm-Ermolli noch immer besaß. Es handelte sich gar nicht um ganze 60 Kilometer. Je weiter sich Böhm-Ermollis Armee nach Norden kämpfte, desto stärker wurde die Unterstützung durch die Ausfallstruppen der Festung selbst. Kühn war die Operation. Aber sie war schön zugleich. Und außerdem: an Böhm-Ermollis rechtem Flügel stand die „Kaiserlich deutsche Südarmee“. In der Bukowina schloß sich die kampffertige Armee Pflanzer-Baltins an. Links von Böhm-Ermolli stand das Heer des Generals

Boroevic. Alle vier Armeen sollten gleichzeitig Befehl zum Vormarsch erhalten. Böhm-Ermolli reiste ab. Der Vormarsch begann.

Pflanzer-Baltin stürmte förmlich durch die Bukowina nordwärts. Boroevic durchkämpfte einen schweren Angriff der Russen, der gegen seine Front von ihnen als Generalangriff geführt wurde. Böhm-Ermolli schritt zäh, dennoch stetig und sichtbar auf Przemysl vor. Still stand aber der Generalleutnant von Linsingen. Böhms Flankenschutz versagte damit. Dem General von Linsingen war die Erreichung der Stadt Stry in Galizien als Ziel befohlen. Aber Linsingen kam keinen Schritt vorwärts. Zwischen ihm und Pflanzer klaffte schon ein Riß: Pflanzer mußte seinen Vormarsch zügeln, mußte selbst wieder Rückmarsch daraus machen, wenn er nicht Gefahren beschwören wollte. Plötzlich setzte obendrein schwerster Nachwinter ein. Die Truppen marschierten und schlugen sich bei zwanzig Grad Kälte. Schließlich deckte Berg und Tal der Schnee meterhoch. Der Vormarsch hörte auf. Automatisch. Przemysl fiel. Durch Hunger. Die allzu große Sparsamkeit im Frieden, die Kleinlichkeit in der Bewilligung der für die Reichsbefestigung geforderten Mittel hatten sich gerächt.

Die Kämpfe aber gingen weiter. Die Russen drückten nach Süden, die Verbündeten nach Norden. Das Ergebnis war die ungeheuerliche Karpathenschlacht, die durch Monate währte. Ihr Grauen, ihr Entsetzen übertraf, was immer der Krieg bisher ersonnen hatte. Die Elemente selbst traten in den Krieg. Der Großfürst gab allen Einsatz her. 500 000 Russen bettete er

tot in die Karpathen. Der Großfürst grub Rußlands Grab vor Ungarns Toren. Oft brach er halb die Tore schon auf. Freiherr von Conrad schlug sie wieder zu. Freiherr von Conrad war überall: in dem kleinen zierlichen Manne steckten federnde, unberechenbare Kräfte. Wie der russische Gigant vorstürmte, sah es aus, als schnitte er sich selbst alle Adern auf. So mußte schließlich seine Kraft verströmen. Er hatte die „Kaiserlich deutsche Südarmee“ heftig, dennoch nicht so hart angegriffen wie Böhm-Ermolli und Boroevic. Vor allem mit den Truppen der zersetzten Monarchie rang er. Als er fast verblutet war, traf neuerlich ein deutsches Korps ein. Es griff mit einer Wucht an, die der Erschöpfte nicht mehr ertrug. Und auch der ausgeruhte General von Linsingen begann endlich zu marschieren. Wo immer deutsche Mannschaft, deutsche Offiziere, wo immer das deutsche Volk kämpfte, war dies Kämpfen beispiellos. Vom Glanze oberster deutscher Führung sprach, schrieb, las alle Welt, von ihm sprach vor allem die deutsche Führung selbst. Sie war nicht immer glanzvoll. Aber wo mit deutscher Truppe, mit dem Einsatz deutscher Volkskraft allein eine Entscheidung durchgesetzt werden konnte, fiel fast ausnahmslos die Entscheidung für das deutsche Volk. Das Kriegsinstrument der Deutschen war fleckenlos, blieb rein in Ost und West. Am Ende der Karpathenschlacht gab es den Russen den letzten, unbarmherzigen Stoß. Die längst Erschöpften mußten ihr Blut völlig versickern lassen. Der Großfürst hatte den Einsatz verspielt. Die große Karpathenschlacht schlief ein.

Aber Freiherr von Conrad schlief nicht. Er saß über

galizische Karten gebeugt. Vor ihm lagen die Verlustziffern der Russenheere aus den langen Monaten der Karpathenschlacht. Er übersah die Heerscharen der Toten und Verwundeten. Die Riesenarmee des Großfürsten Nikolai war völlig entkräftet, sie hatte sich verkämpft und verbraucht. Der Koloß hatte vor Lemberg geblutet, in Ostpreußen und in Polen. Hindenburgs Winterschlacht in Masuren hatte wiederum fast eine ganze russische Armee zertrümmert. Die Karpathenschlacht allein aber hatte eine Reihe von russischen Heeren begraben. Zuletzt noch, als Przemysl gefallen war, als dort die Belagerungsarmee frei wurde, versanken vor Uszok noch 100 000 Russen in Feuer und Schnee. Alle Bahnen in Galizien dampften von Zügen. Aber sie fuhren alle landeinwärts ins Russische, in weitem Bogen um die Stadt Lemberg, dessen spähende Menschen nichts erschauen, nichts erzählen sollten: die galizischen Bahnen trugen nur mehr russische Verwundete. Es war klar, daß Rußland blutleer wurde. Es war klar: das reiche, unerschöpfliche Rußland stand am Wege, arm zu werden.

Freiherr von Conrad sah ein, daß er nicht rasten durfte. Weit eher war die Zeit der Tat nahe; wenn jemals, so war der Augenblick des Angriffes, die Möglichkeit der russischen Bezwingung jetzt gekommen. Wenn Conrad von Hötzendorf sich in seine Karten vertiefte, so trat die Eigentümlichkeit der Russenfront, hinter der Galizien lag, immer deutlicher, das Besondere dieses Frontaufbaues immer schärfer hervor. Von Polen herein lief die russische Stellung hinter dem Dunajec nahezu geradlinig bis an die Karpathenberge. Dann

bog sie bald hinter Gorlice mit einem beinahe rechten Winkel um, dann lief sie, abermals fast in einer Geraden, über die Pässe der Berge am Karpathenkamm nach Osten zu.

Je tiefer er sich in die Karten vergrübelte, desto lebendiger sprangen ihm dicke Striche, dicke Knoten und tiefe Flecke entgegen. Vorn die Front selbst, die einzelnen Frontabschnitte, beachtete Conrad nicht. Aber ein Gerippe, ein Gerüst wurde die Karte von Galizien. Die dicken Striche waren die Bahnen, die den Russen gehörten. Die dicken Knoten waren die Treffpunkte, die Kreuzungen der Bahnen. Die tiefen Flecke waren die großen Becken der galizischen Landschaft, die sich von West nach Osten fortsetzten. Sie waren die Sammlungsräume, die Aufstapelungsräume der Russen. Dort standen ihre Magazine, dort stauten sich ihre Trains. Freiherr von Conrad kümmerte sich nicht um Truppenteile. Aber die Striche und Knoten waren die Nervenstränge des russischen Heeres. Sie speisten den russischen Heereskörper, sie speisten die Sammelräume, sie gaben dem russischen Heereskörper nicht bloß die Kraft, sie allein gaben ihm überhaupt die Möglichkeit des Lebens. Sie allein gaben ihm die Möglichkeit, Galizien überhaupt zu halten. Ihre Anatomie studierte er. Das russische Heer lag hinter dem Dunajec von Nord nach Süd. Vor den Karpathen lag es von West nach Ost. Aber in dem großen galizischen Raum dahinter liefen die dicken Striche, die Nervenstränge, die den Körper speisten, alle von Norden nach Süden. Wenn Freiherr von Conrad Truppen ballte, wenn er als ein jähes, unerwartetes Ungewitter von Westen

hereinbrach, wenn er quer und breit vom Westen durch die Beckenreihe von Krosno-Jaslo nach Ost vorstieß, so waren alle russischen Zufahrtsbahnen Nord-Süd durch den einen gewaltigen Stoß von Westen nach Osten durchsägt. Die Nervenstränge waren dann entzweigerissen. Die Speisung durch Masse, Munition, Material hörte für die Russen mit einem Schlage auf. Ihr ganzer galizischer Aufbau stürzte zusammen. Wenn man den Vorstoß überdies nahe dem Frontknie ansetzte, oberhalb der Stelle, wo die vom Norden herabeilende russische Linie scharf nach dem Osten umbog, so mußte die vorstoßende eigene Angriffsarmee nach geglücktem Durchbruch unmittelbar im Rücken beider russischer Frontteile stehen. Es gab dann für die Russen nicht Rückzug; dann gab es nur schnellste Flucht, sonst war alles durch die Aufrollung bedroht. Hier war die Aussicht auf endlichen Erfolg. Hier konnte ein rascher, gewaltiger Schlag den gefährlichsten Gegner nicht bloß zurücktreiben, vielleicht sogar — für immer — außer Gefecht setzen.

Was Freiherr von Conrad jetzt über seinen Karten baute, war von ihm übrigens auch 1915 im Kriege schon einmal versucht worden. Ende März 1915 hatte er zwei Divisionen vor Gorlice im Angriff vorgeschickt. Der Angriff war kein Durchbruch geworden. Tiroler Kaiserjäger hatten den Friedhof von Gorlice gestürmt. Mehr war nicht geglückt. Zwei Divisionen waren keine Armee. Die Kräfte hatten nicht gereicht. Man mußte warten. Aber jetzt, da die Karpathenschlacht eben im Ausklingen war, da die Blutleere der Russen sichtbar wurde, jetzt wollte er nicht mehr warten. Hundertmal

hatte er über der Befreiungstat gegrübelt. Hundertmal hatte er die Einzelheiten seines Planes mit den Offizieren der Operationskanzlei, mit den Referenten für den russischen Kriegsschauplatz, durchgesprochen. Jetzt mußte er Truppen bekommen um jeden Preis. Truppen hatte der General von Falkenhayn. Conrad legte die Stoßrichtung fest. Conrad bestimmte den Angriffsraum. Conrad berechnete die Zahl der Truppen, die nötig waren, wenn der Erfolg sicher sein sollte. Conrad ließ ausarbeiten, wie es um die Leistungsfähigkeit der Bahnen stand, die dem Aufmarsch dienen mußten. Und er berechnete, wie lange der Aufmarsch dauern sollte. Dann fuhr er nach Berlin. Er wollte mit Falkenhayn sprechen.

Falkenhayn begriff sofort. Was ihm Conrad über den Stoß durch die Beckenreihe von Gorlice—Krosno—Jaslo in ausführlicher Besprechung im Berliner Kriegsministerium vortrug, mußte einleuchten. Der deutsche Generalstabschef bot zwei Divisionen an. Aber so viel konnte zur Not auch Conrad aufbringen. Selbst vier Divisionen hätten nicht genügt. Conrad reiste aus dem „Hotel Adlon“ unverrichteter Dinge ab. General von Falkenhayn bestritt nicht, daß Conrads Absicht die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich hätte. Er bestritt nur, daß er im Augenblick mehr Truppen entbehren könnte.

Ganz plötzlich kam es dann, daß Falkenhayn umschwenkte. An der österreichisch-ungarischen Karpathenfront war das zehnte Korps von einem starken Angriff der Russen durchbrochen worden. Von deutschen Truppen, die Freiherr von Conrad zur Unterstützung

erbeten hatte, war dort die Lage unter der Führung des Generals von der Marwitz zwar wieder hergestellt worden, aber die Angriffe der Russen hatten sich immer heftiger auch auf den Raum der Armee Böhm-Ermolli ausgedehnt, die hart ins Gedränge kam. Freiherr von Conrad entschloß sich, abermals Truppenaushilfe von Falkenhayn zu erbitten. Er teilte seine Wünsche dem deutschen Bevollmächtigten, General von Cramon, mit. Herr von Cramon, in allen Vermittlungsfragen zwischen den Chefs der beiden Generalstäbe ein Mann von feinstem Taktgefühl, zugleich ein Militär von großer und schnell erkennender Einsicht, Herr von Cramon neigte zu der Ansicht, daß diesmal die deutsche Heeresleitung neue Truppen nicht zur Verfügung stellen werde. Zum wenigsten wäre sehr zweifelhaft, ob sie weitere Verbände im Osten für defensive Aufgaben werde festlegen wollen. Vielleicht für offensive Zwecke . . . Aber General Conrad nannte einen Angriff aus dem Raum der zweiten Armee, der ja vor kurzer Zeit zum Entsatz von Przemysl versucht worden und nicht durchgedrungen war, ein Unternehmen von geringer Aussicht. Er verabschiedete sich von Herrn von Cramon.

Und ließ ihn eine Viertelstunde später zu sich bitten. General von Cramon hätte vorhin von Offensiven gesprochen. Wenn an eine Offensive gedacht würde, so käme dafür nur ein Angriff aus dem Raume von Tarnow-Gorlice in Betracht. Conrad entwickelte dem General von Cramon jetzt seine Gedankengänge über solch eine Offensive aus dem Raume von Tarnow-Gorlice. Noch in der gleichen Nacht gab Herr von Cramon die Anregung mit Conrads Gedankengang an den General von Falkenhayn weiter.

Die Antwort lief unverzüglich ein. Auch er — General von Falkenhayn — hätte sich schon viel mit der angeregten Idee beschäftigt . . . Er sei nicht abgeneigt . . . General von Cramon möchte Einzelheiten ausarbeiten.

General von Cramon arbeitete die Einzelheiten aus, mit Oberst Straub, der — nach den Weisungen des Generals Metzger — die Daten über die Leistungsfähigkeit der Bahnen bereits zusammengestellt hatte. General von Cramon schlug vier Divisionen für das Unternehmen vor. Er gab Einzelheiten über die Vormarschwege jenseits der russischen Front, wenn diese einmal durchbrochen wäre. Er übermittelte die Einzelheiten an Falkenhayn. Der Chef des deutschen Generalstabes sandte ein umfangreiches Schriftstück zurück und übermittelte seinerseits gleich festumrissene Vorschläge. Das Schriftstück sprach dabei stets wie von einer ganz neuen Angelegenheit. Geplant wäre ein Angriff in Galizien, für den mit sehr vieler Artillerie sechs Divisionen bereitgestellt würden. Drei weitere Divisionen würden in der Folge nachkommen. Der nähere Plan sei, von West nach Ost einen „Stoß durch die Beckenreihe Krosno—Jaslo" zu führen. Gorlice sei zum Angriffsraum gewählt. Vor allem auch wegen der Leistungsfähigkeit der dort in Frage kommenden Bahnen. Freiherr von Conrad las das Schriftstück überrascht und verdutzt zugleich. Seine beiden ersten Generale Metzger und Christofori, die die Vorgeschichte kannten, waren nicht weniger verdutzt. Dem deutschen Generalstabschef hatte Freiherr von Conrad wiederholt erklärt: „Rivalitäten wollen wir nicht aufkommen lassen. Wer dies, wer jenes gemacht hat, darauf kommt es nicht an.

Wenn nur das Ziel erreicht wird." Daß aber der General von Falkenhayn sich weder auf die Berliner Beratung bezog, noch daß überhaupt das Schriftstück Gelegenheit nahm, den Schöpfer des Grundgedankens zu dem neuen Vorhaben auch nur zu erwähnen: alle diese Umstände stellten ein um so größeres Kunststück dar, als das Exposé des Generals von Falkenhayn den von Freiherrn von Conrad geprägten, allen Offizieren seines nächsten Stabes längst geläufigen, hier bezeichnenden Ausdruck — den „Stoß durch die Beckenreihe von Krosno-Jaslo" — ruhig übernommen hatte. Das Schriftstück berief sich noch besonders auf die „Leistungsfähigkeit der in Frage kommenden Bahnen". Woher wollte, wenn nicht aus den Vorträgen Conrads im Berliner Kriegsministerium und den Studienergebnissen des Generals von Cramon mit Oberst Straub, der General von Falkenhayn wissen, wie leistungsfähig die ihm fremden Bahnen waren? Unwillkürlich mußte das ganze Schriftstück den Eindruck eines Planes durchaus deutscher Herkunft und durchaus deutscher Selbständigkeit erwecken. Jedenfalls hatte das Vorhaben hier seine erste, offizielle Niederschrift. Wer die Vorgeschichte nicht kannte, wer Freiherrn von Conrads Mitarbeiter nicht sprach, wer auch den General von Cramon nicht fragte, der am ganzen Hergang der Dinge, an ihrer positiven Entwicklung das größte Mitverdienst hatte, ohne die zweifellose intellektuelle Urheberschaft Conrads an dem ganzen Unternehmen zu leugnen, wer nur in das Schriftstück blickte, mußte sich allerdings darauf vorbereiten, daß der kommende Sieger von Tarnow und Gorlice der General von Falkenhayn

war. Vielleicht war der deutsche General auch wirklich nur merkwürdig zerstreut gewesen. Freiherr von Conrad blieb auf alle Fälle sachlich. Den Generalen Metzger und Christofori reichte er das Schriftstück zurück:

„Jetzt wird gemacht, was wir immer gewollt haben. Sie werden es uns wieder nehmen. Aber die Hauptsache: es wird gemacht — —"

Mehr sagte er nicht. Vielerlei blieb noch zu regeln. Noch sah er nicht, ob hier nicht doch ein Fehler seines Wesens war. Ob er nicht doch der Volkspsychologie zu wenig Rechte gab, die sehnsüchtig nach Heroen verlangt. Im deutschen Lager wurden Postamente gezimmert und Büsten verfertigt. Der Eifer war groß. Vor der Berliner Siegessäule wuchs der eiserne Hindenburg aus Holz in den Himmel. Freiherr von Conrad aber, der unsichtbare Gegner, den der Großfürst gesucht hatte, Freiherr von Conrad, den das deutsche Hauptquartier willig schätzte und noch williger arbeiten ließ, Freiherr von Conrad sorgte selbst für Dunkel und Schatten, darin er sich verbarg. Vielleicht hatte er Gründe. Aber keinesfalls war er bereit, sich zu zeigen. Wer ihm davon sprach, hörte das Wort: „Von meiner Linie möchte ich nicht abweichen." Viel anderes blieb vorderhand noch zu regeln.

Den aus dem Westen anrollenden sechs deutschen Divisionen sollte das österreichisch-ungarische Korps des Generals Arz von Straußenburg beigegeben werden. Alle sollten zu einer neuen Armee zusammengefaßt werden: Mackensen war zum Armeebefehlshaber bestimmt. Übrigens sollte sich auch die österreichisch-ungarische vierte Armee, die statt des Generals von

Auffenberg schon eine ganze Weile Erzherzog Josef Ferdinand führte, an den bevorstehenden Kämpfen beteiligen. Auch Josef Ferdinand hätte auf Falkenhayns besonderen Wunsch dem Generalfeldmarschall von Mackensen zu unterstehen. Freiherr von Conrad sah zwar die Notwendigkeit dazu nicht ein; der deutsche Wunsch nach Außenwirkung begann ein wenig weit zu gehen; aber er konnte in die neue Bedingung doch einwilligen, da sowohl der Erzherzog, als auch der Generalfeldmarschall von Mackensen seinem eigenen unzweideutigen Oberbefehl unterstand. Nunmehr durfte Mackensens Stabschef Seeckt mit seinen Offizieren nach Teschen herüberkommen, um sich mit General Metzger und dessen Offizieren zur Ausarbeitung und Beratschlagung der Einzelheiten an einen Tisch zu setzen. Ihre Arbeiten gediehen rasch. Das Endergebnis wurde Freiherrn von Conrad vorgelegt. Conrad selbst brachte die letzten entscheidenden Korrekturen an. Das Manuskript wurde dann in zwei Abschriften hergestellt. Beide Abschriften wurden unterfertigt: „Conrad — Falkenhayn." Ein Stück behielt das österreichisch-ungarische Armeeoberkommando. Das zweite Stück ging nach Berlin.

Von da ab rollt alles mit überraschender Geschwindigkeit. In Berlin hatte der General von Falkenhayn, so wenig kleinlich er in der Truppenbeisteuer gewesen war, als Herr von Cramon bei ihm vorsprach, doch noch einmal geschwankt. Cramon hatte er gefragt: „Wollen wir es also machen?" — General von Cramon war mit der gleichen Wärme für die Aussichten der Offensive eingetreten, wie in jenem Telegramm nach

der Unterredung mit Conrad. Da hatte Falkenhayn das Schwanken aufgegeben. Er drückte auf einen Knopf. Tappen trat ein, sein erster Offizier.

„Lassen Sie die Divisionen abrollen.“ —

Und bei Tarnow und Gorlice zerbricht der Angriff der Verbündeten die russische Front. Der Schlag ist furchtbar. Nach wenig Tagen ist der Gegner überall im Rückzug. Westgalizien ist frei. Die russische Karpathenfront wankt. Auch sie wird überstürzt zurückgenommen. Der Krieg erlebt die ersten phantastischen Gefangenenziffern und Beutezahlen aus einer einzigen Schlacht. Der Stoß geht durch die Beckenreihe Krosno —Jaslo. Die Stimmung des Generals Falkenhayn ist gehoben. Mackensen und der Erzherzog sind auf stürmendem Vormarsch, Boroevic und Böhm-Ermolli den Russen von den Karpathen her auf den Fersen. Pflanzer-Baltin steht in Tschernowitz. Und auch der General von Linsingen wird glücklich nach Stry kommen. Falkenhayn hofft, daß die Truppen in Westgalizien bis an den San und Tanew gelangen werden. Dort aber will er, daß sie haltmachen. Daß sie in fester Erdsicherung sich eingraben. Freiherr von Conrad ist anderer Meinung.

„Wir werden weitergehen. Wir werden nicht stehenbleiben.“

Conrad denkt an Ostgalizien. Falkenhayn ist nicht davon abzubringen, daß am San gehalten werden müßte. Aber Conrad drängt und drängt. Die drei frischen Divisionen rollen an, die das deutsche Schriftstück angekündigt hat. Falkenhayn will ihren Vormarsch nach Polen ansetzen, in der Richtung etwa auf Lublin. Conrad

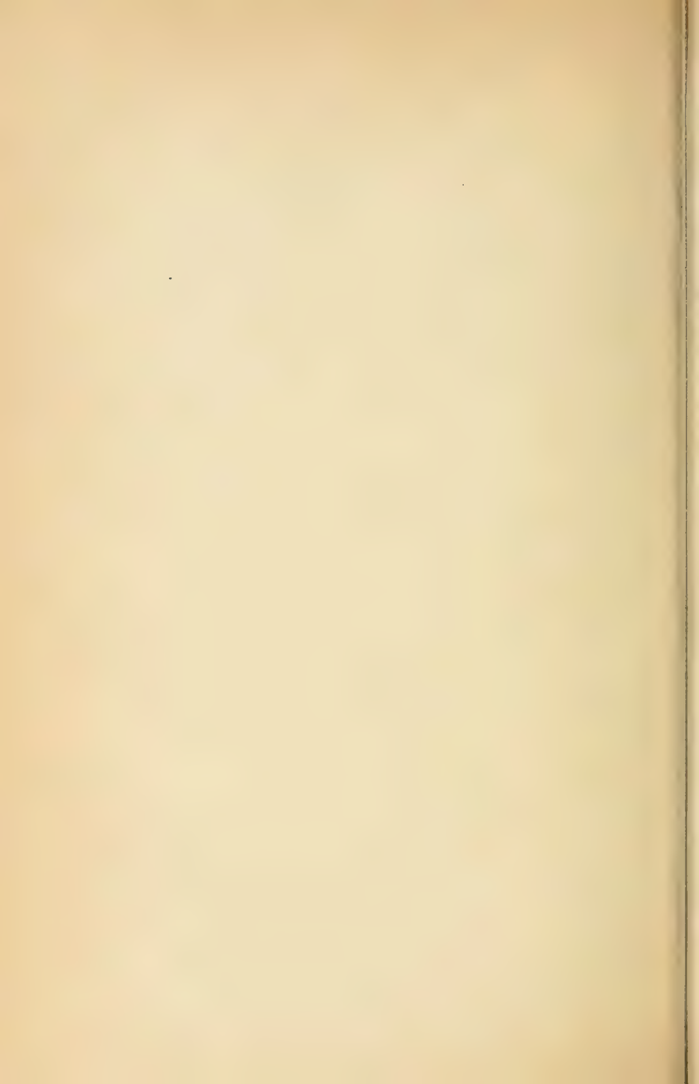
ist anderer Meinung. Der Besitz polnischer Gebiete wird sich ganz von selbst ergeben. Unnötig ist, daß vor der Säuberung Galiziens eine polnische Erwerbung stehe. Strategisch hätte ein Marsch auf Lublin vorläufig auch wenig Sinn. Er erreicht es bei Falkenhayn, daß die Armee Mackensen nunmehr über Rawaruska südostwärts marschiere; zugleich führt er über Mosziska die Armee Böhm-Ermolli nordostwärts vor. Der neue Stoß ist weiter nach Osten geplant, aber wo beide Armeen sich treffen, wird zunächst auch Lemberg liegen. Conrad von Hötzendorf gibt der Monarchie Lemberg zurück. Wieder ist der besorgte Falkenhayn mit aller Entschiedenheit dagegen, nunmehr auch noch den Bug zu überschreiten, genau wie er sich am San gegen den Übergang gewehrt. Ein Vorwärtskommen in der Sumpfzone wäre undurchführbar. Conrad ist anderer Meinung.

„Sie werden sehen, daß es geht."

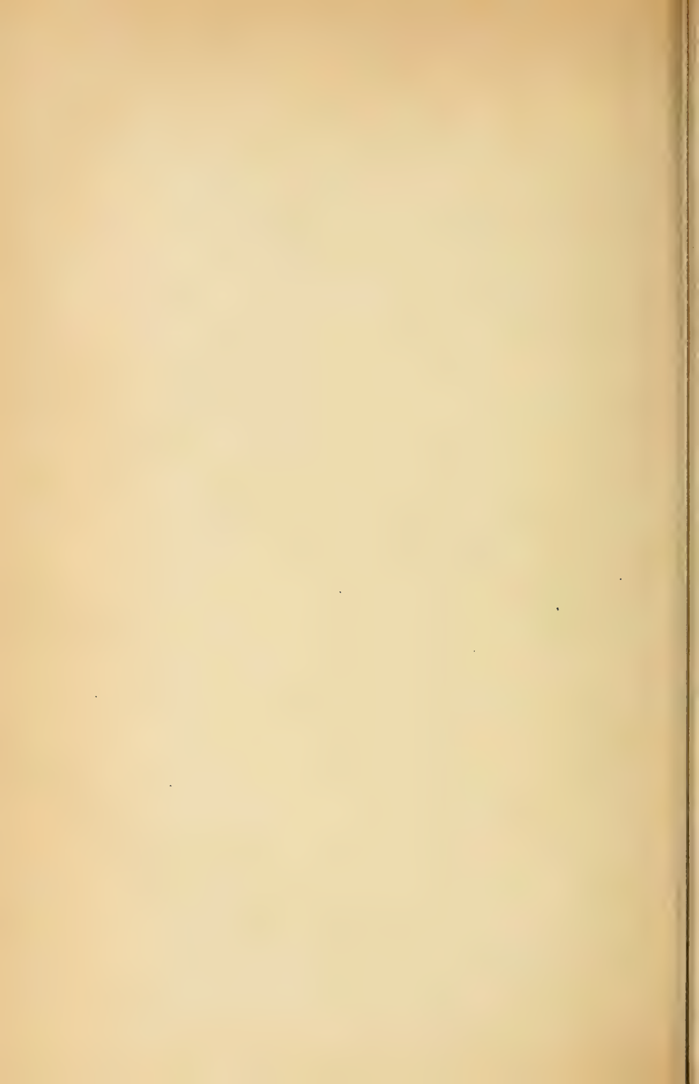
Conrad setzt seinen Willen durch. Und es geht. Conrad hat die grundlegenden Operationen des Durchbruches ausgedacht; er hat Galizien wiedergenommen. Er hat den Zug der Offensive mit einem berauschenden Rhythmus und einer gewaltigen Entschlossenheit geführt: gegen Falkenhayns stets erneute Bedenken und Besorgnisse geführt. Die Russen sind geworfen, geschlagen und zu Paaren getrieben. Der Koloß ist umgerissen. Tief in Wolhynien stehen die verbündeten Heere. Längst haben die Fäden auf Polen übergegriffen. Die Weichselfestungen sind nicht mehr zu halten. Jetzt mußte nach Galiziens Fall, da die Verwirrung und Schwächung der russischen Heere hoch nach Norden

übergriff, auch Warschau, jetzt mußte ganz Polen fallen. Die Feuerzeichen des Gorlicer Angriffs lodern zuletzt aus Brest-Litowsk. Fünf große Akte sind vorbei. Die Erinnerung an die grauenhafte Übermacht Rußlands ist ein ferner, böser Spuk. Der Nebenschauplatz Ostpreußen sah Zusammenbruch und Auferstehung. Nach dem schnellverrauschten polnischen Intermezzo, nach der Zimmerung des Riegels, der von Lodz bis Limanowa reichte, der gesprengt zu werden drohte, aber dennoch hielt, ist die Atempause kurz. Die Karpathenschlacht strebte gleich darauf der Peripetie mit gespensterhaften Heerscharen zu. Die russischen Mitspieler waren weit über Millionen hinaus tot, verwundet und gefangen. Tarnow und Gorlice aber ist jetzt des Schicksals eherne Lösung. Das große Drama ist vorläufig zu Ende. Die Verbündeten atmen im Osten frei. Der gefährlichste Gegner ist wehrlos.

Auf dem Balkan stehen seine Bundesgenossen in Waffen.



Die Serben



Serbien war zu Kriegsbeginn ein Nebenschauplatz. Feldzeugmeister Potiorek hatte dort im Frühwinter 1914 einen Feldzug mit unglücklichem Ausgang geführt: Feldzeugmeister Oskar Potiorek, der ein ehrgeiziger, kein unfähiger General war. Von seiner Entschlossenheit wußte man, daß sie so groß war wie seine unzweifelhafte Gabe, ihm anvertraute Truppen durch unmittelbaren Einfluß zu beherrschen. Durch schroffe, hochfahrende Art, die er dem Offizier gegenüber gerne herauskehrte, verletzte er ihn oft mit Absicht. Der Mann, dessen Bedürfnisse er kannte, der Mann, für dessen Bedürfnisse er sorgte, der Mann ging für ihn durchs Feuer. Der Feldzeugmeister hatte zaristische oder großfürstliche Anwandlungen, aber bei Hofe war seine Geltung dennoch stark. Immer hatte er es verstanden, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Immer hatte er nachgeholfen, wenn man zeitweilig vergessen wollte, daß er da war. Seine Karriere schien bereits unter dem Vorgänger des Freiherrn von Conrad gesichert. Er war stellvertretender Chef des Generalstabs, aber den Höhepunkt des Ehrgeizes machte es aus, selbst Chef des Generalstabes zu werden. Ohne Franz Ferdinand gelangte man damals an die erste militärische Stelle nicht. Und gerade damals nach der Jahrhundertwende trug sich der Erzherzog mit allerlei Reformplänen für das Heer.

Er wollte es stark und stahlfest wissen. Er suchte für das Heer die besten Kräfte. Freiherrn von Conrad hatte eine Schriftenreihe über Infanterieausbildung den Ruf eines Militärwissenschaftlers von Bedeutung gebracht. Auch Potiorek überreichte Franz Ferdinand ein Memorandum. Conrad von Hötzendorfs ganze Art mußte dem Erzherzog — dachte Potiorek — viel zu modern, allzu radikal erscheinen. Franz Ferdinand hatte ein Steckenpferd, einen Popanz, mit dem ihn jeder schrecken konnte. Über Anarchisten, über Sozialdemokraten war mit ihm nicht zu reden. Übrigens warf sie Franz Ferdinand alle in einen Topf. Wer gegen Anarchie und Sozialismus aufmarschierte, war leicht des Thronfolgers Mann. General Potiorek schrieb ein Memorandum, das einem Kopf von den Anschauungen des Thronfolgers wohl gefallen konnte. Es war zweierlei: gegen den Mann im Heer väterlich zu sein und bei Hofe die Volkskraft lediglich als Materialwert für den Glanz des Hauses Habsburg darzustellen. Beides vermochte Oskar Potiorek zu vereinen. Conrad löste die Aufgabe wissenschaftlich, mit den Ergebnissen eigener Anschauung bei der Truppe. So groß war bei Franz Ferdinand die Furcht vor dem Popanz aber nicht, daß sie ihm den Intellekt völlig verdunkelt hätte. Er rief nicht Potiorek, sondern Conrad an die erste militärische Stelle. Potiorek stand vor Nebengeleisen.

Aber er fand sofort einen Hauptweg: nach Serajewo. Kaiser Franz Joseph hatte ihn stets als seinen Liebling gehalten. Die feste soldatische Haltung, die er äußerlich auch in der Hofburg zeigte, der glänzende Eindruck seiner Erscheinung hatte dem Kaiser stets gefallen.

Wenn jetzt Franz Ferdinand, dessen Wesen auch dem alten Kaiser häufig unbehaglich, oft zu herrisch war, dem begabten Soldaten Potiorek einen anderen General vorzog, so sah der Kaiser keinen Grund, den Zurückgesetzten nicht anders zu erhöhen. Serajewo war vielleicht der wichtigste, sicher der bedenklichste Platz in der Monarchie. Mit orthodoxen Serben und Mohammedanern, mit Mohammedanern und Katholiken dort richtig zu wirtschaften, war keine Kleinigkeit. Wer in Serajewo kommandierte, mußte so geschickt gehen können, als schritte er über Hofparkett. Zugleich aber mußte seine Faust eisern sein. Die Machtbefugnisse des Kommandierenden in Bosnien und in der Herzegowina reichten weit. Nur der Kaiser selbst hatte ihm dreinzureden. Der Landeschef von Bosnien und der Herzegowina war eigentlich ein Landesherr. Nur in Indien hatte der englische Vizekönig ähnliche Fülle der Gewalt. Wer nach Serajewo geschickt wurde, mußte unbedingt zuverlässig sein. Die Dynastie mußte blindes Vertrauen haben zu dem Manne, der im Konak zu Serajewo regierte. Potiorek hatte einen sicheren Schritt, eine eiserne Faust. Er war unbedingt zuverlässig. Jetzt war er der gekränkte Liebling des Kaisers. Er wurde Vizekönig von Bosnien. Nicht einmal, als das Ungeheuerliche geschah, daß der Thronfolger in seinem Lande fiel, verlor er selbst den Thron. So hoch stand Oskar Potiorek in Gunst und Vertrauen des Kaisers. Als der Krieg dann ausbrach, hatte er nicht nur Rache an den Serben zu nehmen für die ihm in seinen eigenen Ländern angetane Schmach. Vizekönig Potiorek verteidigte sein eigenes Königreich.

im Anfang nicht ohne Geschick. Als Böhm-Ermollis Heer nach Rußland abberufen war, besaß er noch zwei Armeen. Vom Hauptquartier aus Galizien hatte er Befehl empfangen, einen Einfall der Serben in das Gebiet der Monarchie zu verhindern. Der serbische Kriegsschauplatz war weit von Galizien: ob dort der Oberkommandierende die ihm zugewiesene Aufgabe in Verteidigerhaltung, ob er sie stellenweise im Angriff lösen wollte, mußte der Oberkommandierende selbst entscheiden. Aus solcher Ferne ließen sich die Einzelheiten der serbischen Verhältnisse nicht erkennen. Mehr konnte in dem Befehl des Hauptquartiers gar nicht stehen. Aber den Feldzeugmeister dünkte auch die eine Weisung zu viel, die im Grunde nur Vorsicht verlangte. Daß das Armeeoberkommando weit vom Schauplatz seiner eigenen kommenden Taten war, gab Potiorek nicht bloß gern zu. Er griff die Tatsache vielmehr eifrig auf. War denn wirklich einer, der sich vermessen wollte, serbische Dinge besser zu verstehen, als er, Vizekönig im Nachbarland? Und hatte er nicht auch bisher dem Kaiser Franz Joseph allein unterstanden? Wozu nannte man ihn „Persona grata“ bei Kaiser Franz Joseph? Landeschef in Bosnien war wenigstens soviel wie Chef des Generalstabes. Es war sogar mehr. Es sollte ruhig so bleiben, daß nur der Kaiser noch etwas zu sagen hatte. Feldzeugmeister Potiorek betrieb die unmittelbare Unterstellung unter den Kriegsherrn leidenschaftlich. Sie wurde schließlich gewährt. Potiorek war dort, wo er sein wollte. Seine Befehlsgewalt war unumschränkt. Der Kaiser allein hatte allenfalls Rechenschaft zu fordern. Der Kaiser selbst wollte diese Ordnung.

Feldzeugmeister Potiorek war allmächtig auf dem Balkan. Mit zwei Armeen kämpfte er seinen eigenen, persönlichen Krieg.

Einfach war seine Führung nicht. Die Serben hatten 300 000 Mann. Sie hatten die Technik der kaum abgeschlossenen Balkankriege. Das Heer war in straffster Zucht, das Soldatenmaterial prachtvoll, auch im einzelnen. Der Woiwode Putnik, den eine vornehme, aber unzweckmäßige Geste des Kaisers Franz Joseph von österreichischem Badeaufenthalt unbehelligt in sein serbisches Hauptquartier hatte reisen lassen, galt als ein Führer bedeutenden strategischen Könnens. In den Balkankriegen hatte er jedenfalls nicht versagt. Gespannt durfte man schon in Tusla Dolna sein, im Hauptquartier des Feldzeugmeisters, wie Putnik sich einem Potiorek gegenüber behaupten werde.

Das Königreich Serbien hat Grenzen von eindringlicher Plastik. Im Osten gegen Bulgarien den Timokfluß, im Norden gegen Ungarn die Donau und die Save, im Osten gegen Bosnien den Drinafluß. Der Feldzeugmeister stellte seine beiden Armeen zu einem Vorstoß gegen das Bergland an der Drina auf. Solange Böhm-Ermolli noch an der Save und Donau stand, sollte Böhm-Ermollis Heer dort einen Angriff demonstrieren. Aber der wirkliche Angriff sollte von der Drina her losbrechen. Böhm-Ermollis Reise ging bald darauf nach Rußland. Potioreks eine Armee, die der General Frank führte, kam wohl über die Drina auf serbisches Gebiet hinüber. Aber die zweite Armee, die der Feldzeugmeister selbst führte, war allzu weit vor ihr aufgestellt, um sie schnell genug unterstützen zu können. Außerdem

mußten nach Böhm-Ermollis Abzug zum Schutze Ungarns Truppen ins Donaugebiet abgeschickt werden. Die Serben ließen sich darum doch nicht hindern, in Ungarn einzufallen. Auch rückten sie unbekümmert über die bosnische Grenze. Fast standen sie schon vor Serajewo. Der Feldzeugmeister ließ sich zunächst nicht verblüffen. Er hielt seine beiden Armeen einheitlich zusammen und kämpfte vorläufig nur die serbischen Vormarschgelüste nieder. Die Kämpfe währten über den Herbst. Potiorek entschied sie für sich.

Im November aber entschied sich noch mehr. Mit jähem Stoß hatte die Armee Frank die Linien des Gegners in der Nordostecke Serbiens durchbrochen. Jetzt schlug die Vormarschstunde des Feldzeugmeisters Potiorek. Mit der Armee des Generals Frank schlug er die Serben hart in der Kolubara. Mit der eigenen Armee schlug er sie hart bei Valjewo. Seine Truppen verstand er mit einer Kraft vorwärtszureißen wie selten ein Führer. Ihren Eifer entflammte er, ihren Eifer verzehnfachte er. Der Vormarsch ging über Straßen, die Morast waren oder schon verschneit lagen. Er drang quer über die Berge eines wilden Alpenlandes, das schon der Winter verhüllte, durch Wetter und Sturm und klirrenden Frost. Es gab kein Rasten. Es gab kein Atemholen. Es gab nur Armeebefehle, die napoleonische Rhythmen suchten und napoleonische Akzente fanden. Die Siege vor Valjewo und in der Kolubara waren groß gewesen. Niemand hatte zu einer Zeit, da aus Nordosten übermächtig die Sorgen drückten auf serbische Erfolge gerechnet. Sie nunmehr auszubauen, den serbischen Feldzug in absehbarer Zeit zu endigen, lag ganz und einzig in

Potioreks Hand. Aber da irrte er psychologisch. Da irrte er auch technisch. Die beiden Fehler warfen allen Sieg um.

Er hatte seine Soldaten Tag und Nacht marschieren lassen. Statt der Raststunden forderte er säubernde Gefechte. Die Nerven der Truppe hatten nach beispiellosen Anstrengungen eine unerhörte Belastung ertragen: sie hatten die zwei siegreichen Schlachten unmittelbar nach den Anstrengungen, unmittelbar nach der Jagd durch vereistes Gebirge, dem verbissensten, fanatisiertesten Feind geliefert, der vom Krieg bisher ins Feuer gerufen war. Aber jetzt mußte man mit Erschlaffung rechnen. Daß die österreichisch-ungarischen Truppen sich mit vorbildlicher Tapferkeit schlugen, daß sich bisher alle österreichisch-ungarischen Völker ohne Ausnahme so schlugen, wußten die Generale, die sie führten. Nur Anekdotenerzähler im eigenen Hinterland, Anekdotenerzähler im verbündeten Ausland wußten es nicht. Aber daß auch der beste Soldat, der Ausdauerndste im Kampf und auf dem Marsche nach anspannenden Wochen der Entbehrung die Pflicht der Ruhe zu üben hat, wußten mitunter die Truppengenerale nicht. Potiorek hielt die Zeit noch nicht für gekommen, da seine Soldaten ruhen sollten. Seine Unterführer dachten über das unerwünschte Problem nur teilweise nach. Der Korpsführer General Wurm hatte gegen ein sofortiges Weitermarschieren nichts einzuwenden. Er sagte überhaupt nichts zu dem Fall. General Appel warnte. Er wies den Feldzeugmeister darauf hin, daß die Truppen nicht mehr leistungsfähig waren. Außerdem kamen jetzt verstärkte Schwierigkeiten des Geländes hinzu. Die

Munition war fast aufgebraucht. Neue Munition kam schwer nach. Der Nachschub stockte. Feldzeugmeister Potiorek aber sah keine Hemmnisse. Er sah keinen Grund, sich gerade jetzt in der Durchführung seiner Operationen stören zu lassen. Denn der Erinnerungstag an den Regierungsantritt des obersten Kriegsherrn war nahe. Für solch einen Tag brauchte der Feldzeugmeister etwas ganz Besonderes. Er vergaß ganz oder hatte nie darüber nachgedacht, daß dieser Krieg eine elementare Explosionenreihe wildester Völkerleidenschaft darstellte, daß die Tragödie hier nicht um eine „Strafexpedition", vielmehr um Daseinsrechte zweier Reiche ging. Er wollte zum 2. Dezember eine Sensation. Er wollte eine blendende Sensation. Gelang seine Erzwingung, so war der Höfling niemals aus seines Kaisers Gunst zu drängen. Der Hofmann nahm dem General die Sinne. Hatten die Truppen bisher geradezu Unwahrscheinliches geleistet, so ging es mit dem Unwahrscheinlichen auch noch ein paar Tage weiter. Die Serben waren jetzt völlig zu erledigen. Der Marschbefehl erging an die Armee Frank. Der General Liborius Frank hatte entweder an Verantwortungsgefühl zu wenig, um lieber den Kommandostab abzugeben, als gegen einen Befehl zu stehen, der eine Sinnlosigkeit war. Oder er hatte die Situation nicht erkannt, nicht übersehen. Jedenfalls führte er den Befehl aus, er marschierte. Und der Marschbefehl erging an Potioreks eigene Armeen. Es gab keine Erschöpfung Potiorekscher Truppen. Hier war der psychologische Fehler.

Bisher hatte der Feldzeugmeister beide Armeen

gegen die Serben von der Drina geschlossen marschieren lassen. Der Erfolg war mit ihm gewesen. Aber nunmehr — nach den Siegen bei Valjewo und in der Kolubara — teilte er sie plötzlich. Er selbst marschierte nach Südost. Die Armee Frank schickte er nach Nordost. Er bestand auf seiner Sensation: zum 2. Dezember mußte General Frank in Belgrad sein. Unruhe kannte er nicht. Belehrer duldete er nicht. Warner hörte er nicht. Er zersplitterte seine Kraft. Jeder marschierte sorglos einzeln. Hier war der technische Fehler.

Die beiden Schlachten hatten die Serben freilich mit voller Wucht getroffen. Aber als der Woiwode Putnik plötzlich das merkwürdige doppelte Marschieren sah, raffte er noch einmal gewaltsam an einem Ort zusammen, was er überhaupt besaß. Selbst Belgrad schien ihm gleichgültig in diesem Augenblick. Von den Truppen, die die Hauptstadt zu decken hatten, und von den Truppen, die gegen die bulgarische Grenze standen, zog er heran, was irgend schnell heranzuschaffen war. Er stellte sich mit allem, was er nach Valjewo noch hatte, zu einem Verzweiflungskampf gegen Potioreks eine Gruppe. Und schlug sie . . . Die Erschöpfung allein hätte die Armee jetzt schon gefällt. Untertänigst depeschierte General Frank dem obersten Kriegsherrn den Fall von Belgrad. Indes Liborius Frank im Belgrader Konak triumphierte, büßte die Armee Potiorek grausam und schwer. Aber der Generalissimus verlor auf einmal völlig den Kopf. Er vergaß plötzlich sein Selbstbewußtsein. Vergaß plötzlich seinen Hochmut. Er vergaß sogar, seine Situation zu überschauen. Denn er jagte das Heer, jagte alle, die ihm

geblieben waren, ganz über Save und Donau, ganz nach Ungarn zurück. Erst am anderen Ufer sah er dann, daß der alles preisgebende Rückzug überschnell von ihm befohlen war. Denn jetzt hatte der Feldzeugmeister Potiorek die Widerstandskraft der Truppen unterschätzt, die er vordem napoleonisch angespornt hatte. Feldzeugmeister Potiorek war kein Napoleon. Weit mehr war er ein Höfling. Den Feldzug hatte er verloren, weil er allzusehr nach der Wiener Hofburg, statt nach Truppen und Schlachtfeld sah. Der Mensch Potiorek hatte den Soldaten besiegt. Seine Truppen standen wieder am Grenzrand der Monarchie: unvergleichliche Leistungen waren durch Sehnsucht nach Sensation entehrt. Der erste serbische Feldzug war zu Ende.

Erschöpft rangen beide Gegner nach Atem. Die Serben hatten den Kampfplatz zwar behauptet, aber sie brachten die Kraft nicht mehr auf, den Österreichern und Ungarn zu folgen. Sie bluteten aus vielen Wunden. Die serbische Armee, die betroffenen österreichisch-ungarischen Heereskörper mußten vor allem wieder hergestellt werden. Feldzeugmeister Potiorek ging in auffallender Schnelle. Der Kaiser hatte für ihn kein Abschiedswort. Mit der Selbständigkeit eines Oberkommandos auf dem Balkan war es vorbei. Erzherzog Eugen überwachte die Erholung der Truppen. Er wurde nach einiger Zeit, als er an die neue italienische Front hinüberging, durch General Terstyanski abgelöst, der sich schon auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz, namentlich an der Pilica wiederholt hervorgetan hatte. Das Feldherrningenium General Terstyanskis war

vielleicht nicht übergroß, er hatte bisher Armeen nicht geführt. Groß aber war allezeit seine Energie, wenn es galt, Truppen wieder zu ordnen, deren Zucht die Ereignisse gelockert hatten. Die serbischen Erlebnisse in den ihm anvertrauten Verbänden verwischte er. Er straffte sie wieder. Zwischendurch arbeitete General Terstyanskis ungewöhnlich begabter Stabschef Dany in seiner Operationskanzlei allerlei Entwürfe, die vielleicht in der Zukunft nützlich sein konnten. Stabschef Dany gab die Hoffnung nicht auf, daß die Stunde wiederkommen müßte, in der man noch einmal den Serben zur Abrechnung gegenüberstände. Er bereitete sie vor. In seiner Operationskanzlei entstand der großzügige Entwurf eines Überganges über Donau und Save. Er führte den Entwurf bis in die kleinsten Einzelheiten aus, die er schriftlich niederlegte. Die Stunde, die der Stabschef Dany erhoffte, schlug nach Jahresfrist.

Deutschland brauchte eine Straße nach dem Osten. In den Bund der Mittelmächte war längst die Türkei eingetreten, die sich gegen die militärischen Anstrengungen der Alliierten mit überraschender Kraft in wesentlich stärkerer Abwehr gehalten hatte, als die Erinnerung an den türkischen Zusammenbruch im Balkankriege zuließ. Die Schlachten auf Gallipoli erneuerten die besten Überlieferungen des osmanischen Heeres. Die türkische Armee hatte die alte Tapferkeit, die ganze schwere Kunst des stoischen Sterbens wiedergefunden. Aber der Weltkrieg war keine Entscheidung bloß durch heldenhafte Haltung. Er war ein Krieg der Massen und des Materials. Die Technik und die

Industrien der Mittelmächte und ihrer Gegner rangen miteinander. Die Türkei konnte wenig Geschütze bauen. Oder gar keine. Ihre Munitionsfabriken glichen Kinderwerkstätten, wenn man in die Fabriken der kämpfenden Mächte blickte. Eine Zeitlang halfen die Mittelmächte dem Bundesgenossen auf dem Wege über Rumänien und Bulgarien aus. Sie sandten an Munition, was sie konnten und was sie durften. Die Bulgaren bereiteten der Durchfahrt weniger Schwierigkeiten als die Rumänen. Jeder Waggon mit Granaten, der wirklich auf türkischem Boden eintraf, war vorher mit Gold aufgewogen. Bestochen mußten die Rumänen, mußten die Bulgaren werden. Die Munition reiste bald als Kabel, als Zement, in den man die Granaten gemauert hatte, bald als anderes. Von sechs Waggons kuppelten die Rumänen gelegentlich vier Wagen für sich ab. Ständig drohte die Verbindung dabei abzureißen. Eigentlich hätte Rumänien an der Seite der Mittelmächte kämpfen müssen. Das Bündnis von Bukarest aus dem Jahre 1913 war nicht gekündigt und nicht erfüllt worden. Vorläufig war Rumänien noch neutral. Aber wenn es mit den Mittelmächten hätte gehen wollen, so hätte es den Anschluß längst erklärt. Italien kämpfte in der Alliiertenreihe, obgleich es einen Dreibund gegeben hatte. Niemand konnte bei Rumänien die Nachahmung solchen Beispiels außerhalb des Möglichen erklären. Die Türkei brauchte übrigens nicht nur Munitionsaushilfe, man mußte sie mit Kriegsmaterial jeglicher Art unterstützen. Stoffe, Ausrüstungsgegenstände, selbst Lebensmittel waren nötig. Jede Verschärfung in der rumänischen Stimmung bedeutete eine Unterbrechung der

Straße nach Konstantinopel. Der türkische Bundesgenosse war dann isoliert. Erklärte aber auch noch Rumänien den Mittelmächten den Krieg, so war der türkische Bundesgenosse überhaupt verloren. Seine Verteidigungskraft brach dann zusammen. Die Unsicherheit des Zusammenwirkens mit den Mittelmächten, die Sorge um Vernichtung und Verlust des Freundes mußte endlich behoben werden.

General von Falkenhayn war, wenn er wollte, kein ungeschickter Diplomat. Im Gegenteil: die Fähigkeiten des Diplomaten übertrafen wesentlich die Fähigkeiten des Generalstabschefs. Der sicherste Weg nach Konstantinopel führte durch Serbien und Bulgarien. Es war zugleich der schnellste Weg. Serbien konnte in absehbarer Zeit, konnte jetzt sogar rasch und verhältnismäßig leicht niedergekämpft werden. Den Mittelmächten hatten die großen Erfolge gegen Rußland den Arm freier gemacht. An Serbiens Niederwerfung, an serbischen Eroberungen hatte Bulgarien lebhafte Interessen. Im Balkankrieg hatten die Bulgaren nur notgedrungen „ihre Fahnen eingerollt". Sie waren von den Serben um die Beute gebracht worden. Der Augenblick der Heimzahlung schien jetzt gekommen. Den Mittelmächten stand Bulgarien nicht ohne Freundlichkeit gegenüber. Ferdinand von Koburg trug einmal den österreichisch-ungarischen Offiziersrock. Österreich-Ungarn dankte er den Thron. Für Bulgarien hatte Graf Leopold Berchtold auf dem Bukarester Frieden gesprochen. Alles war vorbereitet in der Stimmung. General von Falkenhayn bot seine ganze Beredsamkeit, seine ganze Liebenswürdigkeit in Verhandlungen

mit Bulgarien auf. Die Verhandlungen führten zu günstigem Ende. Dem General von Falkenhayn gebührte das Verdienst, den neuen Bund mit Bulgarien beschlossen und besiegelt zu haben. Das Königreich trat zu den Mittelmächten. Die Alliierten hatten es fortan mit einem Vierbund zu tun.

War der Vierbund einmal geschlossen, so bestand kein Grund, die geographische Einheit mit der Türkei nicht sogleich durch Waffengewalt herzustellen. Im deutschen Hauptquartier zu Pleß setzte man sich zur entscheidenden Beratung zusammen. Für die Oberste Deutsche Heeresleitung sprach Falkenhayn. Für das Armeeoberkommando Freiherr von Conrad. Für den bulgarischen Generalstab sprach Gantschew. Die Türken vertrat Zekki Pascha. An einem militärischen Grundplan war, so schien es wenigstens, diesmal nicht viel herumzubauen. Im ersten serbischen Feldzug hatte das Königreich 300 000 Mann in drei Aufgeboten aufgestellt. Nur die 60 Bataillone des dritten Aufgebots, die sonst eigentlich den Grenzschutz versahen, konnte man nicht durchaus als Elitetruppen ansprechen. Von der prachtvollen ersten serbischen Armee stand nur noch die Hälfte von 150 000 Mann. Immer noch war die Hauptzahl der Truppen gut; dennoch reichten sie an die erste Serbenarmee nicht mehr heran. Jetzt erst zeigte sich, wie schwer selbst die Siegreichen gelitten, die sich nicht mehr erholen konnten. Jetzt erst zeigte sich, wie gering an dem ganzen verunglückten Feldzug von 1914 die Überlegung Potioreks, wie bedeutend aber die Haltung der Truppen gewesen war. Um 150 000 Mann außer Gefecht zu setzen, die nur lose

mit ihren Verbündeten in Fühlung standen, ohne daß diese Verbündeten große Hilfsmöglichkeiten besaßen, waren keinerlei besondere strategische Pläne nötig, wenn man selbst über genug Truppen verfügte. Man mußte nur auf die Umkreisung des Gegners achten. Falkenhayn wollte sogleich sechs Divisionen an die Unternehmung setzen. Freiherr von Conrad sollte die gleiche Zahl aufbringen, vermochte aber vorläufig, da Kämpfe an der russischen und italienischen Front sich wieder verstärkten, nur vier Divisionen beizusteuern. Andererseits beantragte der Freiherr die Mitwirkung von Donauflotille und Pionieren. Sie waren bei den Stromübergängen von höchster Wichtigkeit. Gantschew meldete drei bulgarische Divisionen an, die an Stärke viereinhalb deutschen Divisionen gleichkamen. Die Frage des Oberkommandos war nunmehr zu regeln. Freiherr von Conrad hätte gern endlich einen österreichisch-ungarischen Führer an der Spitze gesehen. Sie schienen ihm bisher mit Unrecht verdunkelt. Auch war der Krieg gegen Serbien in der Tat eine alte vielbelastete Rechnung der Monarchie. Aber Falkenhayn berief sich auf die Mehrzahl seiner Truppen. Im übrigen wäre es nicht so schlimm, wenn Freiherr von Conrad nur vier Divisionen aufbrächte. Er selbst ergänze mit Vergnügen auch die zwei fehlenden Divisionen. Und General von Falkenhayn berief sich ferner darauf, daß bei ihm das Verdienst lag, Bulgarien für die Mittelmächte gewonnen zu haben. Schwer ließ sich gegen all diese Einwände etwas entgegnen. In Galizien hatte der Generalfeldmarschall von Mackensen mit größter Gewissenhaftigkeit, mit musterhafter Ordnung, mit

Entschlossenheit und Kraft die Pläne zur Durchbruchsschlacht von Tarnow und Gorlice durchgeführt. Nichts war gegen ihn bisher als Armeekommandanten zu sagen. Falkenhayn bestand auf Mackensen. Nur im großen blieb noch der Aufmarsch zu beraten.

Seine Linien waren gegeben. An der Drina im Westen eine schwächere Gruppe. An der Save und Donau das deutsch-österreichisch-ungarische Hauptheer. Am Timokfluß im Osten die Bulgaren. Save und Donau sollten überschritten werden. Mackensen mit den deutschen Truppen im Tal der Morawa nach Süden dringen. General Köveß hatte Belgrad zu nehmen. Dann sollte sein Vormarsch südwärts über die Berge gehen. Die österreichisch-ungarischen Truppen hatten im Gebirge öfter gekämpft, als die deutschen Kameraden: für den Gebirgskrieg waren sie erzogen. Die Bulgaren sollten vom Timokfluß nach Westen stoßen. Schon im Anfang des Unternehmens waren die Verbündeten an Zahl dem Gegner erheblich überlegen. Über den Ausgang gab es keinerlei Meinungsverschiedenheit. Es mußte gehen. Was den Aufmarsch betraf, hatte nur Freiherr von Conrad gewissen Einspruch erhoben. Er fand es besser, wenn die Bulgaren sich nicht am Timok, sondern lieber weiter im Süden versammelten. Der Einwurf schien indes belanglos. Die Ausführung der Beschlüsse begann.

Mackensen stand bereit. Köveß stand bereit. Die Bulgaren standen bereit. Noch einmal kam Freiherr von Conrad auf seinen Einwand zurück. Und machte ihn zu schriftlich überreichtem Einspruch. Der Aufmarsch und noch mehr die Vormarschrichtung der bulgarischen Truppen fände er im Hinblick auf das

Ziel des Feldzuges doch nicht ganz zweckentsprechend. Die Serben zu schlagen, war in diesem zweiten Feldzug keine Aufgabe mehr, deren Lösung ein übermenschliches Aufgebot von Geist und Material erforderte. Die Serben völlig einzukreisen, um sie als Kriegsmacht völlig und endgültig auszuschalten, war schwieriger. Wenn die Bulgaren, von vornherein so hoch im Norden versammelt, dann auch noch geradeswegs nach Westen marschierten, so mußte der Augenblick kommen, da ihre Truppen in die südwärts marschierenden deutschen Kolonnen gerieten. Dann gab es einen verworrenen deutsch-bulgarischen Knäuel, der nicht erstrebt werden könnte, und weder leicht, noch schnell zu entwirren war. Die Oberste Deutsche Heeresleitung antwortete Freiherrn von Conrad sehr höflich. Aber die Befehle wären ja von allen Verbündeten gemeinsam bereits festgesetzt worden. Schwer scheine es, sie noch einmal umzuändern. Der Vormarsch begann. Die serbischen Truppen wurden langsam zermalmt. Mackensen hatte Danys Entwurf empfangen, der den Übergang über Save und Donau regelte. Der Übergang wurde nunmehr bis in die kleinste Einzelheit so durchgeführt, wie Terstyanskis Stabschef sie verzeichnet hatte. Über Belgrad stieß Generaloberst von Köveß mit geraden Pfeilen südwärts über das Gebirge. Mackensen kam rasch im Morawatal vorwärts, die Bulgaren marschierten gleichfalls, indem sie jeden Widerstand zerbrachen. Offenkundig standen die Serben vor der Vernichtung. Da gab es plötzlich für die vormarschierenden Heere im Raume zwischen Paracin und Sokobanya eine schwere Stokkung. In vollem Marsch, mit Artillerie und Train und

Infanterie, rannten die deutschen und bulgarischen Kolonnen ineinander. Ein Knäuel entstand, der unentwirrbar schien. Alle Straßen waren verstopft. Es gab weder Hin noch Her. Im Westen jagte Generaloberst von Köveß die ermatteten Serben in das Innere des Königreichs; im Osten hatten Bulgaren und Deutsche tagelang damit zu tun, ihre eigenen Reihen zu entwirren. So stand den Serben die Flucht nach Südosten, die Flucht über Albanien offen. Mackensen mochte jetzt plötzlich einsehen, die Bulgaren nicht minder schnell, warum Conrad so stark südwestlich hatte marschieren wollen. Hätte man mit den Bulgaren im Rücken der Serben gestanden, die von Mackensen und Köveß herangetrieben wurden, so war ihr Entrinnen eben unmöglich. Man erwartete sie dann. Man schnitt sie ab. Man kreiste sie ein, nahm sie alle gefangen. Es gab dann nur eine einzige serbische Kapitulation. Und was nicht mehr möglich gewesen war, als es schwer schien, die Befehle beim Aufmarsch umzuändern, war jetzt auf einmal möglich: die Bulgaren schwenkten stark südwestlich ein. Sie schwenkten, als sie und die deutschen Truppen zwischen Paracin und Sokobanya endlich wieder Luft bekommen hatten, genau den Weg ein, den Freiherr von Conrad ihnen gezeigt hatte. Ein Bruchteil der Serben blieb gerade noch hängen. Der Rest entkam. 50 000 Mann retteten sich nach Korfu. Gerade die Einkreisung war mißglückt. Die 50000 Serben wurden von den Alliierten auf Korfu in Ruhestellungen gründlich erholt. Mackensen hatte das Serbenheer zwar geschlagen; aber ein paar Monate später stand ein volles Drittel bei Saloniki und in Rußland abermals im Kampf.

Der Raumgewinn war allerdings da. Das Königreich Serbien war Besitz des Vierbundes. Die Straße nach Konstantinopel war frei. Bald konnten die Balkanzüge rollen. Mit Munition, mit Material, mit Truppen. General von Falkenhayn durfte sich zufriedengeben. Freiherr von Conrad gab sich nicht zufrieden. Ihn störte das Heer Sarrails vor Saloniki. Wer bürgte dafür, daß es nicht eines Tages die Linie durchbrach und die Front der Mittelmächte in der Flanke aufriß? Wer konnte verhindern, daß die Entente sich nicht eines Tages zu einer großzügigen Offensive von Saloniki her entschloß? Wer wollte es ihr verwehren, im Hafen von Saloniki Truppen auf Truppen zu landen? Wenn das Vorderhaus der Front auch sicher war: das Hinterhaus mußte ebenso sicher sein. Es war nicht alles, daß man im Vorderhaus wachte. Auch durch das Hinterhaus konnte man eindringen. Geschah es einmal, daß die bulgarische Front niedergerissen wurde, dann war das Unheil unabsehbar. Es war um so verhängnisvoller, je weiter der Krieg fortschritt, je stärker der Truppenverbrauch geworden war. Marschierte ein Ententeheer über Bulgarien durch Ungarn ein, dann stürzte die Monarchie in Trümmer. Dann war zuletzt selbst Deutschlands Flanke bedroht: dann war der Krieg mit Schrecken zu Ende. Jetzt hatten die Bulgaren ihre serbische Beute. Wer wußte, was mit Rumänien kommen würde? Wenn die Bulgaren im Kriegsfall mit Rumänien dem Bunde treu blieben, was im Hinblick auf die Dobrudscha anzunehmen war, so hatten sie dann gleichwohl zwei Fronten. Reichte ihre Salonikifront bis ans Meer, besaßen sie Saloniki selbst,

so waren dort alle Anstrengungen vergeblich, die die Alliierten etwa vom Meer her unternehmen wollten. Denn die Alliierten waren dann ohne einen Landungshafen, ohne eine Verpflegsbasis und ohne eine Operationsbasis. Saßen die Bulgaren aber in Saloniki, oder wenigstens die Verbündeten, mit denen man sich später noch einigen konnte, so saßen die Bulgaren um so fester im Vierbund. Die Sarrailarmee, ihre lastende Drohung, war ausgeschaltet. Es gab dann keine Flankenaufrollung der Mittelmächte mehr. Freiherr von Conrad war unruhig, solange er einen Ententesoldaten vor Saloniki wußte. Er wollte blanken Tisch auf dem Balkan. Er wollte weitermarschieren; da man einmal hier war, durchmarschieren. Freiherr von Conrad forderte den Marsch nach Saloniki.

Falkenhayn schwärmte nicht für Dinge, die er für Abenteuer hielt. Auch dann nicht, wenn ein anderer sie ersonnen hatte. Was Conrad ihm hier vortrug, sah er als ein Unternehmen an, das mit den schwersten Hindernissen zu rechnen hatte. Er liebte überdies die größte Vorsicht. In der Frühjahrsschlacht in Galizien, für die er zuerst auch nicht einmal die Truppen hatte hergeben wollen, war er gerade noch bereit gewesen, bis zum San zu marschieren. Widerwillig hatte er ihn überschritten. Conrad hatte ihn halb mit Gewalt auch noch über den Bug gedrängt. Falkenhayn besaß die Balkanbahn: Saloniki bekümmerte ihn nicht. Er wendete Nachschubschwierigkeiten ein. Unwegsam wäre das Gelände. Dabei vergaß er, daß die serbische Landschaft, durch die man gekommen war, nicht wegsamer genannt werden konnte. Pioniere, Straßenbauer, Eisen-

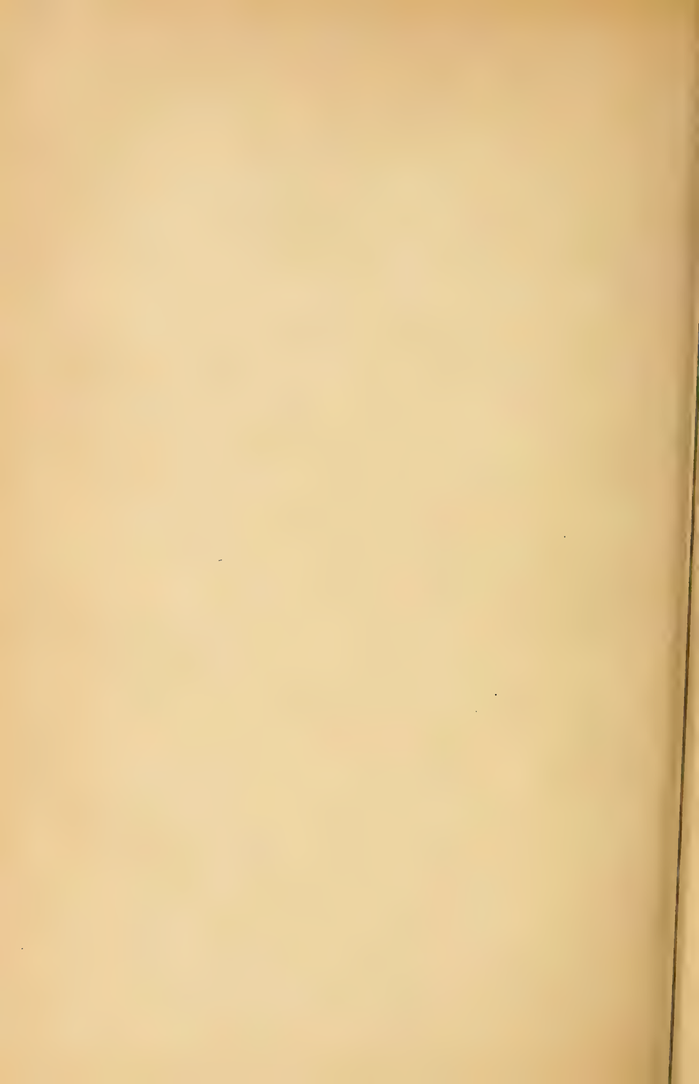
bahnbauer hatte man reichlich. Bulgarien mit seinen Hilfsmitteln war nahe. Aber Falkenhayn sah nur Schwierigkeiten. Vielleicht hatte er andere Pläne, mit denen er vorläufig nicht ans Licht wollte. Vielleicht dachte er an Kaiser Wilhelms Verwandtschaft mit dem Griechenkönig, der nicht verletzt werden durfte. Falkenhayn lehnte ab. Wenn Freiherr von Conrad gestatte, daß er die deutschen Truppen von den Mühen des serbischen Feldzuges, bevor er sie anderwärts wieder verwende, in den gesegneten ungarischen Gefilden sich erholen lasse, so wäre er zu Dank verpflichtet. Conrad hatte nichts dagegen. Für die eigenen Truppen aber konnte er noch keine Schonzeit gewähren. So groß waren die Strapazen in Serbien diesmal nicht bei allen Heeresteilen gewesen. Schauerlich war nur die Flucht der vom Feinde gehetzten, unverpflegten und abgerissenen Serben durch das Eis der Berge. Freiherr von Conrad war nicht Oskar Potiorek. Den Vormarsch im Osten hatte er in dem Augenblick halten lassen, da er den Zwang zur Ruhe gekommen meinte. Aber in Serbien waren die Truppen noch durchaus marschfähig. Wenn die Sarrailarmee also unbedingt ein Gegenstand der Bedrohung vor Saloniki bleiben mußte, so war das Nächstliegende zu erledigen. Freiherr von Conrad war immer für rasche und sinngemäße Erledigung des greifbaren Nächsten. Serbien war zertrümmert. Aber Montenegro stand noch. Conrad zog die Armee Köveß aus der dreieinigen Truppenversammlung auf dem Balkan. Jetzt sollte Montenegro außer Gefecht gesetzt werden. Was aber für Saloniki galt, galt bei dem General von Falkenhayn für Montenegro keineswegs. Das wilde,

zerschluchtete Karstland, darin kaum ein regelrechtes Haus, oft nicht einmal Hütten sich fanden, darin die Straßen vielfach nur abschüssige Saumpfade waren, kam ihm durchaus nicht unwegsam vor. In bezug auf Montenegro waren auch seine Truppen gar nicht so erschöpft. Um Saloniki zu säubern, bedurfte es größerer Anstrengung und entschlossenen Zugreifens. Montenegro dünkte ihn einfacher als Erledigung: also lag es wirklich näher. Falkenhayn sah die Aktion sympathisch an. Mackensen würde es schon machen. Aber der Generalfeldmarschall hatte nach Conrads Ansicht den serbischen Feldzug, bei dem der Marschall und die deutsche Heeresleitung auf das Charakteristische der Unternehmung von ihm aufmerksam gemacht worden waren, nicht aufs beste zu Ende geführt. Daran änderte der Jubel der Zeitungen nichts. Nicht Mackensen, sondern Köveß hatte die Ereignisse in Montenegro zu leiten. Dies war kein Vorschlag, sondern Beschluß und Befehl. Die Armee des Generalobersten von Köveß rückte aus Serbien ab.

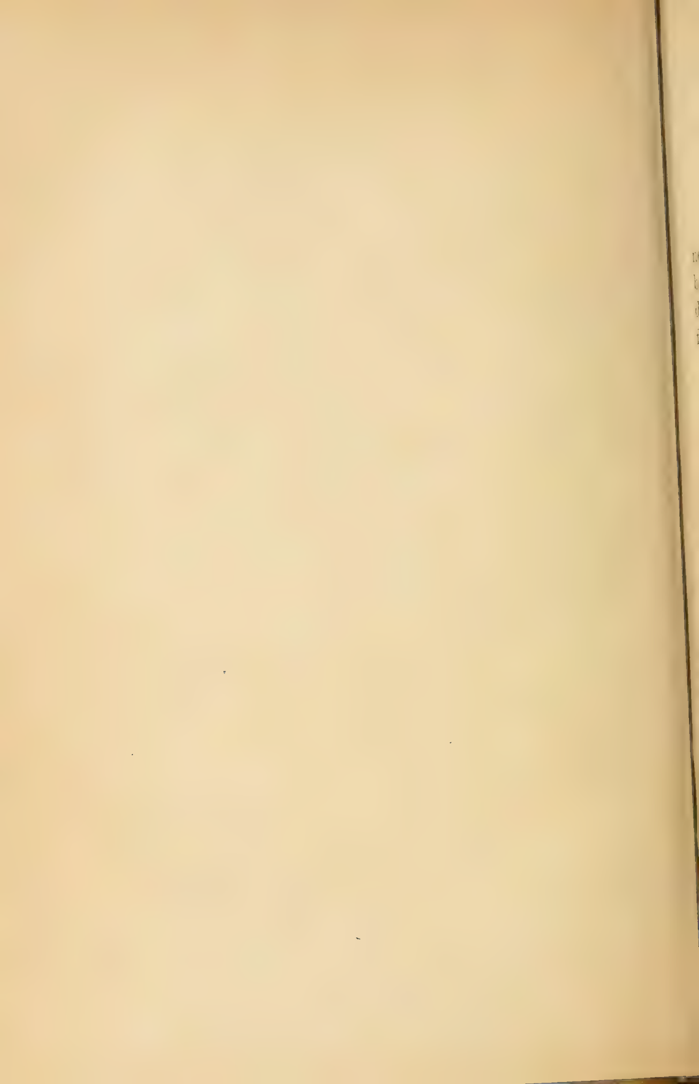
Potioreks Nachfolger im Konak zu Sarajewo, der neue bosnische Landeschef General Sarkotic, hatte schon früher einmal einen Plan ausgearbeitet, wie man den Lovcen angreifen könnte, die starke Bergfestung über der Bocche di Cattaro. Wenn man den Lovcen besaß, lag die Hauptstadt des kleinen Königreichs unter den Kanonen des Siegers. Wenn man den Lovcen besaß, war ein Einfall in österreichisch-ungarisches Gebiet für die Montenegriner schwer. Denn der Beherrscher des Lovcen, der alle Berge überhöhte, und einen fernen

Ausguck auf die Adria gab, bestrich mit seinen Geschützen weit die Runde. Auch ein junger Offizier im Teschener Hauptquartier hatte einen Angriffsplan gegen den Lovcen ausgearbeitet, der sehr brauchbar war. Beide Angriffspläne ließ Freiherr von Conrad sich vorlegen. Er war mit einer Vereinigung einverstanden, die das Beste aus beiden Manuskripten zur Einheit schmiedete. Aber nicht bloß der Lovcen: ganz Montenegro sollte genommen werden. Zumal es sich um die Aushebung eines Nestes handelte. Nicht mit den verhältnismäßig geringen Mitteln, die in den beiden Plänen festgesetzt waren, sondern mit genügenden Mitteln, um jeden Fehlschlag auszuschalten. Der Aufmarsch wurde festgelegt. Der Generaloberst von Köveß führte ihn und den Feldzug mit fehlerloser Berechnung, mit so musterhafter Manövrierkunst durch, daß die Zahl der Opfer recht gering blieb. So schnell brachte er seine Aufgabe zu Rande, daß die Volksstimmung in der Monarchie lieber an eine Bestechung des Königs von Montenegro, als an die Kraft des eigenen Heeres glaubte. Von solcher Bestechung wußte weder der Generaloberst von Köveß etwas, noch der Freiherr von Conrad. Der König von Montenegro entfloh. Sein Land wurde besetzt. Auch Montenegro war nebenher erledigt.

An der weiten Ostfront, an der Südostfront, in Rußland, in Serbien, in Montenegro standen die Heere der Mittelmächte in vollem Glanze militärischer Triumphe.



Die Politik des Krieges



Im Anfange des Jahres 1916 konnten sich die Generale Falkenhayn und Conrad, wenn sie im Rückblick überschauten, was im Osten und Südosten von den verbündeten Truppen geleistet worden war, Gefühle der Genugtuung nicht verwehren. Aber im erzherzoglichen Schlosse zu Teschen, darin ihm der Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich neben den eigenen Gemächern die Wohnräume hatte einrichten lassen, schlief Freiherr von Conrad, auch wenn die Schildwachen nicht vor seinen Fenstern stapften, dennoch wenig und schlecht. Immer noch drückte ihn Sorge: neue Sorge, stärker denn je. Sein männlicher, leicht ergrauter Kopf war allmählich ein Haupt mit weißem Haar geworden. Die großen Augen, unter denen die Linien des Gesichtes fast verblaßten, beherrschten zwar alles. Aber sie zeigten den Glanz nie unterbrochener Arbeit, und restlose Befriedigung durchhellte sie nur selten. Conrad hatte sich nie zu den Optimisten gerechnet. Der Weg durch diesen Krieg, der für ihn ein unvermeidlicher Zusammenstoß von Völkerschicksalen war, schien noch nicht zur Hälfte beschritten. An Triumpheinzüge durch das Berliner Brandenburger Tor und über die Wiener Ringstraße glaubte er nur mit Vorbehalt. Es war sicher, daß man für Deutschland und die Monarchie wenigstens das Leben retten konnte.

Er hoffte es nicht bloß, noch war er davon überzeugt. Bisher gerieten die Erfolge nach den schweren ersten Enttäuschungen des Jahres 1914 alle groß. Die Kraft der Gegner unterschätzte er nicht. Ihr technisches Material, die Hilfe einer ganzen Welt, die Fähigkeiten ihrer Führer wogen schwer. Für die Nerven und Methoden eines Marschall Joffre hatte er nur Bewunderung. Die Kaltblütigkeit von Generalen, wie Iwanow oder Ruski oder Brussilow, nötigten ihm Achtung ab. Die Russen hatten sich tapfer und zäh, Franzosen und Engländer glänzend, die Serben hatten sich erbittert geschlagen. Die Mittel der Gegner erschöpften sich nicht leicht, sie erschöpften sich überhaupt nicht, wenn man ihnen Zeit zur Erholung ließ. Aber zwei Möglichkeiten gab es, die Gunst des Kriegsausgangs zu erzwingen: Eile und Fähigkeit. Als selbstverständlich blieb dabei vorausgesetzt: unbedingtes Zusammenstehen, unbedingtes Füreinanderstehen aller Kämpfenden im Bunde. Aber manchmal blickten gerade bei solcherlei Gedankengängen die strahlenden Augen Conrads trüber. Seine Lippen bekamen einen bösen, verärgerten Zug.

Denn das Zusammenarbeiten mit dem Bundesgenossen hatte er sich doch eigentlich anders vorgestellt. Er hatte an engstes Zusammenwirken, an eine Verständigung von Tag zu Tag zwischen beiden Hauptquartieren gedacht, auch wenn die beiden Heeresleitungen voneinander unabhängig waren. „So steht die Sache heute bei uns — wie sieht es bei euch aus?“ Aber das deutsche Hauptquartier pflegte von Anbeginn andere Grundsätze. Das ursprüngliche Abkommen über ein gemeinsames Vorgehen der deutsch - österreichisch-

ungarischen Heere im Osten war von der deutschen Heeresleitung zunächst ganz gebrochen worden. Dann hatte sie wohl Truppen nach dem Osten geschickt: indes lediglich zum Schutze deutscher Interessen. Hindenburg hatte in Polen getan, als bestünde ein österreichisch-ungarisches Hauptquartier überhaupt nicht. Als aus seiner Erwartung eine Niederlage geworden war, mußte er Österreicher und Ungarn ihrem Schicksal überlassen. Diese Zwischenfälle verliefen noch glimpflich. Denn Freiherr von Conrad glich sie aus. Aber schlimm war, schlimm blieb, immer schlimmer wurde die geradezu merkwürdige Haltung, mit der die Oberste deutsche Heeresleitung im verbündeten Reich eine offenkundig schroffe und überhebende Stimmung gegen den österreichisch-ungarischen Bundesgenossen nicht nur nicht zu entkräften suchte, sondern durch müßiges Zusehen noch stärkte. Schlimm war — mitten im Kriege — eine Politik, die immer deutlicher Eitelkeitszwecke zu verfolgen begann.

Noch konnte man nicht sagen, daß die Oberste deutsche Heeresleitung in ihren Berichten Unwahrheiten ausstreute. Aber so groß war die Unaufrichtigkeit doch schon, daß sie halbe Schritte zur Lüge gestattete. Sie hörte ruhig zu, daß in den Berliner Straßen der Fall von Lemberg mit deutlicherer Betonung ausgerufen wurde, als nötig war. Sie behauptete nicht, an der Marne und in Ostpreußen siegreich gewesen zu sein. Aber indem sie die schwere Niederlage an der Marne und die schwere Niederlage der Armee Prittwitz vollkommen verschwieg, begnügte sie sich damit, daß man lediglich von einer Niederlage der Österreicher etwas

wußte. Es gab in dem neuen Koalitionskriege hundert Beispiele der Unaufrichtigkeit, die in Wahrheit bestand, aber doch in Wirklichkeit nie zu fassen war. Wenn die Oberste deutsche Heeresleitung verkündete, daß nunmehr an der Seite des Bundesgenossen die ganze „Kaiserlich deutsche Südarmee“ in den Karpathen stünde, so war das gewiß richtig. Nur daß die Hälfte aus österreichisch-ungarischen Truppen bestand, verschwiegen die Hilfsbereiten. Die Jubelhymnen über die Tapferkeit der Armee Linsingen fanden dabei keine Grenzen. Die deutschen Zeitungen führten einen Ruhmesfeldzug für die Kaiserlich deutsche Südarmee allein. Aber man vergaß hinzuzufügen, daß gleichwohl der General von Linsingen nicht um einen Schritt vorwärtskam, indes die gering geschätzten österreichisch-ungarischen Nachbarn links und rechts trotz schwerster Kämpfe recht kräftig ausschritten. Hier kam es nicht an auf Eifersüchteleien: die Haltung der deutschen Generale erwuchs der Bundesgenossenschaft, den Endzielen des Bundes zu schwerer Gefahr.

Nicht den Soldaten Conrad: den Psychologen und Staatsmann beängstigte eine Politik der Ränke. Die deutschen Generale wußten, daß die Märchen nicht stimmten, die das Hinterland erzählte. Aber vollends, als der General von Falkenhayn im deutschen Hauptquartier den Ton bestimmte, begann das Verhältnis kaum mehr erträglich zu werden. Er vergaß seine diplomatenhaften Allüren bisweilen ganz, der preußische Junker wurde stärker als der Diplomat. Freiherr von Conrad fand, daß sich bisweilen selbst die deutschen Truppen, wenn über allzu bedrängte Bruchteile plötzlich

eine Panik hereinbrach, durchaus so benahmen, wie alle panikergriffenen Menschen. Er fand, daß letzte Menschlichkeiten sich nur selten nach besonderen Armeen und besonderen Nationen stuften. Aber Freiherrn von Conrad zählte der General von Falkenhayn, wenn er nur davon wußte, jede österreichische oder ungarische Kompagnie auf, die im Schreck davongerannt war. Er überbot sich in der Verunglimpfung von Truppen, von denen er sehr wohl urteilen konnte, daß sie den seinen ebenbürtig waren. Ja, dem General von Falkenhayn war es durchaus unerwünscht, als Kaiser Wilhelm eines Tages, vom Bevollmächtigten des Armeeoberkommandos spontan eingeladen, auch verbündete Infanterie und verbündete Artillerie besuchte. Denn als er die Truppen das erstemal wirklich im Gefecht sah, öffneten sich ihm plötzlich die Blicke für Soldaten, von denen ihn der jetzt entrüstete Falkenhayn bisher geflissentlich ferngehalten hatte. Und Falkenhayn setzte nicht nur die verbündete Truppe herab. Falkenhayn hatte auch stets die besseren Generale. Aber der rücksichtslose Junker, der das gefährliche Spiel der Rivalitäten entfacht hatte und offenbar der Spitze zutrieb, beruhigte sich damit keineswegs. Die Verschleierung, hinter der die Oberste deutsche Heeresleitung Conrads grundlegenden Anteil an den Operationen von Tarnow und Gorlice restlos verwischte, stellte einen Vorgang dar, der merkwürdig auch als Zufall blieb. Denn nie hatte die Oberste deutsche Heeresleitung Spuren von Zerstreutheit gezeigt. Aber jetzt war, wenn man schon nichts anderes annehmen wollte, die Zerstreutheit in Pleß doch plötzlich so groß

geworden, daß man vor einem gewaltigen Ereignis, gleich dem Maidurchbruch von 1915, den Schöpfer seiner Grundpläne völlig übersah. Conrad hatte Falkenhayn vor Gorlice das Wort zugerufen: „Wer das gemacht, wer jenes, darauf kommt es nicht an.“ Der Glanz von Gorlice mochte ruhig auf Falkenhayn fallen. Selbst den Versuch dazu, den Ruhm der Tat in bestimmter Richtung zu lenken, konnte Conrad ohne weiteres übersehen, soweit es ihn selbst betraf. Aber all die peinlichen, sonderbaren Umstände, mit denen der Lenker der deutschen Geschicke und sein Generalsanhang im deutschen Hauptquartier, nicht immer wahrheitsgetreu im kleinen, nicht immer wahrheitsgetreu im großen, zugleich die Stimmung aller verbündeten Länder beeinflußte, bekamen als Gesamterscheinung längst den Charakter einer unheilvollen, kurzsichtigen Politik.

In der Vorbereitung des serbischen Feldzuges hatte der General von Falkenhayn gezeigt, daß er ein wesentlich besserer Diplomat als Generalstabschef war. Jetzt zeigte es sich, daß er ein geschickter Diplomat mit unglücklichen politischen Instinkten war. Zwischen Diplomatie und Politik schien auch er eine scharfe Trennung zu ziehen. Er beherrschte alle Formen ohne großen Horizont. Er verfolgte eine Politik beständigen Anstoßes. Sie hatte kein nützliches Ziel. Wurden dadurch die Fehler der deutschen Führung besser? Für den Ruhm des deutschen Feldheeres brauchte sich kein besonderer Sprecher zu erheben. Der Ruhm des deutschen Feldheeres war sichtbar und fleckenlos in aller Welt. Bessere Soldaten, bessere Offiziere, bessere

Unterführer hatte niemand. Fähigere Oberleitung hätte mit dem deutschen Feldheere den Krieg vielleicht sogar schon beendigt. Aber glaubte man das Bündnis zu festigen, wenn man täglich erzählte und erzählen ließ, wie militärisch minderwertig — obgleich man das Gegenteil wußte — die Bundesgenossen waren? Und hatte es einen Sinn, solch mehr als merkwürdige Bundesauffassung auch noch auf die anderen Verbündeten zu übertragen? Mußte man über die stillen, vornehmen Türken, über den „einzig wahrhaften Gentleman des Ostens" nach Helmut von Moltkes Wort, dessen Geist im neuen deutschen Generalstab nicht mehr zu Hause war, bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit hochmütig die Achseln zucken? Die Türken gaben keinen Anlaß, denn auch sie starben nicht schlechter als die Deutschen. Wo war nur die Einsicht der Plesser Generale, einen Geist aufkommen zu lassen, daß sich Bulgaren und Deutsche schließlich bei Nisch in Gefechtsstellung gegenüberstanden? Koalitionskriege hatten Reibungen immer gebracht. Aber im Vierbund kamen die Reibungen doch immer und ausschließlich nur von einer einzigen Seite. Sie kamen nicht so sehr und nicht ursprünglich vom deutschen Volke, sie kamen zunächst von einer obersten Kaste, die es mit der Wahrheit erst nicht sehr genau, dann immer ungenauer nahm, die jetzt auch schon fremdes Ingenium, da sie aus eigenem nicht allzuviel geboten hatte, einfach als eigenes ausgab, und in der Armee dabei die schroffste Selbstüberhebung im Verkehr mit allen Bundesgenossen, in der Rückwirkung auf das Volk dort unrichtige Anschauungen, ungerechte Urteile züchten mußte. Wer

bürgte dafür, daß nicht eines Tages selbst der ritterliche, nur in den Anekdoten fescher Wiener vergreiste Franz Joseph genug an der Überhebung hätte? Oder daß später der junge Herr, wenn Franz Joseph stürbe, die Anmaßung zu übernehmen gewillt sei? Auch die Türken hatten vielleicht nicht die Absicht, die Langmut des Orients zum Dauerprinzip zu erheben. Die störrischen, harten Bulgaren aber waren erst recht vorsichtiger zu behandeln, als irgendwer. Indes suchten die deutschen Obergenerale ausschließlich einen Glanz deutscher Waffen, der alle anderen Waffen überstrahlen sollte, und mehr noch den Glanz der eigenen Taten. Sie verfärbten rundum den ganzen Horizont. Wie sollte das Zusammenarbeiten weitergehen? Wie sollten sich so die vier Kampfkameraden auf die Dauer füreinander opfern wollen? In die Einheit des Vierbundes war ein bedenklicher Riß gekommen. Machte die deutsche Militärpolitik aus dem Riß einen Spalt, so drang durch ihn doch noch einmal der Feind ins Land. Es gab dann sehr einfache Ergebnisse: der Vierbund war dann gesprengt. Die Monarchie zertrümmert. Deutschland eingekreist. Und gleich darauf — zerschmettert. Der Staatsmann Conrad vertrat bedrückt die Ansicht, daß die deutschen Generale — und mit den Generalen die deutsche Öffentlichkeit — doch ein wenig mehr über derlei Dinge nachdenken sollten.

Aber er war machtlos, wo immer es sich um eigentlich selbstverständliche Fragen von Takt und Form handelte. Es blieb nur übrig, das Äußerste zu vermeiden, um den Endzweck nicht zu gefährden. Die Kraft sollte niemand ihm später absprechen können,

daß er über Mißhelligkeiten, über Prestigefragen nicht immer den Endzweck im Auge behalten hätte. Der Endzweck war das Lebensrecht. Nur an Deutschlands Seite war er für die Monarchie, nur an der Seite der Monarchie für Deutschland zu erreichen. Conrad brauchte die Oberste deutsche Heeresleitung genau wie die deutsche Heeresleitung ihn brauchte. Von der Masse ihrer Truppen war er abhängig. Auf Fragen der Empfindlichkeit konnte er sich also, sooft ihm auch Gelegenheit dazu geboten wurde, nicht einlassen. Ohne eine von vornherein gesicherte Betonung deutscher Großtaten, selbst dort, wo dem Verbündeten gleicher Anteil gebührt hätte, gab es überhaupt keine Truppen. Die herrlichsten Pläne, die geistvollsten Ideen waren zwecklos, wenn das Instrument nicht reichte, das die Idee in die Tat umsetzte. So großsprecherisch, so ruhmredig, so eigensüchtig das System der Falkenhaynschen Glanzverteilung auch war: mit Truppen half Falkenhayn. Schließlich waren sie doch in den Karpathen erschienen. Falkenhayn hatte die Armee Mackensen zur Durchbruchsschlacht geschickt. Conrad stellte sich über die Situation. Wenn diese ganze Falkenhaynsche Methode nur das Kriegsende nicht gefährdete, weil sie die Anmaßung der Generale noch keineswegs durch eine überwältigende Begabung ausglich, wenn sie das Zusammenwirken nicht ganz ausschaltete, so sollten Manieren allein in einem Kampf auf Leben und Tod nichts entscheiden. In der Hauptsache war bisher doch geschehen, was Freiherr von Conrad gewollt, gebaut und ersonnen hatte. Um die Sache ging es, um die Sache rang er: die Sache hatte sich bisher durchgesetzt. Die Größe

schenkte der Freiherr jedem gern, der sie haben wollte: wenn man ihn nur arbeiten ließ. Überdies — im innersten Wesen war er deutsch. Seine Heimatstadt Wien war deutsch, seine Herkunft war deutsch, seine Erziehung war deutsch. Der große deutsche Stamm, die sichtbare deutsche Tüchtigkeit erfüllte ihn fast mit Ehrfurcht. Ein paar Vertreter allzuoft betonter und allzu weit getriebener Selbstüberzeugung konnten ihm die Hingabe an Deutschland nicht zerbrechen. Er arbeitete so gut für Deutschland, das der Waffengefährte der Monarchie war, wie für die Monarchie. Freilich konnte niemand behaupten, daß wenigstens die Monarchie ihm das Arbeiten leichter machte, als die Ausstrahlung von Falkenhayns Geist im Hauptquartier zu Pleß.

In der Monarchie feierte die Menge, feierten die Zeitungen Hindenburg, den Falkenhayn seit geraumer Zeit kaltgestellt hatte, oder sie feierten Mackensen, der soeben erst Serbien scheinbar glorreich bezwungen hatte. So gründlich hatte Falkenhayns Methode die Österreicher und Ungarn bereits gegen sich selbst begeistert. Es war nur die Frage, wann sie aufwachten. Die Wissenden in der Monarchie erkannten zwar auch nicht recht, was die eigene Armee und wer Conrad von Hötzendorf war. Aber die Wissenden empfanden es jedenfalls unbequem, daß Conrad von Hötzendorf überhaupt da war. Denn wenn er auch den deutschen Generalen nichts befehlen konnte: in der Monarchie schaffte er vorläufig noch durch unverblümten, kommentarlosen Befehl, was ihm zum Kriege nötig schien.

Aber in Wien saß der Ministerpräsident Graf Stürgkh als ein Gewaltherr über Österreich. Er liebte es nicht, daß man in seine Macht einsprach. In Wien gab es noch immer einen Ballplatz. Im Teschener Hauptquartier schloß sich das Armeeoberkommando fast hermetisch ab. Freiherr von Conrad war für Arbeit ohne Störung. So waren Besuche hoher Herren in dem Gymnasialgebäude, wo Conrad im „Lehrsaal für Geographie" arbeitete, wo die Hughesapparate Tag und Nacht an die Front hinausspielten, nicht gern gesehen. Wenn der Chef des Generalstabs arbeitete, wurden selbst solche Besuche nicht angenommen, deren Empfehlungsschreiben kein anderer zu übersehen gewagt hätte. Wenn der Chef des Generalstabs arbeitete, saß bisweilen selbst der Armeeoberkommandant, Kaiserliche Hoheit, geduldig eine Stunde lang, auch zwei, und wartete, bis der Generalstabschef im Schloß erschien, damit Erzherzog Friedrich dann, was Conrad ihm unterbreitete, unterschreiben konnte. Oft genug fuhren die Einflußreichsten, die sich für ihre Sonderanliegen gerade durch persönliches Erscheinen viel versprochen hatten, überhaupt unverrichteter Sache ab. Andererseits sprach am Wiener Ballplatz und im Wiener Ministerium des Innern häufig das Armeeoberkommando vor. Denn vielfach war es die Staatsrücksicht, die der Feldherr nehmen mußte, vielfach die politische Vorsorge, die der Kriegslenker treffen mußte, vielfach die Anforderung an den Staat, die der Kriegslenker erheben mußte. Wenn das Königreich Serbien soeben von österreichisch-ungarischen Truppen besetzt war, wünschte der Chef des Generalstabs zu wissen, mußte der Chef

des Generalstabs wissen, ob der Minister des Äußeren an einen dauernden Erwerb Serbiens oder an eine Rückgabe nach dem Kriege dachte. Denn der Chef des Generalstabs hatte die vorläufige Verwaltung je nach der bestehenden Absicht verschieden einzurichten. Wenn dem Chef des Generalstabs auffiel, daß die tschechischen Truppenergänzungen aus verschiedenen Bezirken ihrer Heimat mit verschiedener Stimmung an die Front kamen, daß sich die ursprünglichen tschechischen Verbände dagegen — eine Isonzoschlacht hatten sie unmittelbar entschieden — fast ausnahmslos prachtvoll geschlagen hatten, wenn der Chef des Generalstabs die Ursachen der Zersetzung daher schon im Hinterland bekämpft wissen wollte, so wandte er sich an den Grafen Stürgkh. Wenn der Graf Stürgkh dann von Halluzinationen des Armeeoberkommandos erzählte, und den schwerbelasteten, ungekrönten Böhmenkönig Kramarz mit doppelter Liebenswürdigkeit bekomplimentierte, blieb dem Armeeoberkommando nichts weiter übrig, als unzweideutig selbst auf der Aushebung und Ausschaltung der Zettelungen beim Ministerpräsidenten zu bestehen, denn sie griffen unmittelbar in die Reichssicherheit über, um die der Freiherr von Conrad rang. Der Minister des Äußeren fand die angeregte serbische Frage heikel und nannte sie Einmischung in die äußere Politik. Und der Ministerpräsident fand die tschechischen Bedenken des Chefs des Generalstabs nicht minder heikel und nannte sie eine Einmischung in die innere Politik. Aber damit waren die Grenzlinien zwischen Politik und Kriegführung noch nicht erschöpft. Das Kriegsland Galizien, darin noch immer zum Teil die Front lag,

hatte reichlich Nahrungsmittel. Wer den angemessenen Teil herausgab, hatte nichts von einem Standrecht zu fürchten. Wer sie verbergen wollte, wurde durch die Strenge abgeschreckt. Gutwillig gab niemand in Galizien Nahrungsmittel her. Conrads ganze Art liebte die Härte nicht: aber er war nie schwach, um nicht hart zu sein. Wenn er freilich dann Strenge und Standrecht für Galizien forderte, lärmten aufgebracht alle Polen. Darin waren der Minister des Äußeren, der Minister des Inneren, die Polen — darin waren alle einig: Conrad ließ sich Einmischung über Einmischung zuschulden kommen.

Unwirsch meinte, als der Freiherr sich einmal nach dem Vortrag verabschiedete, eines Tages selbst der alte Kaiser: „Das Oberkommando regiert jetzt in Österreich.“ Die Minister hatten Klage geführt. Aber Freiherr von Conrad blieb ungerührt: „Es ist gut, daß das Oberkommando regiert. Lassen es Majestät nur so.“ In einer polyglotten Monarchie, für die Freiherr von Conrad Zukunftsvorstellungen hegte, die fast den Föderativstaat „in einem feierlichen Einvernehmen“ anstrebten, war eine rücksichtslos ordnende, feste Hand unerläßlich, solange die Monarchie im Kriege stand. Immer war ihre innere Politik schwach, immer waren die Vorherrschaftswünsche in verkapptesten Formen laut, fast immer waren die Beschwichtigungsminister, die Vertuschungsminister blind und einseitig gewesen, wie nur noch der Freiherr von Aehrenthal. Nahe Vergangenheiten tauchten vor Conrad auf: ihr Abschluß war der Krieg. Aehrenthalsche Verkennungen, Aehrenthalsche Fahrlässigkeiten aus beschränktem Eigensinn durften

sich jetzt nicht mehr wiederholen. Jetzt war schon gar nicht die Zeit dazu. Conrad hatte die größte Verantwortung: er forderte das Recht, im Wichtigsten überall mitzureden. Auf Gebieten, die sich auf militärische Dinge bezogen, ließ er überhaupt keinen Einspruch zu. Auf Gebieten, die unvermeidlich mit der Sicherheit von Reich und Heer zusammenhingen, verlangte er, ob sie die Einflüsse einer Irredenta, ob sie Kundschafterdienste an den Feind, ob sie die Ernährung der Armee betrafen, Mitspruch für das Armeeoberkommando. Im übrigen mochten die Minister tun oder lassen, was ihnen beliebte. Im übrigen mochten sie über eine Regierung des Armeeoberkommandos zetern und schreien. Er tat, was er für richtig hielt. Niemand konnte sagen, daß er etwas für sich tat. Er duldete auch nicht, daß irgendein Glied des Armeeoberkommandos etwas für sich selber wollte. Was geschah, geschah aus Staatsnotwendigkeit. Der Feldherr mußte zugleich Politiker, zugleich auch Staatsmann sein.

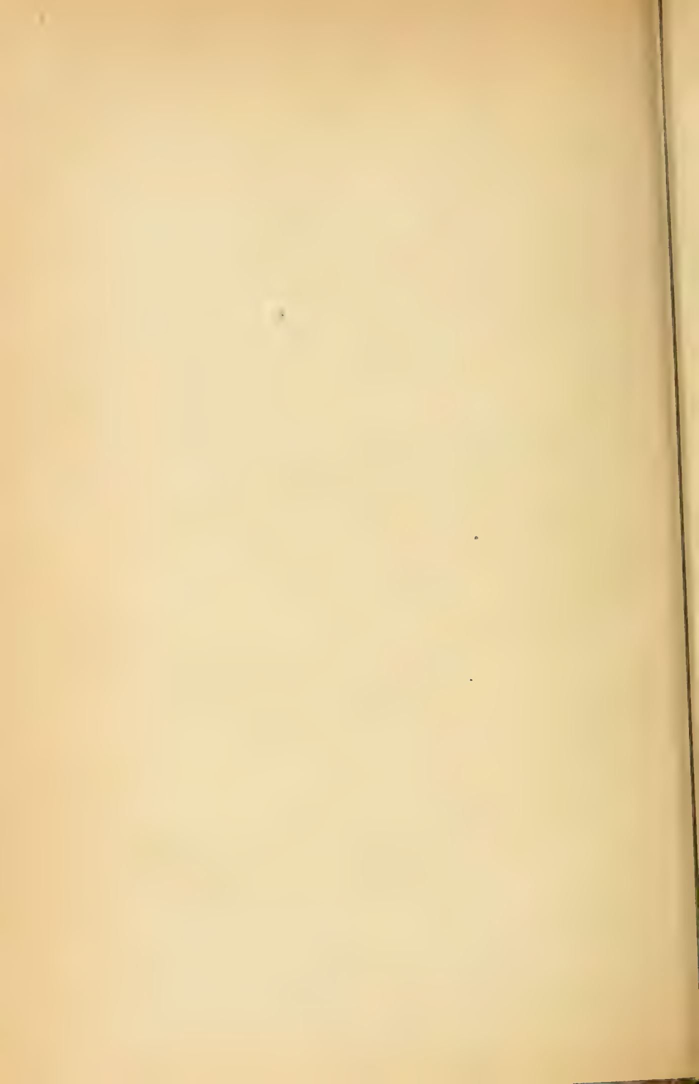
Das Armeeoberkommando mußte eine Macht üben, die sachlich war und unpersönlich. Conrad duldete keine Kaste, die nur sich selber, um den Titel des Herrschens zu finden, mit allem Glanz bestrahlte. Er richtete im eigenen Haus nicht auf, was ihm im Nachbarhaus mißfiel, und was er drüben als eine Gefahr für alle erkannte. Aber für ihn gab es eine begründete Macht der Vernunft auf einem Raum, auf dem er verantwortlich war. Jeden Augenblick war er bereit, die Macht aus seiner Hand zu legen. Mehr als einmal schon hatte er verzichtet. Aber keiner konnte Krieg führen ohne Macht. Im Völkerwirrsal dieser Monarchie war Macht

der einzige Rahmen. Macht allein faßte sie zusammen zur Kraft. Macht allein gestatte hier eine Politik der Selbsterhaltung. Freiherr von Conrad bestand darauf, die Macht in seiner Hand zu halten. Technisch führte er durch sie den Krieg. Aber darauf allein kam es nicht an, Soldaten aus den Kronländern zu nehmen, wie Bleisoldaten aus den Spielzeugschachteln und sie marschieren zu lassen. Es gab eben auch eine innere Front, die mitkämpfte, indem sie aushielt, die beherrscht und nutzbar gemacht werden mußte, wie die Außenfront. Unmittelbar liefen beide Fronten ineinander. Der Feldherr, der in diesem Krieg den Sieg erhoffte, mußte zugleich Politiker und Staatsmann sein, sonst verlor er den Krieg. Die Dreifaltigkeit galt nicht nur für den Freiherrn von Conrad; sie hätte auch für den General von Falkenhayn gegolten. Aber wenn er an die Methoden dachte, durch die die Geister von Pleß und Wien und Budapest freilich die Innenfront stets aufs neue und von jeder Bundesseite her anders, doch alle gleich unbelehrbar anrannten und erschütterten, so schlief der Politiker und Staatsmann Conrad schlecht.

Zehnfach eilig mußte am Morgen, um einen Ausgleich zu schaffen, um das Kriegsende vor den Früchten der Kriegspolitik reifen zu lassen, der Feldherr Conrad arbeiten.



Der Denker des Krieges



Die Mittelmächte standen in der Sonne des Erfolges. Hindenburg war ein Volksheld, Falkenhayn hoch in seines Kaisers Gunst. Mackensen war ein Heros. Aber Conrad von Hötzendorf stand im Zwielicht. Der Oberkommandant der österreichisch-ungarischen Heere war der Erzherzog Friedrich. Aber er war es nur dem Namen nach. Erzherzog Friedrich war da für den Glanz des Hauses Habsburg. Denn man lebte und starb in einem monarchischen Staat. In die Gestaltung der Ereignisse griff er nie ein, machte nie den Versuch dazu. Er hatte in dieser Rücksicht etwas von des alten Wilhelm ruhiger, zurückhaltender Art, die lieber die Berufenen gewähren ließ. Im übrigen hatte der Erzherzog seinen Hofstaat, hatte seinen Generaladjutanten, seinen Flügeladjutanten. Alle, die zu Friedrichs Hof gehörten, durften mit keinem Gegenstand der Operationsabteilung vertraut gemacht werden, bevor der Chef des Generalstabes die ausdrückliche Genehmigung dazu erteilt hatte. Der Oberkommandant in Wahrheit war Conrad von Hötzendorf.

Nichts Wichtiges geschah ohne ihn. Ohne Conrad kam, ohne Conrad ging kein General. Conrad hatte gegenüber allen, gegenüber den Ministern, gegenüber den Generalen jene Courtoisie, die an ihm ein alt österreichisches Erbteil war, jene kameradschaftlich-selbstverständliche Ritterlichkeit, und jene Aufrichtigkeit

vor allem, die er an den deutschen Generalen bisweilen schmerzlich vermißte. Aber doch entschied für ihn in allen Fragen stets die Sache, das Verdienst, das Verschulden allein. Er ließ nach Przemyslani sofort den voreiligen Brudermann mit seinem schuldigen Stabschef verabschieden. Aber das Bild des Generals von Köveß blieb ihm unverwirrt, an dessen Tüchtigkeit er festhielt und den er nicht darum verantwortlich machen wollte, weil Brudermann ihn in das Unheil mitgerissen hatte. Dem ungemein begabten Erzherzog Josef Ferdinand ließ er mit seiner Zustimmung ein Kommando auftragen, eben wegen seiner Fähigkeiten, obgleich er ein Erzherzog war; dann gab er ihm eine Armee, als er sein Korps seit längerer Zeit tadellos geführt hatte. Aber weil Josef Ferdinand ein Erzherzog war, wollte Conrad kritisch bleiben, und ließ sich nach der Durchbruchsschlacht von Mackensen über die Haltung des Prinzen berichten. Unbedingt müsse er wissen, wie der Erzherzog sich führe. Und Mackensen, der ganz offen, ganz ehrlich reden sollte, erklärte, durchaus zufrieden zu sein. Der Erzherzog mache sich wirklich sehr gut ... Auch General Seeckt, der Stabschef des Marschalls, war gleicher Meinung. Als General Auffenberg nach Rawaruska den Abschied bekommen sollte, sah Conrad für eine Entlassung keinen zwingenden Grund. Erzherzog Friedrich hatte Anstoß genommen an der bedrückten Stimmung in Auffenbergs Armee. „Auffenberg hat bei Komarow seine Sache gut gemacht. Daß er nach einem Rückzug nicht heiter ist,“ entgegnete Conrad, „begreife ich. Heiter bin ich auch nicht. Ich bitte, davon abzusehen.“ Der Freiherr hatte den General

von Auffenberg, den er als Unterführer hervorragend nannte, schon einmal gegen den Sturz gehalten, als Auffenberg noch Kriegsminister war. Kaiser Franz Joseph hatte den festen Entschluß gezeigt, sich von dem General zu trennen. Aber Conrad hatte die Auffassung vertreten, daß der Kaiser seinen eigenen Kriegsminister „nicht plantieren" könne. Jetzt hielt Conrad den aus persönlichen Gründen mißliebigen General sachlich gegen den Erzherzog, und wurde schließlich ungeduldig. Einen General fortzuschicken, gebe es nur einen Anlaß: wenn er das Vertrauen seiner Armee und des Armeeoberkommandanten verloren hätte. Aber der Erzherzog verbürgte sich für beides. Nicht nur er selbst, seine eigene Armee, von deren Besuch er eben kam, hätte kein Zutrauen mehr zu Ritter von Auffenberg. Jetzt war die Angelegenheit freilich anders. Ein General, dem die Truppe, dem der Armeeoberkommandant nicht mehr vertraute, tat auf alle Fälle besser daran, zu gehen, als daß er bliebe.

Vertrauen war für Freiherrn von Conrad überhaupt die Vorbedingung jedes menschlichen Wirkens. Vertrauen bewilligte er von vornherein jedem. Der große Pessimist, der trüb die Linien des Erdganzen verfolgte, der Denker, der mitten zwischen den Hochburgen des Katholizismus und der Glaubensstrenge, in der alles rund um ihn lebte, als ein Freigeist zu wandeln wagte, war ein Kind von Mensch zu Mensch. Für Fähigkeiten hatte er ein untrügliches, scharfes Unterscheidungsgefühl. Aber Unanständigkeit oder Anständigkeit, die für ihn selbst das Grundgesetz alles Tuns war, erkannte er, wenn es um seine eigenen, um seine persönlichen

Interessen ging, nicht immer klar. Wer den gleichen Rock trug, wie er, dem durfte er ohne Hemmung trauen. Er zeigte solche Anschauung bei mancherlei Anlässen mit Betonung gegenüber Einzelnen. Es war Erzieherabsicht dabei. Nie wollte er der Staatsanwalt sein, der von vornherein mit Verbrechern spricht: stets wollte er lieber verstehen und verteidigen. Erst wer sein Vertrauen erschüttert, wer es verloren hatte, war erledigt. Es war dann so schlimm wie Hochverrat. Hochverrat aber konnte er nicht jedem mißtrauisch zumuten. Mißtrauen machte er sich erst zur Pflicht, wenn es ums Reichswohl, um Ziele und Güter ging, die andere ihm anvertraut hatten. Dann prüfte er, dann siebte er zehnmal. Seinen engsten Mitarbeiter, den Chef seiner Operationsabteilung, General Metzger, hatte er in Laufbahn und Haltung durch Jahre beobachtet. Er sah in ihm den fähigsten und rechtschaffensten Offizier der Armee. Rücksichtslos setzte er ihn an die wichtigste Stelle, die er zu vergeben hatte. Er erzog ihn dabei mit aller erkennbaren Tendenz: der begabte General sollte ihn selbst ersetzen, wenn er stürbe, wenn er verabschiedet würde, womit er kühl rechnete. Daß er seinen eigenen Fortgang überhaupt erwog, daß er in allen Dingen, die ihn selbst und den Ruhm seines Namens betrafen, kaltblütig und gleichgültig bleiben und nicht einmal darauf achten wollte, ob man eines Tages gegen ihn Intrigen spann oder nicht, daß er selbst sich uninteressant genug vorkam, oder sich einredete, zu uninteressant für eine Zielscheibe anderer zu sein: all das ergab nun doch einen Fehler in Conrads Struktur. Denn hier geriet der Feldherr in Widerspruch mit sich selbst.

Neben aller Bescheidenheit, die ehrlich war, wohnte ein Selbstbewußtsein in Freiherrn von Conrad, das mehr als Ahnungen hatte, wer er wirklich war. Er wußte sehr genau, daß in Wahrheit er geleistet hatte, was unter anderen Flaggen fuhr. Er wußte sehr genau, daß keiner in diesem Krieg ihn ersetzen konnte, schon weil in seiner Hand das Hebelwerk der Wehrmacht durch viele Jahre vereinigt gewesen war. Und in achtzehn Kriegsmonaten hatte er dann für die Sache der Verbündeten mehr getan als irgendeiner, hatte so viel getan, wie ein einzelner überhaupt nur vermochte. Seine Heere hatte er bis jetzt wie biegsamen Stahl gehalten. Als Rußlands Massen immer mächtiger anbrausten, hatte er den Landsturm der Monarchie, obzwar jeder Sachverständige bezweifelte, daß solch ein Experiment gelingen könnte, in den Krieg geworfen. Der Landsturm hatte erfüllt, was Conrad sich praktisch von ihm versprochen hatte. Im Frieden war er dem Generalstab ein Lehrmeister der Strenge gewesen. Jetzt verlangte er von dem jüngsten Generalstabsoffizier die gleiche eiserne Arbeit, die er sich selber auferlegte. Sie wurde sichtbar noch im scheinbar Kleinen. Nicht er allein zeichnete sich täglich mit winzigen, haardünnen Strichen, mit nahezu unsichtbaren Zahlen und mit Buchstaben, zu denen bloß er keine Lupe brauchte, die Situation an allen Fronten in sein Taschenbuch. An allen Fronten, bei allen Kommandostellen surrte die Arbeit, spielten die Drähte, zirkelten die Kartenzeichner Tag und Nacht. Der starrste Stellungskrieg hatte noch immer unaufhörliche Bewegung, denn geringste Verschiebungen änderten täglich mit

Ausbuchtung und Korrektur die Linien aller Felder. Im Hauptquartier lag täglich ein neuer großer Kartenspiegel, der alles belichtete und täglich neu geschliffen wurde. Die Nerven seines Abschnitts mußten offen liegen vor jedem Generalstabsoffizier, die Nerven des Ganzen bloßgelegt vor Conrad von Hötzendorf. Er sondierte den Körper des Gegners, er tastete ihn ab. Sein Gefühl fand mit untrüglicher Sicherheit am Gegner jede Schwäche.

Als Feldherr war er vorsichtig, zugleich war er kühn. Er war peinlich, zum Ärgern pedantisch in der Feststellung jeder Einzelheit, aber die Technik der Operation übte er als Virtuose von berauschender Spielkraft, die Operationen baute er wie Phantasien. Sie suchten das Gewaltige. Räume bedeuteten nichts für Conrads Willen. Bewegung und Kraft, die Nerven waren alles. Galizien aufgeben, große Armeen an zwei, drei Schnüren, die er im Hauptquartier zog, über weite Provinzen zu holen, die hunderttausendköpfigen Körper unmittelbar darauf wieder vorzubringen, war oft der Entschluß eines Augenblicks, einer einzigen Sekunde gewesen, aus der er allein das Gesetz der Lage rechtzeitig hatte ticken hören. Keiner eigenen Offensive hatte er bisher andere Grenzen gestattet, als die seiner eigenen Vernunft. Beim Vormarsch nach Rußland hatte er die Heere über die unendlichen Gebiete gelenkt, als marschierten die Truppen über Exerzierplätze. Aus Serbien, das kaum am Boden lag, flog seine Phantasie, die über alle Arbeit des Augenblicks hinweg schon Zukunftsmöglichkeiten prüfen und beherrschen wollte, quer über den Balkan, über Berge und durch Wildnis, die er schon zwingen wollte, an das Ägäische Meer.

Er sprach aus, wobei anderen der Atem stockte. Er blieb hart und kalt, wenn anderen die Nerven bebten. Als die russische Not auf das höchste stieg, fiel unter Auffenbergs Reitern bei Rawaruska der junge Herbert von Conrad. Er verbiß den Schmerz des Vaters, der ihn nur in den Nächten schütteln durfte, es schien, als horchte er auch jetzt nur nach russischen Bewegungen.

Zwischen allen Schlachtfeldern trieb er Psychologie. Nie vergaß er über einer militärischen Operation, über der Freude an ihrem Gelingen den jeweils ausgedachten Zweck. Dann hielt er die Phantasie durch Nüchternheit am Zügel. Tief nach Wolhynien ließ er die Heere marschieren, weil er dort Wirtschaftsgebiete, Hilfsquellen einrichten wollte. Die gleichen Truppen hielt er mit einem Ruck an, als er die Truppen ermüdet schätzte. Technisches war ihm überhaupt ein Spiel. In der ersten Lemberger Schlacht hatte er einen Erzherzog in erster Rochade von der fernsten Südecke des Landes nach der äußersten Nordecke herumgeworfen, unmittelbar hinter der Feuerlinie mit der Bahn, daß dem Rochierenden Hören und Sehen verging. Die Truppen nach Schlesien hatte er in größter Schnelligkeit mit nachtwandlerischer Selbstverständlichkeit dirigiert. Das Hin und Her der Karpathenschlacht lenkte er und hielt er aus, als wären die Berge nicht da oder als wären die Berge wirklich unübersteigbar und als wäre er selbst der Herr unabsehbarer russischer Millionenheere. In Polen und Westgalizien hatte er gezeigt, daß er ein Schlachtenbaumeister war, der die Architektonik ganzer Schlachtenstaffeln über die Flächen von Königreichen als Rhythmus und Kunstwerk gliederte. Er

sah Dinge, die neben ihm niemand sah. Er sah Fehler schon aus erstem Ansatz: das Mißglücken der Hindenburgschen Operation an der Weichsel hatte er vorausgesagt, hatte er dann verwischen geholfen. In Serbien hatte er dreingesprochen. Unmittelbar darauf bestätigte die Flucht der Serben die Richtigkeit des Einspruchs.

Noch ehe er den Grundplan für Tarnow und Gorlice entworfen hatte, überragte er seine Umgebung, seine Nachbarschaft himmelhoch. Schlimm stand es um die Sache der Verbündeten, wenn er einmal ging. In der Öffentlichkeit Österreich-Ungarns aber verschwand der Name Conrad von Hötzendorffs jetzt beinahe völlig vor dem Glanz der Deutschen. Wenn er einmal ging, dann rissen vielleicht die Deutschen alle militärische und politische Führung an sich: der Ausblick machte nach allen Erfahrungen das Ende zweifelhaft. Vielleicht hätte er sich trotz seiner Abhängigkeit in bezug auf Truppen auch gegen die deutschen Generale zu eigenem Ruhme durchsetzen können. Er hätte unter Umständen nur auf den Tisch schlagen brauchen. Vielleicht hätte er darin nur ein wenig von der minder zurückhaltenden Art anderer für die eigene Haltung übernehmen müssen. Aber Freiherr von Conrad schlug auf den Tisch, gleichgültig, wer daran saß, nur um solcher Dinge willen, die er als sachlich erkannt hatte, nur um der Fehler willen, die die anderen begingen, niemals für seine eigene Person. Glanz war Eitelkeit. Ein Brief an einen seiner Freunde enthält die Stelle: ,,Habe mich nie nach Stellungen gedrängt und nie nach Titeln, Würden und Auszeichnungen gehastet — ebensowenig nach kriegerischem Ruhm —, denn was wäre das für ein Ehrgeiz,

dessen Befriedigung an Blut und Leben von Hunderttausenden geknüpft ist; bei meinen Anschauungen über das Menschendasein habe ich den Krieg nur als bedauerliche Katastrophe in der Entwicklung des Völkerlebens betrachtet, in der jeder einzelne seiner Generation gegenüber die Verpflichtung hat, sein Bestes für das Gemeinwohl zu leisten. Was wäre auch ein solcher Ruhm in den Augen eines Menschen, der über die große Frage des Weltdaseins, über Werden und Vergehen in unermeßlichen Zeiten und unermeßlichen Räumen — Anschauungen hat wie ich.“ Vom Glanz wollte Conrad nichts wissen. Er lehnte ihn aber nicht nur philosophisch ab, weil er die Eitelkeit ablehnte. Er tat es dann doch auch wieder aus politischer Erwägung. Ihm war es recht, daß der Erzherzog, wenn auch niemand ihn überschätzte, wenigstens als eine Art Ablenkung da war. Wenn Conrad auch endlich an der Sonne gestanden hätte, die er scheinen machte, die ihn aber nur so unsicher bestrahlte: die Österreicher und die Ungarn selbst hätten ihn aus der Sonne gezerrt. Bisher hatte die Monarchie noch jeden in den Staub getreten, der über die Monarchie und ihren Durchschnitt sich zu erheben wagte. So schien es für Conrad nur eines zu geben: neben beherrschendem Geist die unpersönliche Macht, die aus dem Dunkel lenkte, die mit dem Geist allein die große Sache der Verbündeten fördern konnte. Die Macht konnte Conrad vielleicht behalten, wenn er sich zu vollem Ruhm erhob, wenn niemand ihn anzurühren wagte. Conrad konnte die Macht vielleicht auch dann behalten, wenn er die eigene Person ganz ausschaltete, wenn er für die eigene Person fast

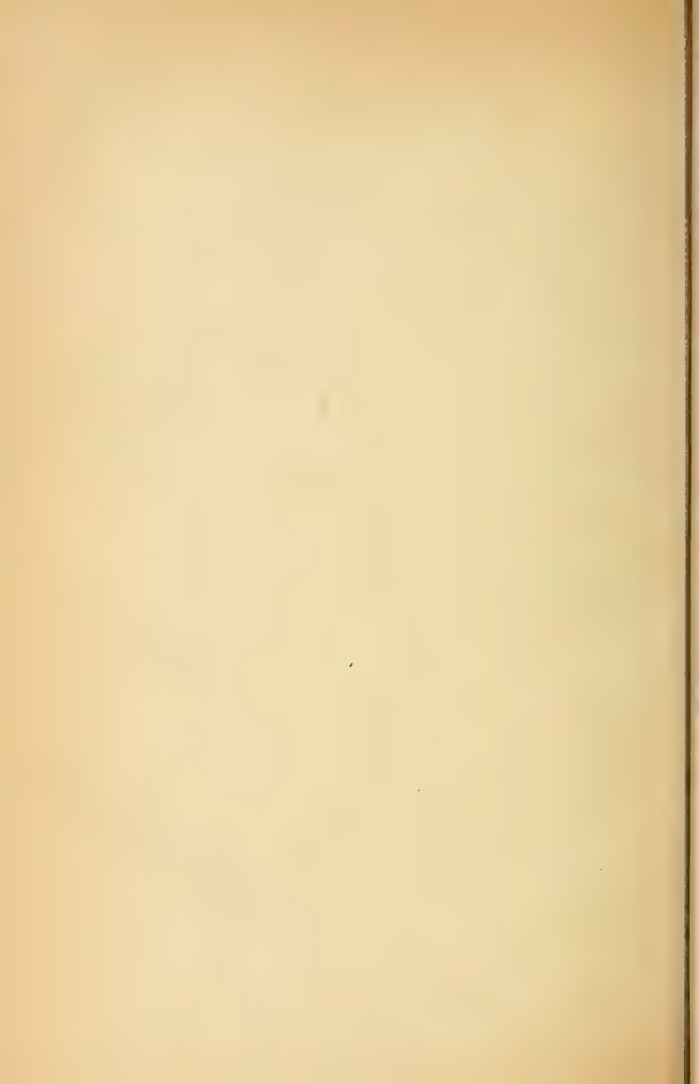
leichtsinnig war durch das Zutrauen zu jedermann, wenn er die Gleichgültigkeit des persönlichen Schicksals dokumentierte, wenn niemand sagen durfte, daß er je für sich etwas tat. Aber wer sich selbst ganz ausschaltete, konnte leicht von anderen ausgeschaltet werden. Conrad erwog auch dies. Er erkannte, obgleich er bescheiden war, etwas vom Zwange, dem Volke Heroen zu geben. Aber er fand die Mitte nicht. Vielleicht gab es darin auch keine: die Macht unpersönlich zu üben, ohne ihren Träger als Heros aufzugeben. Zu den Widersprüchen in Freiherrn von Conrad traten jetzt österreichisch-ungarische Überlieferungen und Verhältnisse. Er dachte an Karl von Aspern, an Tegethoff, an den verdunkelten Prinzen Eugen . . . an Wallenstein sogar . . . Er kannte die Geschichte der Monarchie. Hier stand er in tiefster tragischer Verstrickung. Unter dem Sonnenhimmel der Erfolge: einsam im Zwielicht.

Einsam war er unter den deutschen Generalen, die ihre Verschuldungsgefühle unter dröhnender Haltung deckten. Einsam war er in der Monarchie, darin sein Name den verflatternden Klang einer Hoffnung von einst hatte. Einsam war er bei Hofe, dahin er selten und nie als Hofgeneral ging. Er hielt sich an die Macht, durch die er den Geist zu Taten prägte. In Einsamkeit arbeitete er für alle. Die Macht war nur dem Wissenden klar. Aber auch die Wissenden murrten. Vielleicht war Conrad ein Genie. Aber so hoch stand in Österreich-Ungarn kein Genie, daß kaum der Kaiser mehr einen Einspruch wagen durfte. Sie murrten nicht laut: denn der anonyme Erfolg war mit Freiherrn von Conrad. Noch wagte sich keiner hervor. Aber daß seine Volks-

tümlichkeit nicht zu groß war, bedeutete doch keinen Ersatz dafür, daß man so manches nicht mehr tun durfte, das sonst so einfach, so unbedenklich gewesen war in der Monarchie. Überall stieß man auf diesen Freiherrn von Conrad, den keiner recht kannte, den keiner nannte. Selbst die Minister hatten still zu sein. Das Oberkommando regierte. Nein: das Oberkommando diktierte . . .

In Wien aber wanderte, damals neu aufgefrischt, eine Anekdote durch alle Zirkel und Staatskanzleien. Den Freiherrn von Conrad hatte Franz Ferdinand einmal unmittelbar nach zornigem Zusammenstoß vor der Chotoviner Kirche auf eine Wagenfahrt mitgenommen. Eine Stunde lang sprach keiner. Dann begann der Erzherzog plötzlich von seinem Schloß Konopischt zu erzählen. Ja, der Park wäre herrlich. Conrad schwieg. Ja, und die Jagd wäre unvergleichlich. Conrad schwieg. Jetzt warf der Erzherzog einen wütenden Blick herüber: „Und wissen Sie, wer dort auch gewohnt hat? Der Wallenstein!" Franz Ferdinand fuhr mit so langsamer Betonung fort, daß es den Freiherrn komisch traf: „Wie schade, daß dieser so begabte Mann auf solche Abwege geriet." Der Freiherr hatte damals dem Erzherzog ins Gesicht gelacht. Was wollte Franz Ferdinand mit dem unmöglichen Vergleich — —

Die Minister schwätzten jetzt die Geschichte bei Hofe. Die Generale standen horchend und wartend da. Gegen Teschen wagte keiner noch zu murren. Noch wagte sich keiner hervor. Die Exzellenzen knickten, wenn der Freiherr kam. Sie spotteten, wenn er ging, mit halbem Ernst und Wiener Witz. Ein Stichwort wurde schnell geprägt. Der Conrad war der reine Wallenstein im Zwielicht.



Luck und Asiago



Das Königreich Italien hatte Österreich-Ungarn den Krieg erklärt. Die Kriegsansage war mitten in den Maivormarsch 1915 gefallen, aber die Ereignisse im Osten hielt sie nicht auf. Conrad von Hötzendorf hatte die trübe Genugtuung, seine Psychologie gegenüber einem Bundesgenossen bestätigt zu sehen, den er als Feind im Rücken seit einem Jahrzehnt erwartete. Aber Conrad hatte auch die Nerven, aus seinen psychologischen Erkenntnissen über italienische Volksart und italienischen Soldatencharakter die jetzt nützlichsten Schlüsse zu ziehen. Er dachte nicht daran, die Abrechnung mit Rußland um Italiens willen zu unterbrechen. Den Vormarsch über Lemberg nach Brest Litowsk lenkte er weiter, als näherte sich den Südgrenzen kein Feind. Die Italiener hatten den Zeitpunkt ihres Eingreifens versäumt. Die Karpathenschlacht war eine Krise gewesen, die durch Monate angehalten, durch Monate alle Kräfte der Monarchie restlos gebunden hatte. Aber das Königreich hatte damals noch nicht gewagt, die Maske fallen zu lassen. Entweder war in Rom die wahre Lage nicht erkannt worden oder Cadorna, der Chef des Generalstabes, nannte die italienische Armee nicht fertig, die fast seit Jahresfrist den Augenblick ihres Kampfeintrittes vorbereitet hatte. Nach Tarnow und Gorlice war die militärische Lage der Schlachtfelder erheblich verschoben. Freiherr von Conrad wußte, als die

lateinische Nation ihre natürliche und von ihm angesagte Kampfstellung wählte, daß Rußland nicht mehr lange Zeit alle seine Hauptkräfte beschäftigen werde. Er schlug daher Rußland nicht halb, sondern ganz. Für die Italiener hatte er eine besondere Lösung.

An der italienischen Grenze stand auf österreichisch-ungarischer Seite da und dort eine Handvoll Menschen. Der Schleier, der ab und zu mit einem wehenden, aber losen Zipfel vor der anrückenden Großmachtarmee des Gegners auftauchte, war dünn und löchrig. Die Großmachtarmee der Italiener rückte sehr vorsichtig an. Anton Haus, der Flottenadmiral, störte überdies den Aufmarsch nach Möglichkeit. Die Flotte ließ er die Stapelplätze der Häfen bombardieren. Er ließ die Brücken und Bahnen beschießen, die in den norditalienischen Aufmarschraum führten. So verzögerte sich der italienische Vormarsch noch mehr. Die russische Situation mußte indes immer heller und immer entlasteter werden. Wenn dann Cadorna endlich merkte, daß seine Armeen nur durch Schleier aufgehalten wurden, sollte Cadorna die Schleier getrost durchstoßen. Er mochte nach Triest marschieren. Aber Conrad besorgte, daß er nicht nur nach Triest, sondern bis nach Laibach marschieren könnte. Für diesen Fall hatte er Vorschläge an Falkenhayn. Zehn österreichisch-ungarische und zehn deutsche Divisionen wollte er bis dahin ungestört an der Save versammeln. Erst wenn die Italiener weit in den Krainer Bergen vorangekommen wären, wollte er ihnen, die ungeübt im Kriege und der Panik leicht zugänglich wären, eine jähe, gewaltige Schlacht liefern. Vermutlich

wäre es ein zweites Custozza geworden. Kein Mann, kein Geschütz, kein Trainwagen hätte aus Krain zurück entkommen müssen. Vielleicht hätte dann Italien, ohne kampffähiges Heer und furchtbar enttäuscht, mit sich reden lassen. Aber der General von Falkenhayn stellte fest, daß er über so viel Divisionen nicht verfügen konnte. Auch stand Deutschland selbst mit Italien noch nicht im Kriege. Es schien, daß noch die Phantastereien des Fürsten Bülow in Berlin den Glauben stützten, daß Deutschland ohne den Krieg mit Italien auskommen werde. Es war die alte Aehrenthalsche Verkennung und Verblendung, durch den Fürsten Bülow und seine Römerfreundschaft jetzt auf das Deutsche Reich übertragen. Eine Gelegenheit wurde versäumt. Conrad richtete sich anders ein.

Die Entscheidung gegenüber Italien mußte später ausgetragen werden. Wenn Falkenhayn absagte, gab es kein Custozza bei Laibach. Es gab dann lediglich ein Abwarten in der Verteidigung. Allmählich zog Conrad genau so viele Truppen vom Nordosten ab, wie dort entbehrt werden konnten. Er besetzte im Südwesten jene Räume, die der abgezogenen Truppe als zweckmäßigster Verteidigungshalt entsprachen. Unhaltbare Grenzecken gab er preis. Die Italiener kamen, mit ihren Siegen auf leeren Plätzen viel beschäftigt, nur langsam vor. Vier Wochen nach der Kriegserklärung versuchten sie im Karst die erste Schlacht. Die Division Goiginger hielt den Karst gegen die Armee des Herzogs von Aosta. So vorsichtig tastete Cadorna, daß sich jetzt wieder die österreichisch-ungarischen Truppen vorschoben. Conrad war zunächst auf ein beträchtliches Zurückgehen

gefaßt gewesen. Jetzt standen seine Truppen dennoch am Isonzo. Aber endlich machte Cadorna Ernst. Er wollte nach Triest. Um jeden Preis. Der Reigen der Isonzoschlachten begann. Natürlich war bei Cadorna in jeder Schlacht und jeder Art die Überlegenheit von Menschenzahl und Waffen. Er hatte eine Million ausgeruhter Truppen. Sie waren überhaupt noch durch keinen Feldzug verbraucht. Er hatte eine unendlich überlegene, völlig moderne Artillerie. Aber die Mauer, die Cadorna am Isonzo anrannte, war aus Stahl. Einmal entschieden diese wochenlangen Schlachten die Ungarn, ein andermal die Alpenländer. Zwischendurch sogar die Tschechen. Vier Schlachten verrollten, beinahe ein Jahr verrann. An seinem Ende stand Cadorna, wo er begonnen hatte. Man schrieb das Frühjahr 1916. Aber Conrad war vorwärtsgekommen.

Conrad war für Erledigungen. Er hatte Eile. Rußland war umgeworfen. Nach der schweren Niederlage der Russen war Serbien erledigt worden. Rußland begann sich im Winter zu erholen, seine frisch gesammelten Truppen stürmten im Dezember 1915, im Januar 1916 wütend in der Bukowina, in neuen Massenschlachten, an der Strypa vor, um die Zerschmetterung Montenegros zu stören und um den Italienern die Arbeit zu erleichtern, um überhaupt die Lage zu ändern und ihre Ungunst zu wenden. Aber Conrad machte reinen Tisch auf dem Balkan. Es gab auch dann kein Ausrasten in einem Krieg unter gefährlichen inneren Bedingungen, in einem Krieg, der alle Kräfte mit Riesenziffern in unerhörter Schnelligkeit verbrauchte, in einem Krieg, in dem die Mittelmächte eine belagerte Festung

waren. Die deutsche Westfront hielt zwar hart und stark. Aber sie stand auch starr. Gewaltige Schlachten waren seit dem Stillstand an der Marne, seit dem Stellungskrieg in Frankreich ausgetragen worden. Aber alle Opfer waren vergeblich gebracht auf beiden Seiten: es gab dort nur ein Vorwärtskommen ohne entscheidenden Durchbruch, hier nur ein gelegentliches Zurücknehmen einzelner Frontstücke und kaum wesentlicher Winkel ohne Vernichtung —, die Westfront wurde dann gleich wieder starr, die Entscheidung wurde abermals unsicher und fern. Aber Italien konnte geschlagen werden: gründlich und endgültig. Italien konnte aufs Knie gezwungen werden. Wenn kleine Teile der österreichisch-ungarischen Armee die Heere der Italiener, die sich obendrein natürlich stets noch verstärkten, von Schlacht zu Schlacht vom Karst hinunterjagten, wenn die Italiener im Tiroler Hochland in einem ganzen Halbjahr nichts weiter zustande brachten, als in unterirdischer Minierarbeit einen einzigen Gipfel entzweizusprengen: was mußte erst dann geschehen, wenn sich ein deutsch-österreichisch-ungarisches Heer ernsthaft und mit ganzer Kraft mit den Italienern im Angriff beschäftigte? War Italien vollständig zu Boden geschmettert, wurde Italien zum Frieden, zum Ausscheiden aus dem Kampfe gezwungen, und standen die Heere der Mittelmächte in Norditalien, mit dem auch Frankreich Grenzen hatte, als unumschränkte Herren, so waren die Folgen unabsehbar. Politisch und militärisch. Es gab niemand, der soldatisch den Verbündeten überlegen war. Es gab keine Räume, die man nicht bezwingen konnte. Die Alliierten auf der französischen

Walstatt, die, umschlossen von Nord und West, noch die Bedrohung von Südost erwarten mußten, schwenkten dann vielleicht ein, ohne weitere Neigung für zweifelhafte Schlachtentscheidungen. Soviel stand fest: Italien war wichtig. Italien war an der Reihe. Freiherr von Conrad war für Erledigungen. Er sprach mit Falkenhayn.

Falkenhayn hatte einst die Dringlichkeit und Wichtigkeit der Ostfragen eingesehen. Rußland stieß an Deutschland. Falkenhayn war auch für einen serbischen Feldzug gewesen. Deutschland brauchte eine Straße nach Konstantinopel. Aber Falkenhayn war schon, als Conrad den Marsch nach Saloniki vorschlug, gegen das Unternehmen gewesen, denn Saloniki versperrte die deutsche Straße nach Konstantinopel ja gar nicht. Auf Zukunftsmusik und auf Litaneien, was einmal sein könnte, wenn man die Bulgarenfront nicht gegen jederlei Überraschung und ein für allemal deckte, hörte Falkenhayn nicht gern. Auch alle italienischen Programme ließen ihn kühl. Was ihm auf Ersuchen des Freiherrn von Conrad der deutsche Bevollmächtigte im Teschner Hauptquartier, der General von Cramon, darüber erzählte, gehörte zu den Akten. Nichts weiter. Falkenhayn lehnte die deutsche Teilnahme an einem italienischen Feldzug ab. Er war gegen eine Schlacht bei Laibach gewesen. Er war auch gegen einen Angriff auf der Hochfläche von Asiago. Er hielt eine Niederwerfung Italiens nicht für kriegsentscheidend. Da machte Conrad im Januar 1916 Vorschläge: wenn Falkenhayn die Niederzwingung Italiens nicht für kriegsentscheidend halte, aber ein anderes Unternehmen

vorschlage, das zur Beendigung des Krieges führen könnte, so wolle er, Conrad, auf seinen Plan verzichten und die frei gewordenen Truppen zu jenem anderen Unternehmen beisteuern. Falkenhayn machte keinen Gebrauch von dem Vorschlage. Und Conrad stand, da eine andere Arbeit im Plan der Mittelmächte überhaupt nicht angesagt war, und so in die eigene Rechnung nicht hätte spielen können, vor selbständigen Entschlüssen.

Kaiser Franz Joseph hatte bisweilen seinem ersten militärischen Berater davon gesprochen, daß er eine endliche Abrechnung mit Italien nicht ungern sehen würde. Italien hatte dem Kaiser Franz Joseph in fünfundsechzig Regierungsjahren viel angetan, für Italien hatte man in der Zeit Aehrenthals nichts als Rücksicht gehabt, Italien war dem Kaiserreich trotz Dreibund in den Rücken marschiert. Manche Bitternis war aufgehäuft in Kaiser Franz Joseph. Auch Erzherzog Friedrich hatte dann und wann nach dem italienischen Abrechnungstag gefragt. Für den Kaiser wie für den Armeeoberkommandanten hatte Freiherr von Conrad, dem die Volksmeinung einen Feldzug gegen Italien überhaupt als Lieblingsgedanken zuschob, bisher stets nur die gleiche Abwehr gehabt:

„Es geht jetzt nicht — —“

Aber im Frühjahr 1916 lagen doch die Umstände anders. Eine neue Offensive gegen Rußland hatte wenig Sinn. Vorteil brachte es nicht, wenn man über die erreichten Linien noch ein paar hundert Kilometer weiter ins Zarenreich eindrang. Freiherr von Conrad war gegen ein Marschieren in Fernen ohne Zweck. Ein

Angriff der Russen wurde vorbereitet. Aber noch war General Brussilow nicht mit seinen Rüstungen fertig. Und selbst wenn Brussilow angriff: alle Bedingungen waren gegeben, auch diesen Angriff gelassen und ohne Schaden auszuhalten. Man mußte sich nur vorsehen. In Montenegro war die Armee Köveß frei geworden. Untätig lassen konnte man sie nicht. Zeit vergeuden durfte man überhaupt nicht. Wenn das Glück nur halbwegs günstig war, wenn keine Elementarereignisse eintraten, mit denen nüchterne Beurteilung nicht rechnen kann, mit denen der Feldherr nicht rechnen darf, wenn er Maßnahmen überhaupt treffen will, so mußte der Schlag und das Näherkommen an eine Kriegsentscheidung selbst dann gelingen, wenn deutsche Truppen sich nicht beteiligten. Ganz abgesehen davon, daß General von Falkenhayn, wenn er erst die Folgen eines in den Anfängen bereits gelungenen Unternehmens klar überblickte, durch Truppenbeisteuer sicherlich später die Ausweitung des Erfolgs doch unterstützte. Die Verantwortung mochte groß sein. Aber Conrad nahm sie auf sich. Denn wenn er die Situation und die Kraft seiner Truppen bedachte, so konnte er die Verantwortung übernehmen. Aber wenn er die mögliche Kriegsgestaltung erwog, so mußte er die Verantwortung übernehmen. Conrad beschloß den Angriff auf Italien.

Erzherzog Friedrich fragte: „Wird es gehen?“

Conrad erwiderte: „Ja, es geht jetzt.“

Aber es schien dem Freiherrn, als fragte der Erzherzog mehr im Hinblick auf den Angriffsausgang, der für Conrad nicht zweifelhaft war, als mit Rücksicht auf die Gesamtlage des Augenblicks. Conrad aber hatte die

Antwort mit Rücksicht auf die Gesamtlage erteilt. Denn er hatte jedwede Voraussicht getroffen.

Die russische Front wollte er keinen Augenblick lang so sehr geschwächt sein lassen, daß Gefahr überhaupt entstehen konnte. Pflanzer-Baltin hatte erst die Neujahrsschlacht in der Bukowina siegreich und in keiner Phase auch nur unsicher ausgefochten. Die Zahlen der Armee Pflanzer sollten unverrückt bestehen. Die anschließende deutsche Armee Bothmer war kräftig und zuverlässig. Nicht minder zuverlässig und kräftig war Böhm-Ermollis Nachbarheer. Der General von Linsingen hatte den Oberbefehl über zwei Armeen. Linsingen gebot zunächst über ein Heer, das aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen bestand. Es reichte bis Pinsk hinauf. Er hatte südlich davon noch ein zweites Heer unter seinem Befehl, die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand, eine der besten und zugleich eine der stärksten, die das Armeeoberkommando überhaupt zu vergeben hatte. In alle Schützengräben fahren konnte der Chef des Generalstabs freilich nicht, um sich von Richtigkeit und Ordnung der Dinge dort zu überzeugen. Es war nicht sein Amt. Es war Amt der Armeekommandanten und ihrer Stabschefs. Es reichte kaum die Zeit zu all den tausend anderen Geschäften. Aber alle Verantwortlichen, deren Pflicht der Ausbau und die Sicherung ihres Abschnitts war, konnte er nach Teschen zitieren. Er prüfte Generalstabschef um Generalstabschef, einzeln von Armee zu Armee. Er verlangte genaue Darstellungen. Er verlangte Einzelheiten. Er fragte nach der Sicherung kritischer Stellen. Sie verbürgten sich alle für den Ausschluß

jeden Zwischenfalls. Aber der Freiherr wollte nicht nur Österreicher und Ungarn hören. Er forderte das Urteil der verantwortlichen deutschen Generale ein, die seinem Befehl unterstanden. Generalleutnant von Stolzmann, Stabschef der beiden Armeen Linsingen, gab warme, beruhigende Versicherungen in Teschen. Generalleutnant von Stolzmann schildert die Unmöglichkeit eines russischen Durchbruches. Er schildert sie nicht nur, er wünscht geradezu den Angriff herbei, um die Unmöglichkeit zu erweisen. Er verbürgt sich für die Zuverlässigkeit der beiden Armeen und für die Sicherheit der Linien, sowohl bei Linsingen selbst, als auch bei Erzherzog Joseph Ferdinand.

„Herr, wenn das so ist,“ erwidert ihm Conrad, „dann muß ich beruhigt sein.“

Conrad hat auf alle Fälle noch zwei Divisionen als Armeereserve hinter die Truppen des Erzherzogs geschickt. Sie sind als fliegende Hilfseinsätze gedacht: sie sollen hinter der Front, wenn es wirklich zu schweren Kämpfen käme, wenn irgendwo Hilfe nötig würde, beliebig verwendet werden. Aber die Erzherzogarmee wird sie kaum brauchen. Auch sind im fernsten Gedanken die Deutschen noch da. Wenn sie schon gegen Italien nicht mittun wollen, so werden sie gewiß, wenn es wirklich nicht anders gehen sollte, mit ein paar Divisionen einspringen. Die Rüstung gegen Italien wird befohlen. Sie wird mit größtem Nachdruck betrieben. Eine Armee von Technikern arbeitet in Südtirol. Reibungslos verläuft die Vorbereitung. Alles ist in bestem Rollen.

Aber eines Tages meldet sich noch Falkenhayn. Er

verabschiede sich. Er reise soeben mit dem Hauptquartier nach Mézières. Conrad stutzt: Mézières? — Was will er mit Mézières? Die Offensive gegen Verdun beginne. In Stunden . . .

Verdun? — —

Freiherr von Conrad wußte nichts von Verdun. Der General von Falkenhayn hatte bis zu dem Augenblicke, da er mit dem deutschen Kaiser und dem ganzen Stab schon in das neue Hauptquartier abreiste, dem Freiherrn nicht ein Wort von seinem Vorhaben, nicht ein Wort von seinen Vorbereitungen gesagt, obgleich der General von Falkenhayn natürlich häufig genug den Freiherrn von Conrad sah und sprach, obgleich zum wenigsten die Verbindung zwischen Teschen und Pleß stets ohne Unterbrechung war. Vieles wird Freiherrn von Conrad plötzlich klar: vermutlich auch darum unterblieb damals der Marsch nach Saloniki — — und auch darum kein Anteil an der italienischen Offensive, die Falkenhayn ihn nach ehrlicher Ansage in voller Unkenntnis der deutschen Absichten rüsten ließ. General von Falkenhayn hatte also aus dem Zusammenarbeiten der beiden Generalstäbe bereits ein klares Auseinanderarbeiten gemacht. Jetzt war es fast sicher, daß in Italien nicht bloß ein großer Erfolg, sondern mit verdoppelten Kräften vermutlich die Kriegsentscheidung zu holen gewesen wäre. Denn die Kräfte waren also da. Die Bedingungen für die italienische Offensive hatten sich freilich nicht verändert. Aber Conrad sah ein, wie leicht gerade diesmal für Falkenhayn das Mitgehen gewesen war. Verdun war menschenraubender; es war kostspieliger und schwieriger. Verdun war wesentlich

zweifelhafter als Asiago. Conrads Abschiedswort an den General von Falkenhayn hatte kühle Höflichkeit:

„Ich wünsche Ihnen zu Ihrem Vorhaben alles Gute."

Aber im Innern versprach er sich nichts vom Wert des Verdunschen Unternehmens. Nichts von diesem Angriff gegen die Festung, der — mit General Metzger war er eins über die zweifelhaften Aussichten für einen Erfolg — aus dem wenig geeigneten „inneren Winkel" der Verduner Front vorgetragen werden sollte — —

Falkenhayn hatte Conrads Bedenken gefürchtet. Conrads Ideen waren bisher noch immer die besseren gewesen. Aber jetzt wollte Falkenhayn endlich einer eigenen Idee nachgehen, wobei es noch Leute gab, die behaupteten, daß der Verduner Plan überdies im Kopf des Stabschefs der Kronprinzenarmee, im Kopfe Knobelsdorffs gereift sei. Hochmütig und unaufrichtig hatte Falkenhayn überhaupt geschwiegen. Er hatte wiederum nicht gelogen: er hatte wiederum nur geschwiegen. Conrad stand bloß vor einem neuen moralischen Eindruck. Keineswegs vor einem Dilemma. Theoretisch wäre die italienische Offensive vielleicht noch aufzuhalten gewesen; wenn dies überhaupt einen Sinn und einen Anlaß gehabt hätte; moralisch und praktisch war sie nicht mehr aufzuhalten. Die Truppen standen bereits in den Südtiroler Aufmarschräumen. Die Armee der Techniker und Straßenbauer hatte dort Tag und Nacht gearbeitet, die Stimmung der Truppen war ein Begeisterungsrausch. Trient ein Heerlager des Jubels. Die Regimenter waren nicht mehr zu zügeln. Die russische Front lag still. Für ihre Sicherheit hatten

die Führer sich verbürgt. Sie lag in bester Hut. Und der Angriff auf Asiago begann.

Der Angriff auf Südtirol, zwischen Brenta und Etsch, war ein militärisches Meisterstück. Ein technisches Kunstwerk in der Vorbereitung und im Ansatz, in der Leitung und in der Durchführung. Jede Einzelheit war vorher berechnet, das meiste für diesen Feldzug neu erfunden und neu erbaut. Der Aufmarsch hatte sich auf Straßen vollzogen, die noch in keiner Karte eingezeichnet waren. Die Artillerie feuerte aus neuen Rohren und aus raffiniertester Gruppierung. Im schwierigsten Gelände, in den Alpen, wurde der Gegner Tag um Tag geworfen und geschlagen. Überall stand er in überhöhender Stellung. Überall wurde er heruntergestürzt. Niemand war bisher so vernichtend geschlagen, so unzweideutig besiegt und getrieben worden, wie diesmal Cadornas Heer. Man stand endlich knapp vor der Ebene. Noch ein Querriegel vor dem Asticotal war zu sprengen: dann war man unten — da schlug die Stunde von Luck.

Brussilow trieb seine neuen Heere zum Angriff in Wolhynien vor. Seit dem Spätsommer 1915 hatte er gerüstet, neue Heereskörper geschaffen, alte Truppentrümmer unverdrossen neu gefügt. Das Riesenreich mußte noch einmal hergeben, was innerhalb seiner weiten Grenzen, was in Europa und in Asien noch irgend marschieren konnte. Über Wladiwostok kam verbündete Artillerie ins Land. Neue Offiziersschulen, neue Unteroffiziersschulen wurden aufgestellt. Die Einfuhr von Munition staute Städte von Magazinen auf. Im Sommer 1916 oder im Herbst dieses Jahres wollte

Brussilow erweisen, ob Rußlands Kraft nach Galizien und Polen, nach den Karpathen und Gorlice wirklich gebrochen war oder ob sein Rest von Einsatz noch entscheiden konnte. Die Heeresleitungen der Verbündeten kannten die Rüstungen der Russen genau. Sie wußten auch, daß Brussilow noch längst nicht so fertig war, wie er selbst es sich vorgeschrieben hatte. Aber vor Asiago ging es schneller und stürmischer zu, als alle Welt erwarten konnte. Asiago wurde für Brussilow ein Glockenzeichen. Denn Notschrei gellte um Notschrei vom Rand der italienischen Ebene, darin Cadorna sammelte, was er zusammenbringen konnte. Es waren Truppen, deren Mut nicht erheblich durch die Armeebefehle gehoben wurde, in die der italienische Feldherr seine Entschlossenheit und die Erwartung des Vaterlandes legte. Aber als Italiens Retter rief niemand jetzt Cadorna an, Italiens Retter hieß, so unbequem der russische Name in römische Ohren ging, jetzt General Brussilow. Daß er zur Entlastung weit vor der Zeit, die er sich selbst gesteckt hatte, schließlich doch angriff, war für Freiherrn von Conrad kein Blitz aus heiterem Himmel. Etwas mußten die Russen tun in der italienischen Not. Freiherr von Conrad rechnete sogar, daß da und dort ein Zurückdrücken seiner Front nicht unmöglich wäre. Er erkannte einen Preis an, den er, wenn er erst in Italien stand, gern bezahlte. Der Angriff war erwartet. Aber für Brussilow selbst und für den Freiherrn von Conrad mußte der Schlag von Luck dann eine Überraschung sein.

Die Russen durchbrachen die verbündeten Linien. An der Einbruchsstelle standen zwei Divisionen. Hinter

ihnen standen jene zwei weiteren Divisionen, die als Reserven bereitgehalten wurden. Die Russen hatten die Schlacht mit einem Trommelfeuer begonnen, das in solch riesigem Ausmaß die Ostfront jetzt zum erstenmal erlebte, und Brussilow hatte die Infanterieschlacht unter den fortspielenden Geschützen mit Methoden fortgesetzt, die noch unbarmherziger, als der Großfürst in den Karpathen, die eigenen Truppen nicht nach Regimentern, sondern nach Divisionen opferten. Der ganze Kampf spielte sich in Sandgelände auf Kaolinerde ab. Das Trommelfeuer wirbelte auf der ganzen Front eine einzige, ungeheuerliche, undurchdringliche Wolke von Kaolinstaub auf. Das schließlich in Riesenschwaden hochgewirbelte und hochgeballte Kaolin, das selbst in die Verschlußstücke der Gewehre und Maschinengewehre eindrang, so daß sie vielfach unbrauchbar wurden, war zugleich der Mantel des russischen Einbruchs. Die 70. ungarische Honveddivision versagte. Indes wurden die Nachbarabschnitte der Einbruchsstelle gleichfalls unter Trommelfeuer gehalten. Nördlich der Honveds versagten die Truppen der 2. Division. Ihre Nerven hielten nicht stand. Ähnliches hatten sie an der Ostfront bisher nicht erlebt. Kurz: der Einbruch gelang zunächst völlig, der Widerstand der beiden angegriffenen Korps zerbrach, obgleich von Übermacht nicht die Rede sein konnte, da den beiden angegriffenen Korps nur zwei russische Korps als Angreifer gegenüberstanden. Fraglich blieb jetzt, ob der Einbruch technisch zu verriegeln, ob die Moral der Truppen stark genug war, den Widerstand nach den ersten Schrecknissen abermals unüberwindlich aufzurichten.

Erzherzog Joseph Ferdinand operierte nicht sehr glücklich mit seinen Hilfseinsätzen. Die Korpskommandanten Martini und Szurmay befehligten die durchbrochenen Frontabschnitte. Jeder der Korpskommandanten hatte für den Fall der Not dicht hinter seinen vordersten Truppen eine ganze Brigade zur Verfügung gehabt: zwei Brigaden besaß der Erzherzog noch als Armeereserve. Dem Drängen der Korpsführer nach den letzten Hilfseinsätzen gab Joseph Ferdinand vielleicht zu schnell nach. Aber es zeigte sich bald, daß hier nicht nur die unsichere Technik das Entscheidende für den ganzen Ausgang war. Unterwühlte Moral hatte die Front bei Luck zerbrochen.

Erzherzog Joseph Ferdinand war ein Kopf voll Begabung. Er hatte das Blut der Toskaner, die bisweilen bizarre, doch fast ausschließlich begabte Naturen in das Kaiserhaus gepflanzt hatten. Aber diesem toskanischen Blut gesellte sich Undiszipliniertheit häufig. Erzherzog Joseph Ferdinand hatte bislang nur den umsichtigen, entschlossenen General verraten, Mackensen, unter dem er focht, hatte die ausgezeichnete Haltung bestätigt. Vor Lublin war Joseph Ferdinand im Jahre 1915 vielleicht ein wenig schneller vorgestürmt, als nötig war. Ehrgeiz hatte ihn getrieben, die Stadt mit österreichisch-ungarischen Truppen als erster zu erreichen. Mackensens Truppen waren ruhig stehengeblieben, statt mitzugehen: so hatte sich der Erzherzog, mit der Spitze seiner Truppen vorgeprellt, eine leichte, an sich belanglose Schlappe geholt. Freiherr von Conrad billigte Ehrgeizunternehmungen nicht. Er verurteilte sie. Obgleich er den Antrieb des Prinzen verstand, verzeichnete

er ihm den ersten Fehlschlag. Von da ab führte Joseph Ferdinand wieder sicher, kraftvoll, in guter Ordnung. Vor Luck stand er seit vielen, vielen Monaten unter Befehl und Aufsicht des Generals von Linsingen. Sein beweglicher Geist begann, sich Abwechslung zu wünschen. Er vergaß ganz, daß Krieg und Sterben keine Veranstaltung der Unterhaltung sei, er begann, Langeweile zu empfinden. Er unterbrach sie durch kleine musikalische Abende. Allmählich wurden sie zu einem kleinen Kabarett. Bei der Truppe wollte er gern volkstümlich sein. Er sah es gern, daß in den Schützengräben der fröhlichen vierten Armee die Wiener Schrammeln aufspielten. Joseph Ferdinand fraternisierte mit jedem Leutnant. Erzherzog und Leutnant zogen bei Wein und Zitherklang über die Generale her. Sie schickten täglich vom Armeeoberkommando ihre gelöffelte Weisheit herüber. Voran dieser Conrad, der von den Truppen im Felde verlangte, daß sie selbst in Kampfpausen exerzieren sollten . . . Die Witze schwirrten auf, kein General blieb ungeschoren. Die kecksten Witze machten schließlich die Leutnants, der Erzherzog lachte, der Stab lachte. Es war ein Kommando der Sorglosigkeit, wurde es immer mehr. Wenn Joseph Ferdinand von Tafelrunden und Tafelfreuden ermüdet war, zog er auf Jagd hinaus. Jagd war ein fürstliches Vergnügen. Der Erzherzog teilte seinen Armeebereich in Jagdbezirke ein.

Die deutschen Verbindungsoffiziere sahen dieses Treiben nahe genug und Tag um Tag. Sie gingen im Armeeoberkommando Joseph Ferdinands ein und aus wie des Erzherzogs eigene Offiziere, sie gehörten dem Kommando an. Sie sahen alles, sie hörten alles: der Ober-

befehlshaber General von Linsingen wußte also haarklein alles, oder hätte es wissen müssen. Aber der General von Linsingen griff bei der ihm unterstellten Truppe gleichwohl nicht ein. Er inspizierte, doch sah er nichts. Oder wollte nichts sehen. Vielleicht schien ihm auch die Prinzenschaft des Kommandanten bedenklich. Vielleicht konnte er über Erziehung in höfischer Anschauung nicht hinweg. Er wußte zwar, wo Freiherr von Conrad wohnte, und er konnte es längst gemerkt haben, daß dem Freiherrn selbst eine kaiserliche Hoheit gleichgültiger war, als die Sache. Indes — der General von Linsingen fand keine Gründe zur Beschwerde. Der Stabschef des Erzherzogs kam gegen den Prinzen nicht auf. Linsingens Stabschef, Generalleutnant von Stolzmann, hielt große Reden in Teschen, doch vom Erzherzog erzählte auch er nichts. Linsingen wußte alles. Er drückte die Augen zu. Der Geist des Erzherzogs drang in die Truppe. Sie verweichlichte. Die Stäbe schätzten das Wohlleben. Die Generale im Frontbereich führten nicht immer die Befehle aus, die das Armeekommando hinausgeschickt hatte. Der Armeegeneralstabschef erhob Einspruch bei Erzherzog Ferdinand gegen solch merkwürdige Haltung. Aber der Erzherzog nahm weder den Einspruch tragisch, noch den Ungehorsam der Generale. Die Generale im Frontbereich verlernten nicht bloß, Befehle auszuführen, sie verlernten auch, Befehle zu geben. Darum versagte, als der Einbruch von Luck geschehen war, alles Denken in der Leitung. Darum vergriffen sich die Bestürzten in der Führung und Verwendung der Reserven. Der Kommandant des X. Korps berichtete im entscheidenden

Zeitpunkt trotz wiederholter Befehle nicht an die Armee. Das Armeekommando mußte ihn suchen lassen. Den Befehl zum Gegenangriff an bedrohter Stelle gab er unklar. Er verwässerte ihn. Er hatte nicht die Energie, den Befehl als Befehl weiterzugeben. Ein anderer General war in den Stunden schwersten Gefechts nicht aufzufinden. Im Nervenschok war er davongegangen. Einen Tag lang ließ er seine Truppe ohne Führer. Unklarheit und Verwechslung über den gleichen Gegenstand, über gleiche Anordnungen herrschte bei den Stäben. Korpsbefehle und Divisionsbefehle widersprachen einander. Indes die Widersprüche aufgeklärt wurden, drangen die Russen weiter. Die Truppen glitten den Generalen aus der Hand, die Generale der Armeeleitung. Niemand war der Situation gewachsen. Bei Truppe und Lenkern hatte die Moral gelitten. Sie alle waren erschlafft. In der Schlacht selbst konnte die Haltung Joseph Ferdinands vielleicht kein Vorwurf treffen, kein entscheidender Fehler kam von ihm. Aber der Geist der Truppe, die im ersten Augenblick zusammenbrach, der Geist der Generale, die alle Zucht verlernt hatten, war geschaffen und vorbereitet durch Joseph Ferdinands Geist. Unverantwortlich war die Haltung des Erzherzogs in den Monaten vor Luck gewesen. Aber die Verantwortung traf nicht minder den General von Linsingen.

Im Ablauf von Tag und Nacht war die Schlacht von Luck entschieden. In einer einzigen Nacht ergaben sich 89 000 Feuergewehre den Russen. Eigentlich war die ganze vierte Armee zertrümmert. Kein Traum hätte Brussilow solche Erwartung vorgespiegelt. Weit mehr

als die Rettung Italiens mußte erreicht sein. Vor Luck war alles eine zerschlagene Front, an der sich nur einer sofort zurechtfand: der General von Linsingen. Er hatte der Reservedisposition, der Aufstellung von Hilfsbrigaden unmittelbar hinter den Frontabschnitten, über die ihn das Kommando der vierten Armee befragt hatte, ausdrücklich zugestimmt. Er hatte das Vorleben der ihm unterstellten Armee mit angesehen und nichts dagegen unternommen. Er jagte selbst gern. Im ersten Teil der Schlacht gab er Befehle, die allgemeine Redensarten enthielten. Seine Beschlußfassung dauerte jeweils mehrere Stunden, obgleich die Hughesapparate ein sofortiges Eingreifen ermöglichten. So waren seine Befehle jedesmal, wenn sie erst bei der Armeeleitung eintrafen, durch die Ereignisse weit und tragisch überholt. Dem Stabschef der vierten Armee gelang es erst zum Ende der Schlacht, daß er den Stabschef des Generals von Linsingen telephonisch sprechen konnte. Ausweg und Hilfe zu schaffen vermochte im Augenblick der General von Linsingen nicht. Bisher hatte er an die Adresse des Armeeoberkommandos nicht gedacht, aber jetzt telegraphierte er: „Ich bitte um einen Wechsel des Führers und Generalstabschefs der vierten Armee.“ Kommentarlos ging die Depesche an Kaiser Franz Joseph weiter. Erzherzog Friedrich deckte Joseph Ferdinand nicht. Erzherzog Joseph Ferdinand wurde fortgeschickt. Aber Freiherr von Conrad verlangte, daß wenigstens auch der Stabschef des Generals von Linsingen entlassen werde. Ihn traf, genau wie Linsingen, die halbe Schuld. Falkenhayn fand es peinlich, einen deutschen General wegen Unfähigkeit oder Fahrlässigkeit

sichtbar seines Postens zu entheben. Man gestand dann ein, daß man den Schlag von Luck mitverschuldet hatte. Falkenhayn schickte den Generalleutnant von Stolzmann fort. Dies merkte niemand. Auch begannen sich um jene Zeit von offizieller deutscher Seite, allerdings nur im Vertrauen, Gerüchte zu verbreiten, daß der ganze russische Zwischenfall überhaupt nur auf jene unglückselige italienische Offensive zurückzuführen sei, von der man im deutschen Generalstab gar nichts gewußt habe. General von Falkenhayn verwechselte hier die Unaufrichtigkeit vor Verdun mit der Aufrichtigkeit vor Asiago. Aber Freiherr von Conrad kümmerte sich jetzt weder um Prestigerücksichten bei der Entlassung deutscher Generale, noch um Gerüchtverbreiter. Jetzt gab es Wichtigeres zu tun. Vor allem mußte der russische Vormarsch zum Stehen gebracht werden.

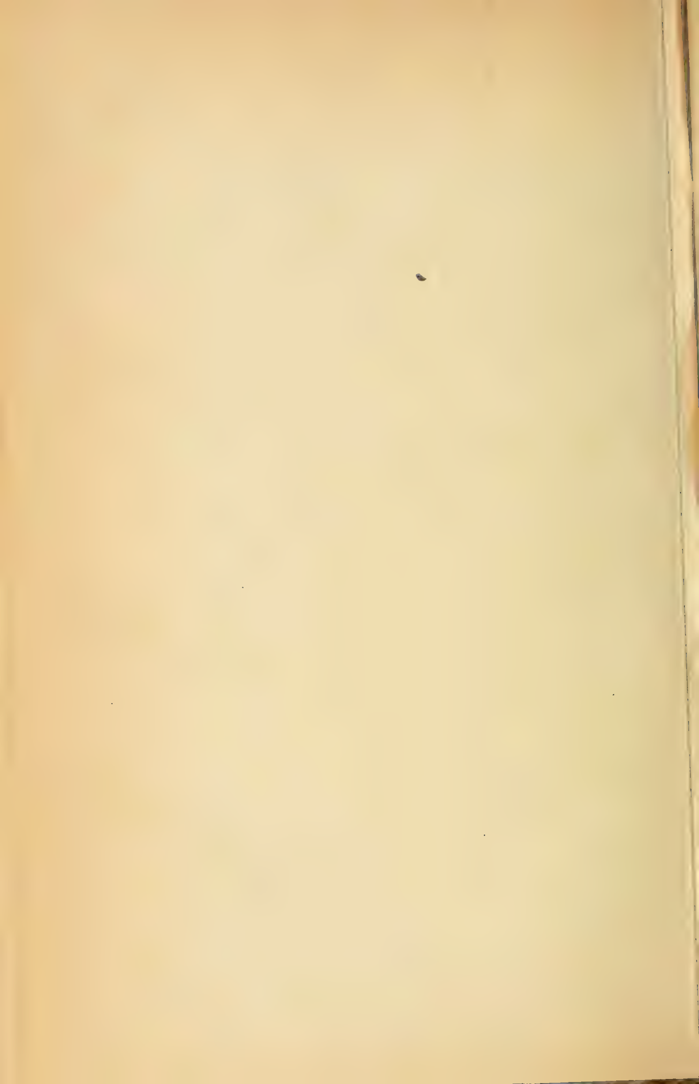
Conrad befahl in Italien sogleich das Selbstverständliche. Die vorstürmenden Truppen wurden zurückgenommen. Was im Süden entbehrlich war, warf er nach Nordost. Auf der Hochfläche von Asiago beherrschte er noch mit dem Rest seiner Truppen den Gegner. Er ging genau dorthin, wo er bleiben wollte. Die Truppen wurden genau in jene Linie zurückgenommen, die in der Vorstoßrichtung die beste Verteidigung gewährte. Denn eine Zeit mußte kommen, wo man sie als Ausfallstor noch einmal brauchte. Conrad ließ sich nicht verwirren. Er überstürzte nichts. Im Durchschnitt gab er entlang der ganzen Hochflächenfront vor Asiago und Arsiero kaum einen Streifen von vier Kilometern preis. In Südtirol war das Gebiet der Monarchie restlos zurückgenommen. Man blieb sogar auf Feindesboden stehen.

Geschlagen waren die Italiener kläglich. Ob sie aber auch Brussilow erlöst hatte, ob sie selbst die Besiegten waren: für die Gesamtlage hatte der Angriff keine Entscheidung gebracht. Er war umsonst unternommen worden. Die Gesamtlage war jetzt im Sommer wesentlich ungünstiger, als im Frühjahr. Rumänien konnte den Krieg erklären. Die Kriegserklärung war zweifellos, wenn in der Ausstrahlung der Lucker Ereignisse die Bukowina verlorenging. Aber selbst Luck war, wenn man die Russen nur zum Stehen brachte, trotz aller Folgen noch nicht so schlimm, daß das Schicksal der Mittelmächte auch nur gefährdet erschien. Denn jetzt mußte sich zeigen, ob das alte, wirkliche Rußland noch lebte, ob Brussilow wirklich durchdrang oder ob sein Ansturm verebbte, ob nicht auch diese letzte, verzweifelte Riesenanspannung der Russen nicht doch hoffnungslos zum Schlusse zusammenbrach, weil das alte, mächtige, einstige Rußland in Wahrheit schon längst zerschlagen war.

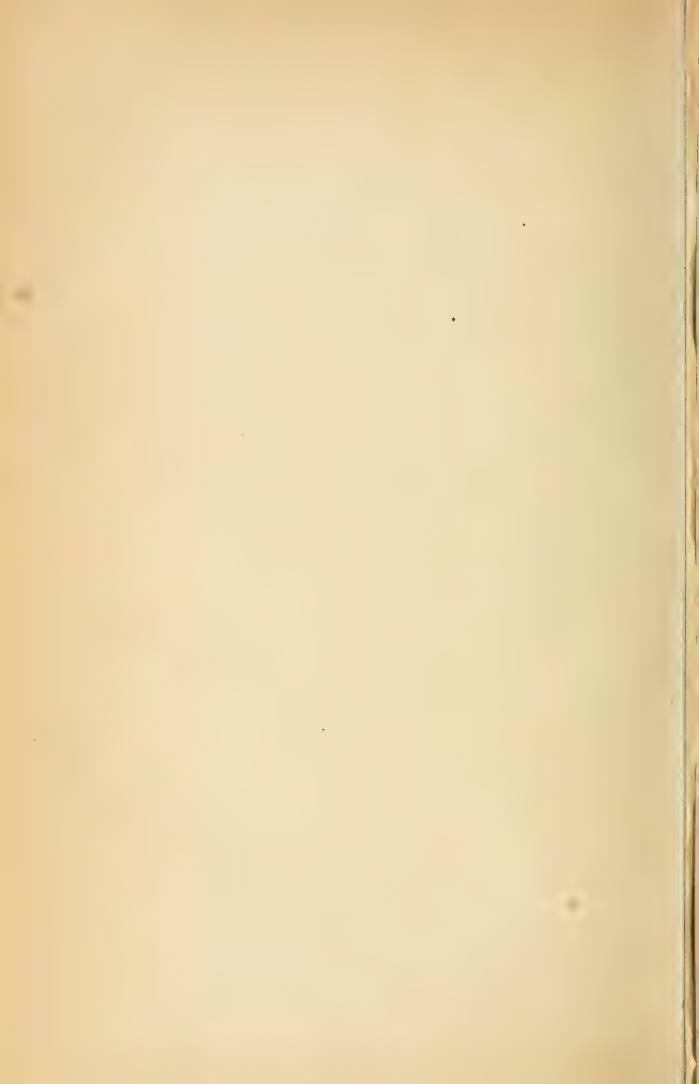
Jetzt mußte man erkennen, ob das Blut der Monarchie sinnlos verströmt war in Galizien, in Polen, vor Tarnow und bei Gorlice. Unterführer hatten Unheil anrichten können, aber umzustürzen war der mächtige Grundbau zweier Jahre nicht. Ohne die Verfehlung der Unterführer wäre auch der Sommer 1916 ein Siegessommer geworden, trotz Falkenhayn und seiner sinnlosen Politik der Unehrlichkeit, trotzdem er sogar die Ostfront noch geschwächt hatte, indem er Truppen der Armee Bothmer in sein Verduner Abenteuer zog. Falkenhayns Unaufrichtigkeit vermehrte jetzt nur die Verlegenheit. Falkenhayns Unaufrichtigkeit verhinderte

nur, daß man nicht gleichwohl in Italien vorwärtsschreiten konnte, daß man nicht Truppen reichlich in der Nähe hatte, um selbst einem Elementarereignis in Wolhynien sogleich die Stirn zu bieten. Luck wäre gekommen auch ohne Asiago. Die Ereignisse waren ohne unmittelbaren Zusammenhang. Denn zu Kriegsbeginn hatte die Monarchie mit 38 Divisionen gegen 60 russische Divisionen gerungen. Diesmal aber hatte man 36 zu 42 gekämpft. Pflanzer hatte oft und oft gegen dreifache, selbst vierfache Übermacht standgehalten. Diesmal schlug er sich sieben zu zwölf. Nie war für die Monarchie seit Kriegsbeginn an der Ostfront das Zahlenverhältnis günstiger. Luck kam als ein Elementarereignis. Conrad nahm es hin als Fatum. Über das Fatum mußte man sich wieder erheben.

Noch war man nicht am Ende. Nichts weniger, als am Ende: selbst wenn der neue Gegner an die Tür pochte. Die Stimmung war ernst; sie war nicht verzweifelt. Was Conrad täglich erwartete, kam. Das Königreich Rumänien erklärte im August den Krieg.



Der Oberbefehl



Brussilows Ansturm verrann. Drei Monate lang jagte der neue Mann des Zaren Rußlands letzte Armeen mit einer Härte vor, die ein einziges großes Sterben begehrte. Es war das letzte Röcheln des Kolosses, das über ein Schlachtfeld von 350 Kilometern zog. Die verzweifelte Anspannung, die letzte gigantische Zusammenfassung aller Kräfte durch einen gewaltigen, unbarmherzigen Willen reichte aber zu keiner Entscheidung mehr. Es zeigte sich, daß Rußland schon vorher zerbrochen war. Der Hauptteil der Bukowina ging verloren. Über Luck wurde die Front der Verbündeten um ein Stück zurückgedrückt. Aber dies war alles. In geraden Pfeilen stieß unaufhörlich, ohne Atempausen, General Brussilow gegen Kowel, gegen Lemberg vor. Es tobte ein Ringen um Leben und Tod in Nordostgalizien und Südostgalizien. Die strategischen Ideen verwischten sich beinahe, nur die Masse wälzte sich vor, um irgendeinen Weg zu bahnen. Aber es blieb dabei: Rußland war im letzten Aufgebot zu schwach geworden. Die Karpathen waren das Grab gewesen. Die Flucht vom Dunajec war der Totenzug endgültig Geschlagener heimwärts nach dem Osten.

In den Mittelmächten horchte man bang den wiedererwachten Sterbeliedern. Und wenn auch Brussilows Durchbruchsversuche schließlich zusammenstürzten, so

war doch ein neuer Gegner auf einen Schauplatz getreten, auf dem die Reihe der Gegner noch immer nicht abzuzählen war. Die Deutschen ließen die Köpfe nicht hängen. Die Monarchie war kleinmütig, da sie den Ausgang der neuen Ereignisse noch unsicher sah. Stimmungen tauchten auf, Meinungen wurden stärker. In die Zwischenspiele der Generalstäbe hatte niemand hineingesehen. Niemand wußte, wie es hergegangen war vor Verdun und vor Asiago. Aber die Ergebnisse sah alle Welt. Unstimmigkeiten hatten die Sache der Mittelmächte nicht vorwärtsgebracht, sondern zurückgeworfen. Niemand fragte, warum der General von Falkenhayn, als es sein mußte, plötzlich Truppen hatte, um mit Freiherrn von Conrad den Vormarsch Brussilows zu halten. Jeder sah nur das doppelte Marschieren. Überdies wußte jeder, daß dieses unglückselige italienische Unternehmen ohne das Wissen der Obersten deutschen Heeresleitung gewagt worden war, — der Obersten deutschen Heeresleitung, der bisher, soweit man unterrichtet war, alle Erfolge des Krieges zu danken waren. Lucker Ereignisse durften sich nicht wiederholen. Unruhig war man nicht nur in der Monarchie, unruhig war man auch in Bulgarien. Unruhig wurde man in der Türkei. In der österreichischen Hauptstadt vergaß man sogar das Witzeln. Gereizte Intrige suchte nach Hintertüren. Die als ritterlich oft gepriesene Nation der Ungarn, die immer in der Monarchie einen freieren und größeren Mund hatte, erhob unwissend, dennoch kühn, in ihrem Volkshaus Angriffe, deren Form keinen Anstand mehr, deren Schamlosigkeit keine Grenzen mehr hatte. Sinnlos war es, daß jeder einzelne der vier

Verbündeten tat, was er wollte und es so tat, daß der andere es nicht einmal wußte. Es hatte keine vier Fronten zu geben, alle Fronten waren ein einziger Kampfplatz, auf dem nur ein einziger Wille, der stark und tüchtig war, ein günstiges Ende erwirken könnte. Die Deutschen waren die Mächtigsten im Vierbund. Bei den Deutschen war auch das militärische Genie. Wo die Deutschen geführt hatten, da war der sichere Erfolg. Die Deutschen allein sollten fortan führen und die obersten Gesetze der Strategie bestimmen. In der Monarchie war man solcher Meinung. In Deutschland war man nie anderer Meinung gewesen. Die Wiener Minister und der Wiener Hof hatten keinen Grund, die Auffassung, die schließlich die ganze Öffentlichkeit durchdrang, die sich auf das Begehr der Öffentlichkeit stützen konnte, nicht zu teilen. Bequem war das Armeeoberkommando zu Teschen nie gewesen. Conrad herrschte unumschränkt. Die neue Auffassung, der Wunsch nach neuer Ordnung drang bis zu Kaiser Franz Joseph.

Kaiser Franz Joseph hatte wesentlich andere Züge als seine Völker, als die Volksmeinung ihm anheftete. Er galt als müde und abgelebt. In Wahrheit war er noch spät ein Arbeiter. Von der Art, wie er noch Anteil nahm an den Geschicken seines Reiches, liefen nur Anekdoten um. Sie gaben mit der ganzen Laszivität bösartigen Wiener Witzes das Bild eines Verbrauchten, der nicht mehr unterscheiden konnte, was um ihn vorging, der die Epochen verwechselte, in denen für ihn eine Last von Erlebnissen lag, und der gerade nur durch die Größe

der Monarchie und durch die Zurückgezogenheit, in der er zu Schönbrunn lebte, die Lächerlichkeit einer Serenissimusfigur vermied. Franz Josephs Geist war indes bis an sein Ende klar. Er übersah nicht nur die Zeit, die ihn noch im höchsten Alter vor schwerste Entschlüsse stellte, er unterschied kühl auch die Menschen, zwischen denen er zu wählen hatte. Wenn der Wiener Volksgeist die bissigsten Witze für eine Weile vergaß, pflegte er rührselige Lieder an den „lieben, guten, alten Herrn in Schönbrunn“ vorzutragen, Tränen einer verlogenen Sentimentalität, die darum an dem wirklichen Hintergrunde boshafter Kaiserzeichnung doch keinen Augenblick zweifelte. In Wahrheit hatte Franz Joseph weder viel Güte, noch viel Gefühle. Er stand über der Menge wie selten ein Fürst. Er lebte und regierte als der Erbe eines großen Hauses. Eins wollte er vor allem sein: der Gentleman und der große Herr. Er hatte, was keiner ahnte: bewußten Stil und für diesen Stil die feinste Unterscheidung. Was immer er tat, tat der Grandseigneur und Träger der Krone Habsburgs. Im Innersten mochte er kalt sein, wie die Habsburger oft: die Überzeugung seiner Würde riet ihm zu sachlicher Vornehmheit. Er hatte die Kriegserklärung nicht als Papier unterschrieben. Er wußte, daß er das Schicksal der Monarchie und des Erzhauses anrief. Wer zu ihm kam, fand ihn stets vorbereitet. Er war schwer zu täuschen, da er von allem unterrichtet war. Er wußte genau, wo jedes Korps, fast wo jedes Regiment stand, er kannte, verfolgte die kleinsten Zusammenhänge an der Front, durch deren plötzliche, ruhige Beleuchtung er die berichtenden Generale überraschte, aber nie sprach er

drein. Er erwählte seine Minister, er ernannte seine Führer. Sie waren Fachleute. Sie waren ihm verantwortlich. Er erwählte sie nach bestem Wissen und Gewissen, aber alle Einzelheiten waren ihr Amt. Er war kein Ressortchef: er war Kaiser von Österreich, apostolischer König von Ungarn. Wenn ein Minister, ein General versagt hatte, mußte er einen tüchtigeren wählen. Er selbst hatte weder Finanzen zu ordnen, noch Truppen zu leiten. Er selbst hatte das Ansehen von Haus und Monarchie zu mehren, hatte ein kaiserlich unantastbares Symbol zu sein. Sicherlich war er ohne Mitleid, wenn einer, dem er vertraut hatte, den Sinn von Franz Josephs habsburgischer Sendung nicht begriff. Nie war er ohne Form. Stets war er zurückhaltend, wie der vererbte Prunk und kalte Glanz des verwaisten Hofstaats, durch den er schritt. Alles prüfte er, stets wollte er gerecht sein: vor allem um seiner selbst willen, der seiner Würde nichts vergab. Er hatte wenig Herz, aber er dünkte sich zu stolz, um ohne Charakter zu sein. Ritterlich war er in der Erinnerung an Glanz, Macht und Größe unerhörter Ahnen. Er konnte solche Erinnerung, konnte die spanische Etikette, die er als Erbe seines Hofes nicht preisgab, mit einem Arbeitsalltag von bürgerlicher Anspruchslosigkeit vereinen. Er hatte Takt. Er sah überall sofort die natürlichen Grenzen, die es für den Kaiser gab. Er war ein frommer Sohn des Papstes, aber ein Strafer überheblicher Bischöfe. Manchmal erinnerte er an den Alt-Österreicher Kaiser Franz, dessen Kälte verstimmender durch die Betonung des Bürgerlichen war. Vielleicht hätte auch er die Monarchie am liebsten als Herrscher absoluter Macht

regiert. Aber er hatte die Konstitution versprochen. Sein Stil war, zu halten, was er versprochen hatte. Er zeigte nicht, was ihm lieb war oder was ihn schmerzte. In sechs Jahrzehnten des Herrschens hatte er viel erfahren. Niemand erzählte er, was er darüber gelernt hatte. Aber die Heerscharen von Menschen, die seit einem halben Jahrhundert an ihm vorüberzogen, behandelte er immer unpersönlicher, immer mehr als die Sprecher vielfältiger menschlicher Begehren. Immer hörte er sie an mit einer gütigen, aufmerksamen Haltung aus hoher Ferne. Gerecht war er fast immer. Brücken zu ihm gab es keine. Vertraulich war er nie. Er war der Kaiser.

Was die Umgebung des Kaisers, was deutsche Einflüsse zu ihm sprachen, überlegte er. Freiherr von Conrad hatte nicht die Gewohnheit, auf seine eigenen Taten hinzuweisen, wenn er in Schönbrunn erschien. Das Schimmern der deutschen Waffen blinkte bis an die Spiegelscheiben von Schönbrunn. Aber auch wenn Freiherr von Conrad von sich selbst nicht sprach, auch wenn die deutschen Waffen verwirrend funkelten und glänzten: Franz Joseph ließ sich darum doch das wirkliche Bild des Krieges nicht verzerren. Dem Freiherrn nickte er einmal zu, als Conrad zurück nach Teschen fuhr:

„Wenn Sie wüßten, wie gegen Sie intrigiert wird —“

„Ich bin durchaus informiert“, hatte Conrad geantwortet. Allmählich hatte sogar der Freiherr begriffen, daß er Neider hatte. Es war die einzige Vertraulichkeit Conrad gegenüber gewesen, in einem Jahrzehnt.

Er nahm sie als das, was sie war: als ein Vertrauensvotum. Franz Joseph überblickte durchaus, was er an Conrad hatte. Weder Intrigen, noch deutscher Waffenruhm machten ihn irre, seit er die Großkreuze des Theresienordens zur Schlacht an der Marne geschickt hatte. Aber die sachliche Einschätzung der Kräfte in der eigenen Monarchie, das Wissen von Conrads gewaltiger Leistung schloß andere Gedankengänge nicht aus. Er wollte, daß Deutschland sich völlig der Monarchie verschwistere. Er wollte, daß das mächtige Deutschland unter moralischem Zwang für den unversehrten Besitz der Monarchie allezeit eintreten müßte. Zu ihrer Rettung sollte kein Mittel, keine Bindung unversucht bleiben. Der moralische Zwang war gegeben, wenn er dem deutschen Drängen nach Vereinigung des Oberbefehls in einer Hand entgegenkäme. Wenn er zugleich den Skeptikern im eigenen Lager frischen Stimmungsantrieb und das Gefühl des Anspruchs auf deutsche Hilfe gab. Franz Joseph hatte nicht den Ehrgeiz, Bundesfeldherr zu sein. Franz Joseph war der Kaiser. Den Freiherrn von Conrad gab er darum nicht preis. Der Kopf würde weiter arbeiten. Der Kopf war ja unentbehrlich. Die Äußerlichkeiten waren dem Freiherrn gleichgültig seit je. Es sollte eine Formsache eingerichtet werden, die den Deutschen schmeichelte und sie verpflichtete. Der Kaiser ließ das Armeeoberkommando wissen, daß er sich doch entschlossen hätte, um einheitlicher Kriegführung willen, das Oberkommando an der Ostfront an den deutschen Kaiser abzugeben. Aber hier irrte Franz Joseph. Freiherrn von Conrad schien der Wandel

bedenklich. Um der Erfahrung willen, die er bisher mit deutscher Führung gemacht, und um des Ansehens willen, das notgedrungen dann auch die Monarchie einbüßte. Er fuhr einfach zum Kaiser. In Schönbrunn verstand der Kaiser auch den Sinn von Conrads Vortrag: ,,Die Neuordnung bedeute die Abdankung der Monarchie — —".

Als der Freiherr heimfuhr, war alles erledigt. Alles sollte bleiben, wie es bisher war.

Der neue rumänische Krieg verlangte Abwehr. Obgleich das deutsche Hauptquartier zum Teil andere Auffassung vertrat — noch zum Schlusse wollte Kaiser Wilhelm ,,die Hand dafür ins Feuer legen", daß ein Hohenzoller mit Hohenzollern keinen Krieg beginnen werde —, hatte Freiherr von Conrad doch die Kriegserklärung täglich erwartet. Es war seine Art, immer trotz des nötigen Nahen und über das Nahe hinweg auch das kommende Ferne in sein Gesichtsfeld mit einzubeziehen und selbst für das Ferne, wenn dies möglich war, sofort auch das Entscheidende vorzubereiten, das er zu erkennen pflegte, gleichviel ob es fern oder nahe lag. Noch vor Kriegsausbruch, ehe der Donauweg gesperrt war, sandte er rasch den großen Donau-Brückentrain in den Belene-Kanal hinab und befahl, die Gewässer des Belene-Kanals als Flottenbasis für die Donauflottille auszubauen. Der Donau-Monitorenflottille hatte er befohlen, unten zu verharren. Flottille und Brückentrain waren freilich damit aufs Spiel gesetzt, sie waren aufs äußerste gefährdet. Aber wenn der Krieg mit Rumänien ausbrach, so war nach Conrads Meinung ein Donauübergang bei Sistowo, der

Stoß über die Donau, das Um und Auf des Feldzuges. Er war Abwehr und Attacke zugleich. Ohne Monitoren und Brückentrain war kein Übergang möglich. Gerade vor Torschluß erreichte der Brückentrain seinen Bestimmungsort. Die rumänischen Kanonen begannen ihr Konzert. Aber die Vorsorge war getroffen.

Jetzt galt es, Kriegsrat zu halten, ohne die Nerven zu verlieren, ohne durch Stimmungen sich beeinflussen zu lassen. Der weiten Öffentlichkeit, namentlich den Ungarn, die nur empfindlich waren, wenn ein Feind vor ihren eigenen Toren stand, war die Kriegserklärung der Rumänen zuletzt doch als eine schlimme Überraschung gekommen. Sowenig Freiherrn von Burians, des Außenministers, stets von doktrinären Ausführungen eingewickelter Kopf sich sonst auch in irgendeiner Zukunftsorientierung zurechtfand, am Wiener Ballplatz hatte er die Berichte des Bukarester Gesandten diesmal doch nicht verständnislos überschlagen. Graf Ottokar Czernin hatte die Bukarester Situation richtig erkannt und richtig geschildert. Und Freiherr von Burian hatte den Sinn der Aktenstücke begriffen, so schwer er sonst begriff. Aber Graf Stefan Tisza wollte in Ungarn keine Panik. Er kannte Land und Leute. Vielleicht kam doch noch eine Wendung. Dann war die Erregung überflüssig. Baron Burian war also in der Vorbereitung der Öffentlichkeit sparsamer als nützlich war. Allerdings blieb die Wendung aus. Und so war die Bestürzung um so schlimmer. Sie wuchs, als die Rumänen die Grenze überschritten. Sie wurde Schrecken und Anklage gegen die Heeresleitung, als die Rumänen tief in Siebenbürgen eindrangen. Freiherr

von Conrad aber durfte, auch wenn er Siebenbürgen verteidigen wollte, was er keinen Augenblick vergaß, den Blick über die Gesamtfront sich nicht trüben lassen. Der Brussilowsche Ansturm mußte ganz vertoben. Erst mußte Rußland völlig erschöpft wieder stilliegen. Indes die Kämpfe mit Brussilow verflackerten, durfte das neue rumänische Heer nicht in den Rücken der Verbündeten gelangen. Sonst konnte wirklich alles zu Ende sein. Er nahm, was noch in der Bukowina stand, mit unerhörter Schnelligkeit zurück, baute in den Ostkarpathen den äußersten Frontflügel auf, der seine Ausläufer über das Gebirge hinweg nach Ungarn sandte Die Rumänen wußten nicht, wo diese Ausläufer waren. Sie wußten auch nicht, wie stark — oder besser: wie schwach — diese Ausläufer waren. So stark waren sie jedenfalls, daß die Rumänen die ärgste Hitze ihres Vormarsches dämpften. Indes wurde Kriegsrat im Hauptquartier zu Pleß gehalten.

Freiherr von Conrad schlug den Stoß von Sistow über die Donau vor. Mitten in das Herz Rumäniens und sofort auf das Herz Rumäniens wollte er zielen. Die riesige Grenze Siebenbürgens hatte er nicht decken können, so viele Truppen hatte er nicht gehabt. Aber wenn man von der Südgrenze Ungarns gegen die Walachei drückte und den Hauptstoß auf Bukarest führte, oder überhaupt nur den Hauptstoß gewaltig gegen Bukarest lenkte, so war auch das Schicksal des rumänischen Siebenbürgens besiegelt. Die Eroberung stürzte sofort zusammen, die Rumänen mußten, ganz abgesehen davon, daß ihre Hauptstadt in Feindeshand geriet, Siebenbürgen augenblicklich räumen, wenn sie

nicht wollten, daß der Gegner hinter ihrer Front und in ihrem eigenen Lande marschiere, wohin es ihm beliebte. Für den Stoß über die Donau aber war im Technischen alles bereit. Es bliebe bloß die Versammlung der Stoßarmee. Der Plan leuchtete Falkenhayn ein. Auch die Bulgaren waren zu befragen. Mit der Kriegsteilnahme gegen Rumänien hatten sie erst eine Weile gezögert, obgleich ihnen die Vergeltung für 1913, wie der Besitz der Dobrudscha eine Herzensangelegenheit war. Aber sie hatten ihre Zusage doch noch erst an die gleichzeitige Erlangung auch anderer Vorteile geknüpft. Jetzt beriet Gantschew im Auftrage Jekoffs mit, des Chefs des bulgarischen Generalstabes. Auch Gantschew leuchtete ein, was Conrad darlegte. Unverzüglich setzte er sich mit Jekoff in Verbindung. Und auch Jekoff war für den Stoß von Sistow. Indes wollte er vorher noch die Dobrudscha säubern. Dies war nichts Wesentliches. Conrad ließ den Vorschlag gelten. Jekoff bevorzugte das Vorsichtigere. Der bulgarische Chef wollte erst die Flanke decken.

Conrad glaubte zwar nicht, daß die Rumänen sich das Herz nehmen würden, in die Dobrudscha zu gehen, wenn die Verbündeten auf Bukarest marschierten. Es wäre das kühnere, aber im Grunde dasselbe, wenn der Hauptstoß so bleibe. Ihm sei auch die Flankendeckung recht.

Falkenhayn stimmte Jekoff zu. Auch Zekki Pascha wußte für die Türken kein Bedenken. Ein Stoß vom Norden in die Walachei. Ein Flankenstoß in die Dobrudscha. Der Vormarsch von Sistow her auf Bukarest. Mackensen bekam den Oberbefehl über die Truppen

aller Verbündeten. Alles war besprochen, alles war in Ordnung. Befriedigt fuhr Conrad zum hundertstenmal heim nach Teschen, um fast unmittelbar darauf nach Pleß wieder zurückzukehren.

Das deutsche Hauptquartier lud zu einem Galadiner in Schloß Pleß ein. Kaiser Wilhelm war in Pleß. Erzherzog Friedrich war mit seinem Generalstabschef hinübergebeten, der Erzherzog fuhr voraus, Conrad, den die Arbeit nicht so leicht freigab, kam nach. Pleß zeigte ein Hin und Her von Menschen. Das Kommen und Gehen der Generale, in die noch das große Gefolge des Kaisers sich mischte, war stärker als sonst, wenn Kaiser Wilhelm sich in Pleß aufhielt.

Freiherr von Conrad, der stets, auch wenn er zwischen vielen Menschen sich bewegte, etwas Zerstreutes oder Vertieftes hatte, war noch von Arbeit versponnen. Er suchte Falkenhayn, mit dem er zu reden hatte und den er noch vor dem Diner sprechen wollte. Aber er sah den General nicht. Indes er sich anschickte, ihn aufzusuchen, wurde er zu Kaiser Wilhelm gerufen. Der deutsche Kaiser kannte Conrad von Hötzendorf seit dem Jahre 1907, da Conrad nach Berlin gefahren war, um sich als neuer Chef des Generalstabs dem verbündeten Kriegsherrn vorzustellen. Conrad selbst nannte damals als Zweck dieser Reise, erkennen zu lassen, „was für eine Art Tier“ der neue Generalstabschef wäre, und Kaiser Wilhelm hatte sich dem Eindruck, den er von langer Unterhaltung empfing, so wenig entziehen können wie irgendwer. Seither ließ er vor dem Kriege, im Kriege selbst keinen Anlaß unbenutzt, den

Freiherrn zu sprechen, dem er gern und deutlich zeigte, wie sehr er sein Können und sein Urteil schätzte. Jetzt in Pleß, da er ihn holen ließ, wollte er offenbar nichts Besonderes, obgleich er ihn eine geraume Weile festhielt. Er sprach kaum von der Situation, er sprach von allem möglichen. Nur unterstrich er die gewohnte Liebenswürdigkeit dem Freiherrn gegenüber besonders deutlich. Auch er hatte vor Conrad stets das Gefühl, daß er es nicht mit einem Manne zu tun hatte, der wie hundert andere Generale und überhaupt nicht nur General war, das Fluidum um den Freiherrn wirkte auch auf ihn. Übrigens sprach der Kaiser zu ihm, wie zu dem ersten seiner eigenen Generale. Conrad hörte zu, drückte nervös, woran sich jeder im Gespräch mit ihm erst gewöhnen mußte, die Augenlider unablässig gegeneinander, wie immer, wenn er sich in Themen verlor. Dann schien Kaiser Wilhelm ohne besondere Wünsche befriedigt. Er entließ den Freiherrn. Man ging zum Diner.

Es waren sehr viele Leute geladen, viele waren von ihren Frontkommanden gebeten worden. Auch Hindenburg und Ludendorff waren unter den Geladenen, die man von der Front hereingeholt hatte. Conrad schob sich durch diesen Aufmarsch glänzender Uniformen und besternter Generale, er suchte Falkenhayn. Im Gedränge fand er ihn nicht. Endlich fragte er.

„Ja, wo ist denn eigentlich Falkenhayn? Ich möchte ihn sprechen. Ich sehe ihn nicht."

Plessen, der Generaladjutant des Kaisers, überdies sein Vertrauter, kam Conrad entgegen. Er hatte die Frage gehört und antwortete in etwas merkwürdigem Ton:

„Falkenhayn kommt heute nicht zum Diner. Er fühlt sich nicht wohl.“

Der Freiherr blieb stehen. Oho, hier stimmte etwas nicht. Es sah aus, als wollte Falkenhayn sich dem Diner mit Absicht entziehen. Man ging zu Tisch. Das Diner verlief prunkvoll und mit viel Geräusch ohne Besonderheit.

Als man aufbrach, verabschiedete sich der Erzherzog zugleich mit Conrad. Er wollte mit dem Freiherrn zusammen nach Teschen zurück. Aber im Vestibül des Schlosses schien es, als drückte ihn eine Angelegenheit. Langsam begann er, mit vielen Zwischenunterbrechungen, wie es seine Art war.

„Schaun Sie ... Man hat mich so bearbeitet ... Schaun Sie, Exzellenz Conrad, willigen Sie in die Oberkommandosache ... Der deutsche Kaiser soll das Oberkommando über die Ostfront haben. Es ist nur wegen der Bulgaren und Türken. Das Ganze droht sonst auseinanderzugehen. Wegen der Sache muß sich alles unter den deutschen Kaiser fügen.“

Er unterbrach sich. Er sah den Freiherrn an. Er wartete. Aber Conrad sagte gar nichts. Da fuhr er fort.

„Der Falkenhayn geht. Hindenburg wird der deutsche Chef. Bei Ihnen bleibt alles wie bisher.“

„Was mich selbst betrifft,“ widersprach jetzt Conrad, „so ist mir das sehr gleichgültig. Aber einverstanden bin ich nicht.“

Im Vestibül waren jetzt Hindenburg und Ludendorff erschienen. Sie kamen, fast wie auf ein Stichwort, auf Conrad zu. Sie baten ihn, doch einzuwilligen. Es bliebe ja alles, wie bisher, man würde ganz gemeinsam weiterarbeiten, wie bisher. Die neue Ordnung müsse

wirklich wegen der Bulgaren und der Türken getroffen werden. Vier Reiche und vier Armeen seien schwer zu schnellem und einheitlichem Vorgehen zu bringen, wenn jeder erst besonders befragt werden müßte. Sie hätten diese Schwierigkeit auch dem deutschen Kaiser vorgebracht. Aber er, Conrad, sei ja in Wahrheit gar nicht berührt. Nur in wichtigen Entscheidungen sollte, falls man sich nicht einigen könnte, von jetzt ab der deutsche Kaiser entscheiden. Ein Fall, der niemals eintreten würde — —

Conrad schwankte. Er fuhr voll Gedanken nach Teschen. Er konnte keine feste Zusage geben. Der Vorschlag war gründlich zu erwägen. Ob er selbst blieb oder ging, war gar nicht der Gegenstand. Ob die deutschen Generale die militärische und politische Führung an sich bringen durften, war eine andere Frage. Bisher hatten sich die deutschen Obergenerale nicht eben hervorgetan. Falkenhayn war eher, wenn man von dem unglücklichen Moltke schon nicht mehr sprechen wollte, der böse Geist im Kriege gewesen. Alles, was Vernunft mit Aussicht auf Erfolg gebot, hatte er abgelehnt. Selbst zur Truppenbeisteuer für Gorlice hatte man ihn zehnmal überreden müssen. Vor Saloniki war er widerspenstig, von Italien hatte er nichts wissen wollen. Als er durchaus selbständig sein wollte, sah man bei Verdun, was dabei herauskam. Ihm hatte das deutsche Volk die schwerste, die blutigste Niederlage nach der Schlacht an der Marne zu danken. Und welchen Geist hatte er großgezogen . . . Der Generalfeldmarschall von Hindenburg, der jetzt der Erbe Falkenhayns werden sollte, war ein aufrechter Charakter ohne Makel

und Fehl. Jede Gesinnungsfalschheit lag ihm fern. Er war anständig durch und durch. Von ihm konnte niemand annehmen, daß er je die neue Macht wissentlich mißbrauchen werde. Der Generalfeldmarschall war ein Soldatenführer, der in Ostpreußen und in Polen Erfolge gehabt hatte. Aber er war nicht das, was die deutsche Volksmeinung, deren guter Geist er sein konnte, im Geistigen ihm zuschrieb. Er war ein Haudegen, der einen Feind bisweilen furchtbar treffen konnte, ein Haudegen, der sich einmal auch schon furchtbar verrannt hatte. Er hatte geniale Züge, oder die Armeeleitung, deren Haupt er bis heute war, ließ geniale Züge erkennen. Ein überragendes Genie war Hindenburg nicht. Noch andere Gründe mußten erwogen werden. Wenn die Deutschen den Oberbefehl wirklich ausüben durften, konnte sie niemand hindern, die Truppen der Monarchie dort zu verwenden, wo sie es wollten. Wenn Hindenburg auch nichts tat, das dem guten Geist kameradschaftlicher Gerechtigkeit zuwiderlief, so bürgte doch niemand dafür, daß nicht auch Hindenburg eines Tages einen Nachfolger bekäme. Falkenhayns rücksichtslose und ausschließliche Aufbauschung deutscher Taten, seine ganze Umfärbungstechnik hatte dazu geführt, daß jetzt Bulgaren und Türken, obgleich die deutsche Art sie verletzte, wirklich das sachliche Heil in Deutschlands Führung sahen. Falkenhayn handhabte seine Technik ja so geschickt, ob sie Aufbauschung oder Vertuschung betraf, diese ganze kurzsichtige Technik intriganter Wirkungen, daß er selbst noch mit Conrad die ganzen Pläne für den rumänischen Feldzug durchgesprochen und festgelegt

hatte, ohne mit einer Silbe anzudeuten, daß seine Stellung erschüttert sei. Wenn für Bulgarien und die Türkei der deutsche Oberbefehl die Seligkeit war: für die Monarchie war er es nicht. Wenn einer wußte, wie es um den Hergang aller Dinge stand, so war es Conrad. Daß man ihn selbst nicht preisgeben wollte, hatte gute Gründe: Conradsche Arbeit brauchte man. Ihn wollte, ihn konnte man nicht entbehren. Eigentlich kam es also wieder auf eine Scheinsache an. Bulgaren und Türken wollte man fester an die deutsche Leine ziehen. Für Conrad sollte das Zwielicht weiterbestehen, konnte sogar um ein paar Schatten dunkler werden. Conrad fiel ein, daß auch schon Falkenhayn ihm zugeredet hatte. Der neue Plan, die neuen Einteilungswünsche reichten noch in die Falkenhaynzeit zurück. Hindenburg und Ludendorff erbten, was Falkenhayn für sich gesät. Im ganzen war die Lage, wie die Entscheidung schwierig: angeblich drängten Bulgaren und Türken. An ihrer Bereitschaft, gelegentlich abzuspringen, mochte Wahres sein. Hindenburg hatte erklärt: alles werde bleiben, wie bisher. Dann kam es also den Deutschen nur auf den Schein an. Den Schein wollte Freiherr von Conrad gern gewähren. Auf den Schein verzichtete er, seit er führte. Auf eines aber verzichtete Conrad nicht: auf seine Macht, solange er auf seinem Posten stand. Auf seine Macht, durch die er, unbekümmert um Ruhm und Glanz, die Kräfte der Monarchie mit seinem Geist als Waffen führte.

Er unterschrieb den neuen Vertrag. Der deutsche Kaiser sollte den Oberbefehl haben. Aber Conrad fügte eine Klausel ein. Sie lautete:

„Wenn vitale Interessen der Monarchie gefährdet sind, hat Kaiser Franz Joseph das Recht des Einspruches.“

Conrad bestand auf der Realität seiner Macht. Die Öffentlichkeit mochte glauben, was sie wollte; im ungarischen Parlament mochten sie reden, was ihnen beliebte. Die Ungarn redeten gern besonders viel, besonders laut, selten mit Sinn. Aber wenn die deutschen Führer Dinge wollten, deren Ausgang Conrad mißtraute, wenn die deutschen Führer einmal durchaus nicht hören wollten, was er, Conrad von Hötzendorf, widerriet, so waren eben die vitalen Interessen der Monarchie gefährdet. Conrad von Hötzendorf erhob dann Einspruch durch Kaiser Franz Joseph. So blieb es wirklich, wie es gewesen war.

Alle gaben sich zufrieden. Kaiser Wilhelm war der Bundesfeldherr. Kaiser Franz Joseph war einverstanden mit Conrads Ordnung: dem deutschen Glanzbedürfnis kam Kaiser Franz Joseph entgegen, aber die wirkliche Entscheidung über die Heere und Unternehmungen der Monarchie blieb gleichwohl bei ihm. Hindenburg und Ludendorff waren fortan die neuen Männer, die für die Menge die Szene beherrschten. Die Klausel Conrads billigten sie nur als Geheimklausel. Es war ein Sonderabkommen zwischen Deutschland und der Monarchie. Die Bulgaren und die Türken durften kein Sterbenswort erfahren. Darum durfte auch in der Monarchie niemand erfahren, daß Conrad unangetastet stand. Es war ein Spiel auf Kosten von Conrads äußerer Geltung. Er sah ihm mit Gleichmut zu. Das deutsche Hauptquartier hatte den Schein der unum-

schränkten Gewalt. Das deutsche Hauptquartier hatte den Schein der Führung. Auch Hindenburg und Ludendorff gaben sich — „im Interesse der gemeinsamen Sache“ — mit dem Schein zufrieden.

Indes gerät der rumänische Feldzug ins Rollen. Die grundlegenden Pläne der Operation waren ausgearbeitet, da Hindenburg und Ludendorff an die oberste deutsche Stelle gelangen, sie finden sie bereits fertig vor. Der Marschbefehl ergeht an die Divisionen. Falkenhayn hat sich verabschiedet, nicht ohne Freiherrn von Conrad, dem er in der Angelegenheit des Oberbefehls so eifrig zugeredet, solange er den Oberbefehl noch für sich erhoffte, erstaunt zu fragen, warum er sich denn nur in die neue Ordnung gefügt. Er schied als ein Intrigant geschickter, kaltherzig skrupelloser Formen. Aber selbst der Intrige fehlte jeder Zug von Größe. Doch nicht der Größe entbehrte das Unheil, das er über Reich, Volk, Mittelmächte und aller Zukunft gebracht.

Da er aber am Kriegsplan mitgebaut, da er so Bescheid weiß, bekommt er gegen Rumänien eine Armee. Alles geschieht jetzt blitzartig. Im Flankenstoß säubern die Bulgaren die Dobrudscha. Falkenhayn dringt in die Walachei. Die deutschen Truppen schlagen sich, wie immer und überall. Ihnen ebenbürtig die österreichisch-ungarischen Verbände, die Gebirgsbrigaden, die den deutschen Divisionen angegliedert sind. Und jetzt ist der Augenblick gekommen, ins Herz Rumäniens einzudringen. Was von Anbeginn feststand, geschieht: die Donauarmee geht über den großen Brückentrain mit Monitorenhilfe bei Sistow über den Strom, alles erfüllt sich, wie es der Grundplan vorgesehen

hat. Hindenburg drückt dies im vertraulichen Telegramm an Freiherrn von Conrad so aus:

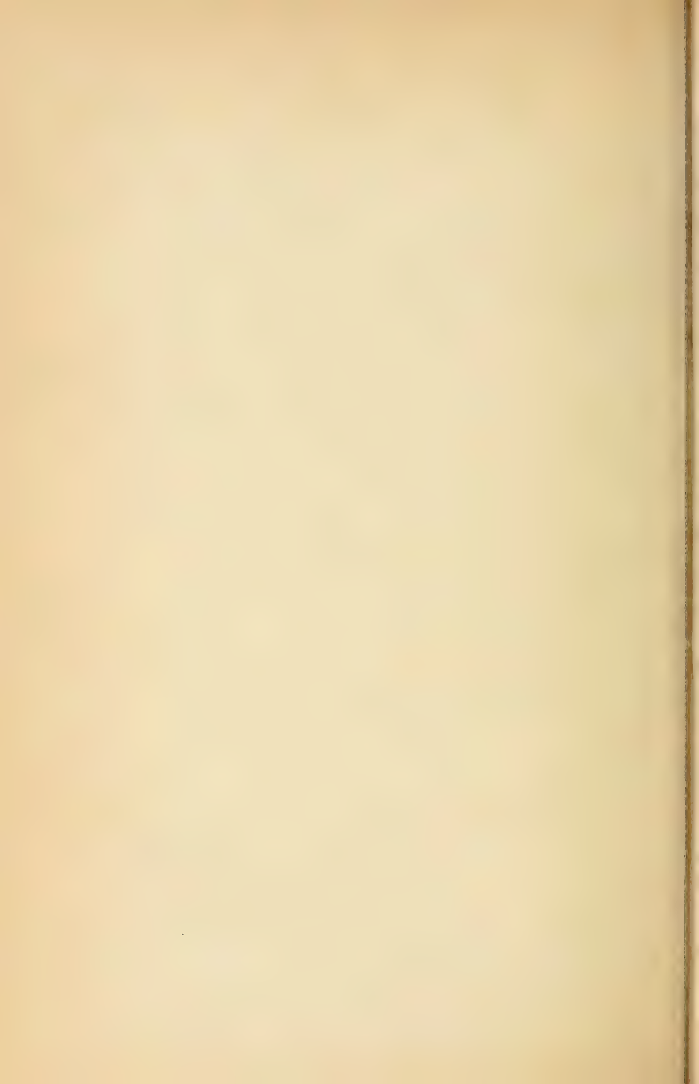
„Ich weiß, wieviel ich der verständnisvollen Mitarbeit Eurer Exzellenz an unserer großen, gemeinsamen Sache zu verdanken habe."

Der Vormarsch erreicht und nimmt Bukarest. Der ganze rumänische Feldzug rollt ab wie ein Akt strafender Gerechtigkeit. Ein Ereignis geht spurlos, fast unbemerkt vorbei im Lärm und Rausch der Siege. Es ist eins der wichtigsten im Kriege.

An einem ungewöhnlich linden, von Sonne matt durchhellten Novembertag stirbt in Schönbrunn der alte Kaiser Franz Joseph.



Conrads Sturz



Karl von Österreich wurde Kaiser und König. Alles flog ihm zu.

Karl von Österreich, der Sohn des leichtlebigen, von keiner Moral beschwerten und früh verdorbenen Erzherzogs Otto, hatte alle Wirkungen einer frischen, unverbrauchten Jugend für sich. Nie strahlte sein Antlitz, wenn die leicht eingefangene Menge es sah, anderen Ausdruck, als den eines durchleuchteten Frohvertrauens, sorglose Unbefangenheit schien immer mit ihm, in ihm zu sein, so frisch, so selbstverständlich zur Schau getragen, daß man vor dem wohlgerundeten, meist rosigen Gesicht den Mangel an geistiger Zeichnung übersehen konnte. Er hatte schnelle, ungezwungene Bewegungen. Er liebte, wenn er den Mann an der Front auf die Schulter klopfte — und er klopfte unermüdlich Zehntausenden die Schulter —, die Betonung des Biederen. Etwas vom Kavallerieoffizier, der er in den ersten Jugendjahren gewesen war, haftete noch an seiner ganzen Art. Das Geistige liebte er nicht allzu sehr. Seine Jugend hatte er, der vor Franz Ferdinand zurücktreten mußte, in ziemlicher Zurückgezogenheit verbracht. Die Vorbereitungen für die Aufgabe, die seiner einst auf Habsburgs Thron harrte, betrieb er nicht mit Leidenschaft. Ihm genügte der Bildungsinhalt von fünf Gymnasialklassen, dessen Aneignung

zwar willig, doch mühevoll genug gewesen war. Dem Stammbaum hatte er früh Sorge getragen. In seine Frömmigkeit, die ihm die Lebenslust nicht wehrte, paßte ein Sproß aus dem Haus der vertriebenen, katholischen Parma. Prinzessin Zita von Parma war klein, unansehnlich, unkaiserlich in jedem Sinn. Niemand durfte an den aristokratischen, schwermütigen Reiz ihrer Vorgängerin Elisabeth denken. Zita von Parma hatte wenig weibliche Reize. Sie glich einem nichtssagenden kleinen Mädchen. Ihr Haus war verarmt. Ihre Mutter indes, wie sie selbst, von brennendem Ehrgeiz beseelt. Von den Parmas gab es Linien, die zu den Bourbons hinüberführten. Die Träume von Zitas Mutter hatten die Liebeshochzeit ihrer Tochter mit dem Erben Franz Josephs erlebt. Ihre Träume wanderten gelegentlich nach Frankreichs verwaistem Thron hinüber. Sie hatte viele Söhne. Prinzessin Zita war nicht nur fromm erzogen, was so viel bedeutete, daß die Beichtväter bei ihr aus und ein gingen. Es war machiavellistischer Einschlag dabei. Sie hatte vieles gelesen, doch ohne Wahl, oder in der Wahl, die ihre Erzieher ordneten. Sie war im Intellekt stärker, als Karl von Österreich, was weder für den Fürsten, noch für die Fürstin viel besagte. Sie beherrschte den Kaiser schnell und sichtbar. Aber ihre Jugend war schwächer, als die Einschläge von Karls fast echtem Naturburschentum. Der Erzherzogin Zita kostete es einige Anstrengung, so strahlend jugendfrisch zu scheinen wie ihr Gemahl. Strahlen und Leuchten lag ihr nicht, und auch in ihrem Blitzen war nichts von Größe. Ihre Augen waren italienerhaft dunkel, mit einem Stich ins Intrigante,

wie die ganze Erscheinung mit verkniffener Schattierung, wenn sie sich unbeobachtet wähnte, etwas Italienerhaftes in der Auslegung des Volkes hatte. Sie war nie harmlos. Aber sie hatte sich in der Gewalt. Was ihr an heiterer Aufrichtigkeit fehlte, erlernte sie durch wohlgelernte Süße. Sie zwang sich das Lächeln ihrer Stellung ab, die sie, nachdem die Stellung erobert war, zunächst begriff. Karls natürliche Jugend, Zitas zahlenmäßige und unterstrichene Jugend wirkten. Sie wurden Kaiser und Kaiserin. Alles flog ihnen zu.

Im Kriege hatte der Prinz keine Rolle gespielt. Wenn Erzherzog Karl Franz Joseph ins Hauptquartier gekommen war, wenn Freiherr von Conrad ihm im Teschner Schloß begegnete, so schlug der Freiherr mit der zerstreuten Nachlässigkeit, die ihm manchmal eigen war, die Hacken zusammen, grüßte und ging. Der Erzherzog hatte keinen Einfluß, er wußte nichts von Strategie. Aber er war der Thronfolger. Nicht weil der einstige Erbe des Kaisertums volkstümlich werden sollte, wurde die italienische Offensive auf Asiago unternommen; aber als der Angriff auf Asiago losbrach, wurde er an die Spitze einer Gruppe gestellt, auf deren heroenhafte Haltung man zählen konnte, so daß der Thronfolgernamen in guter Verbindung war und eine dynastische Überlieferung aus der italienischen Jugendzeit Franz Josephs für die eigene Zukunft fortspinnen konnte. Was Erzherzog Karl mit seinem Edelweißkorps in Südtirol zu leisten hatte, war ihm vorgeschrieben; aber den Dynastien sind die Legenden nützlich: die Legende umflocht den jungen Prinzen mit

dem Lorbeer, der der Haltung der Truppen und der Führung des Feldzugs gebührte, — die ersten Schranzen flüsterten ihm zu, daß auch das Volk wirklich an die Legende glaube, daß Karl von Österreich wahrhaftig ein Feldherr sei. Hier war zum erstenmal die Verwechslung von Pulverdampf und Weihrauch, hier klang zum erstenmal durch furchtbare Schlachtmusik das Leitmotiv charakterloser Hofmusikanten: Du bist der größte Feldherr! . . . Du bist der größte Staatsmann! . . . Du kannst alles! Du weißt alles! Du darfst alles! Ein Boden wurde vorbereitet.

Die neuen russischen Kämpfe des gleichen Jahres sahen Karl Franz Joseph als Kommandanten einiger Armeen. Er hatte eine Heeresgruppe. Mackensens Generalstabschef Seeckt sorgte dafür, daß kein Zwischenfall an der Siebenbürger Front sich ereignete. Der Heeresgruppenkommandant Erzherzog Karl besichtigte indes in der Hauptsache Truppen, unermüdlich und mit einer Ausdauer, die als solche eine Leistung darstellte, mit einer gleichbleibenden, frohen Leutseligkeit in fünf oder sechs, allerdings nie richtig gesprochenen Sprachen, die das Strahlen vom Antlitz des Prinzen immer auf das Antlitz des Geehrten übertrug. Es war ein allgemeines Strahlen, das Erzherzog Karl Franz Joseph hatte. Denn er blickte nie dem Mann ins Auge, mit dem er sprach. Er pflegte stets an jedem vorbeizusehen. Und wenn man auf seine Sprachfertigkeit näher hinhorchte, so fiel es wohl auf, daß er selbst das Deutsche undeutsch sprach. Über seine starken, bauschig aufgeworfenen Lippen floß es weichlich, ohne Artikulation, mit der Belanglosigkeit flacher

Menschen, ein wenig mit Wiener Farben, noch mehr mit sächsischen Klängen untermischt, die er vielleicht von seiner Wettiner Mutter Maria Josepha hatte. Hart und entschlossen war nichts an ihm, der für alle eine bequeme Liebenswürdigkeit bereit hatte. Von Zorn sah ihn niemand geschüttelt, oder gar mit einem Beben, wie es Franz Ferdinand bisweilen selbst öffentlich sichtbar gehabt hatte. Wenn Ärger in ihm aufkam, stieg eine leise Röte in sein Gesicht, das bald darauf hochrot zu werden pflegte. Er zog dann die bauschige Lippe ein. Aber er sagte nichts. Den Thronfolger suchte der Ärger auch selten heim. Niemand um ihn spürte Versuchung, den Prinzen zu ärgern, der einmal Kaiser würde. Verstimmungen für Karl von Österreich gab es höchstens, wenn auch ihn die Haltung der deutschen Generale, die Haltung des deutschen Bundesgenossen streifte. Und auch hier wurde Saat für kommende Zeit gestreut: seine Umgebung schürte, übersah keinen Anlaß zu schüren, der oft genug sich bot. Daß man ihm schließlich die deutschen Anekdoten dann täglich brühwarm erzählte, mit denen die deutschen Generale, die deutschen Offiziere, wo es nur anging, die österreichisch-ungarischen Truppen herabsetzten und ins Lächerliche zogen, obwohl der Thronfolger selbst österreichisch-ungarische Truppen befehligte und von Galizien, von Asiago her wußte, wie die Wehrmacht seines künftigen Thrones in Wirklichkeit sich schlug; all das schien Karl Franz Joseph freilich mit einer gewissen Absichtlichkeit zu überhören. Nie sprach er selbst betonte Meinung aus. Selbst die Vertrauten konnten so nicht unbedingt für die Entwicklung sich verbürgen,

die sie selbst erhofften, in die sie selbst ihn einzulenken suchten. Sie selbst konnten im Innersten nicht entscheiden, was naturburschenhaft, was phlegmatisch gegenüber Menschheitserschütterungen, was jesuitisch am Gebieter ihrer Zukunft war. Jeder der drei Grundzüge konnte bestimmend für Karls Wesen sein. Vielleicht verband er alle drei. In Teschen gab er sich farblos. Noch wußte niemand dort, wie der Prinz als Kaiser sein werde. Sein Kreis war übrigens verschwiegen, eine einflußlos wartende Gruppe. Da starb Kaiser Franz Joseph.

Als Herrscher überraschte dann Karl vom ersten Stundenschlag seines Regierungsantrittes. Der neue Herr eilte mit neuem Kurs. Die Überlieferung kaiserlicher Zurückhaltung wurde sofort durchbrochen und auf jeglichem Gebiet. Alles wollte Kaiser Karl selbst erkennen, überall begehrte er Einblick und Einspruch, alle Entscheidung sollte fallen durch ihn. Er wollte der Unlauterkeit zu Leibe gehen, Gerechtigkeit war der Schild, den er seinem Herrschertum vorantrug. Er schonte sich nicht. Er war unaufhörlich unterwegs. Er selbst sah sich, als Brennstoffnot die Hauptstadt quälte, die Kohlenlager der Wiener Bahnhöfe an und rechnete dem beinahe aus dem Bett geholten Bürgermeister die Wagen nach, die für die Kohlenfuhren zur Verfügung ständen. Er gab überdies Pferde aus den Hofstallungen zur Versorgung der Bevölkerung her. In Cliquenwirtschaft, in Wespennester, in denen er Bestechung witterte, fuhr er ohne Gnade. Er tat dies weithin sichtbar. Unter der Menge erschien er plötzlich

und oft, jeder hatte, wenn Kaiser Karl mit seinem leuchtenden Frohvertrauen vor ihm stand, den herzlichen Eindruck einer Ansprache von Mensch zu Mensch. Als Volkskaiser war er schneller umjubelt als je ein Monarch. Er blieb nicht bei den Wienern stehen. Sein Hofzug rollte unaufhörlich. Keine Provinz und kein Stamm konnte sagen, daß Kaiser Karl ihn vergaß. Er war überall. In den Provinzen und an der Front. Sein erstes Wort war Friedensbotschaft in einem Krieg, den er nicht verschuldet hatte. Den bedrückten, immer ärmer gewordenen Völkern der Monarchie war die Botschaft Evangelium. Karl war gütig. Karl kannte das Volk. Karl wußte, was dem Volke fehlte. Karl war gerecht. Er war blitzartig, wenn er aus der Kulisse trat. Er verschleppte nichts. Berauscht neigte sich die Menge vor seinem lieben Lächeln.

Natürlich war, daß von Karl die Welle der Volksgunst auf Kaiserin Zita überschlug. Franz Joseph war alt, war kalt und einsam gewesen. Zuletzt hatte er sich nicht mehr gezeigt, durch Schönbrunn wankte offenbar nur mehr ein Schemen. Von Schönbrunn war nach aller Meinung ein Greis, der nicht mehr gewußt hatte, was um ihn her vorging, mit dem jeder gemacht hatte, was er wollte, in die Kapuzinergruft zu ewigem Schlaf gefahren. Jetzt sauste im offenen Auto ein junges, lachendes Paar über den Wiener Ring, und nicht bloß über den Ring, auch in die Vorstädte hinaus, wo Kaiserin Zita von den Speisen der Volksküchen kostete. Ein halbes Jahrhundert war vergangen, seit ein junges Kaiserpaar in Wien gesehen war. Der Volkskaiser wurde umjubelt. Der Volkskaiser war der Schrecken all

derer, die am Volkswohl zehrten. Mit diesem Volkskaiser konnte, wollte man durch dick und dünn. Er war die neue Sonne der schattenvergangenen Monarchie.
Allerdings hatte Karl von Österreich zwei Seelen.

Hof und Heer, Minister, Politik und Verbündete sollten sofort den Geist des neuen Herrn verspüren. Deutlich und betont. Überdies in jeder Art. Kaiser Franz Joseph war das Regelmaß, die Verläßlichkeit in überlieferten Formen, die Pünktlichkeit selbst gewesen. Alles sollte anders werden. Schon die Pünktlichkeit war nicht mehr die Höflichkeit des neuen Großen. Den älteren Kaiser Wilhelm, dem er in Schloß Pleß den ersten Kaiserbesuch machte, ließ er mit gewisser Absicht eine Stunde warten. Als Wilhelm höflich den Besuch in Wien erwiderte, ließ Kaiser Karl ihn zunächst allein die Ehrenfront abschreiten. Aus seiner Welt, die diese Dinge sonst mit einer feierlichen Peinlichkeit bestimmte, kam er mit Absicht abermals zu spät. Karl trug sich mit Plänen großer Veränderungen. Wenn er auch ein Volkskaiser war, so war er doch der mächtige, einzige, durch Gott geweihte und unfehlbare Kaiser. Um ihn herum sprach niemand anders, als unter tiefster Verbeugung. Nie sah er die Köpfe derer, die zu ihm sprachen, stets sah er nur die erdwärts gekrümmten Rücken. Stets war der feiste Fürst Lobkowitz in seiner Nähe, sein Erzieher, ein Mann aus tschechischem Hochadel, dessen Wirkung und Einfluß indes unklar blieb. Der Hof hatte ein Leitmotiv, die eine früh angeklungene Melodie, deren Kehrreim jetzt täglich, stündlich, von allen Lippen sang: Du bist der

größte Herrscher! Du bist der größte Staatsmann! Du bist der größte Feldherr! Du weißt alles! Du kannst alles! Du darfst alles! Dies war Gebet und Anbetung. Der Mann von dreißig Jahren horchte. Er hatte nichts gelernt. In Wahrheit wußte er nichts. Sein Geist war dürftig. Mit seinen dreißig Jahren war sein Weltbild kleiner als das eines Studenten, der im Anfang stand. Aber Millionen sahen bittend zu ihm auf. Die Höflinge erstarben. Er glaubte, was sie sagten. Er merkte nicht, wie ihn Cliquen umspannten, indes er Cliquen bekämpfte. Vielleicht war dies die Erklärung seiner zwiefachen Seele und zwiefachen Haltung. Vielleicht aber — und dies ist das Wahrscheinliche — war auch Böses in der Anlage dabei.

Er wußte alles. Er verstand und durfte alles. Er hörte es jeden Tag. Keinen einzigen durfte es darum geben, der sich anmaßte, ihm seine Handlungen zu bestimmen. Keiner stand so hoch wie Karl von Habsburg. Es war das erste, daß er daran erinnerte, daß er selbst der oberste Kriegsherr in der Monarchie war. Ihn kümmerten die Bulgaren und die Türken nicht, Kaiser Wilhelm und Hindenburg, auch Ludendorff war ihm gleich. Ihn kümmerte nicht, was schriftlich war, ihn kümmerte kein Eindruck auf die Verbündeten. Kaiser Karl setzte Kaiser Wilhelm einfach ab. Es gab keinen deutschen und gemeinsamen Oberbefehl mehr, auch wenn es ein Oberbefehl nur zum Schein gewesen war: jetzt gab es nur mehr den Oberbefehl des dreißigjährigen Kaisers Karl. Plötzlich begann auch Karl von Erinnerungen aus der Frontzeit zu sprechen. Unerträglich genug waren diese Deutschen in ihrer Anmaßung

gewesen. Er hatte sich alles haarklein gemerkt, was er als Erzherzog ohne Einfluß zu überhören schien. Er hatte nicht die Gabe, über Kleinlichkeiten das Große nicht zu vergessen. Jetzt war die Zeit gekommen, dem großsprecherischen, unangenehmen Nachbar, der sich besser dünkte als alle, gründlich alles heimzuzahlen. Hämisch konnte man Abrechnung halten. Jetzt war die Falkenhaynsche Saat in reifendem Aufgehen: Kaiser Karl hieb durch, was ein Junker gepflanzt hatte. Er sah nicht, daß er damit nicht bloß das Unkraut traf. Er sah nicht, daß er damit die Sache, sich selbst sogar treffen konnte. Conrad von Hötzendorfs Überlegenheit, des Freiherrn Forderung, schon aus Vernunft sich über die Situation zu stellen, begriff er nicht. Der Hof neigte sich: Du darfst alles! Du kannst alles! Viele am Hof waren von den Deutschen verstimmt, beleidigt und verletzt. Sie pflichteten eifrig bei. Freiherr von Conrad war anderer Meinung auch jetzt. Die Macht war ohnehin unangetastet. Es hatte auch keine Vernunft, am Schein zu rütteln, wenn der Schein nützlich war. Karl von Österreich aber sprach:

„Ein Habsburger kann sich einem Hohenzollern nicht unterordnen."

Der Volkskaiser hatte also doch Augenblicke, da der Dünkel herrschte. Der Milde hatte also doch Wünsche gehässiger Heimzahlung. Kaiser Karl nahm Kaiser Wilhelm den Oberbefehl. Armeeoberkommandant war fortan über die Heere der Monarchie der Friedenskaiser Karl.

Die Entlassung des alten Armeeoberkommandanten verfügte eine Geste der neuen Majestät. Erzherzog

Friedrich mußte den Kommandostab abgeben, der freilich in Wahrheit nur ein dynastischer Ausdruck gewesen war. Es zeigte sich dabei, daß auch Kaiser Karls Formen nicht immer die Güte bestimmte. Dem Armeeoberkommandanten Erzherzog Friedrich, Kaiserliche Hoheit, rief ohne Brief und Etikette im Auftrag der Majestät ein General ins Haus — von unten, von der Straße —:

„Der Herr soll gehen — —“

Manch ein Herr ging. Es kam ein völlig neuer Kurs. Stephan Tisza krümmte nie den Rücken. Den Ungarn hatte im ersten Anfang die feurige Neigung beglückt, die der junge König für alles hatte, das ungarisch war. Stephan Tisza selbst setzte Karl die Königskrone aufs Haupt. Stephan Tisza selbst gab der Königin Zita das Zepter in die Hand, das Zita kaum wieder fortzulegen sich entschloß, so hoch beglückte sie die malerische Pose. Aber Tisza hatte bisweilen Meinungen. Karl schien verstimmt, solch ein Vorrecht, das ihm allein gebührte, berührt zu sehen. Als ungarische Unstimmigkeiten die Stellung des Ministers nicht eben festigten, ließ er ihn gerne ziehen. Noch mit einem Lächeln der Huld. Aber der Hofstaat hörte den Nachruf:

„Der Tisza ist ja auch nur ein Diener.“

Im übrigen hatten die Minister kaum Zeit zu merken, ob Kaiser Karl auch lächelte, wenn er sie entließ. Im Sturze überstürzten sie sich. Der tüchtige Ernst von Körber kam. Er kam, sah: und ging wieder. Der redselige, unendlich ermüdende Baron Burian, der aus seiner trockenen, dürren Dialektik nie einen Ausweg fand, verließ den Ballplatz. Befriedigt horchte jeder,

was nach Burian vom Ballplatz her Graf Ottokar Czernin der Welt zu sagen hatte. In der Art Czernins, in seinen Reden war endlich ein Klang, auf den man hörte auch außerhalb des Reiches. Der junge Kaiser wußte schon, was er tat, er wußte schon, wen er wählte . . . Die Ressortminister stürzten in Kavalkaden. Schwer mußte es schon sein, die richtigen zu finden. Der Hof wurde verjüngt. Jugend brauchte Jugend. Die Monarchie brauchte Jugend. Die alten Generaladjutanten wurden verabschiedet. In der Kabinettskanzlei, in der Militärkanzlei gaben die neuen Chefs einander die Tür in die Hand. Das Volk sah: nur die Tüchtigen sollten am Werke sein. Kaiser Karl kargte nicht mit Anerkennung. Es regnete Orden, Titel, Würden. Einmal wurde sogar der Generaladjutant und Chef der Militärkanzlei flüchtig besorgt. Aber noch ehe er, obgleich es die erste, dämmernde Besorgnis gewesen war, recht ausgesprochen, was er dachte, war er verabschiedet: ohne ein Lächeln der Huld. Nie war ein neuer Kurs so gründlich über die Monarchie hereingebrochen. Aber nie sah ein Volk, wie ein bezaubernder Fürst sich so heiß, so redlich um Recht und Ordnung, um Wohlfahrt und Aufstieg mühte.

Der Hof summte wie ein Bienenhaus. Es schien, daß der Kaiser Zeit für alles hatte. Er hatte eine wahre Lust, eine tiefe Freude an der Einzelheit. Die Kenntnis und Erforschung der Einzelheiten verriet dem Volk am besten, wie gründlich er war. Seine Beweglichkeit dabei schien ungeheuer, kein technisches Hilfsmittel war ihm, der die Minister am Telephon erschreckte und am Fernsprecher Würden vergab, der Ministerwechsel

im Hofzug datierte, modern genug. Wenn er eine Einzelheit aufgestöbert hatte, ließ sie ihn nicht ruhen. Er hatte überall, im Hinterland und an der Front seine eigenen Sbirren, die ihn mit Einzelheiten überschütteten. Bewunderung war am Hofe, im Lande, wie er nichts vertuschen ließ. Er konnte Stunden an einen Kohlenhändler verwenden, der von besonderen Lieferungsmöglichkeiten etwa für die Kasernen sprach. Karl war für schnelle Verfahren. Er meldete den Lieferanten einfach und sofort dem Chef des Generalstabes an.

In seiner Haltung war ohne Zweifel nur der Chef des Generalstabes sehr kühn. Er sprach sichtlich einen anderen Dialekt, als die Herren bei Hofe, obgleich er einer der wenigen war, der ein völlig klares, völlig richtiges, völlig dialektfreies Deutsch unter ihnen sprach. Kaiser Karl saß vorläufig in Wien. Freiherr von Conrad saß vorläufig noch in Teschen. Er war doch bis zu einem gewissen Grade dem ordnenden Geist des Kaisers entrückt. Dies mußte anders werden. Freiherr von Conrad sollte näher seiner Aufsicht arbeiten. Kaiser Karl beschloß, das Armeeoberkommando aus Teschen abzuberufen. Armeeoberkommandant war er selbst, der Kaiser Karl. Er konnte nicht immer nach Teschen reisen. Er reiste genug. Außerdem bot diese Wirtschaft der Minister reichlich Grund zum Aufenthalt in Wien oder doch in Wiens Nähe. Das Armeeoberkommando hatte sich nach ihm zu richten. Er beschloß, das Hauptquartier nach Baden zu verlegen.

Aber Freiherr von Conrad sprach nicht nur gegen solche Absicht. Er setzte sich geradezu zur Wehr, mit einem Nachdruck und Ernst, der bei Hofe nur den

verwundern konnte, der Conrads Sachlichkeit nicht kannte. Offenbar übersah Kaiser Karl nicht, was eine Verlegung des Hauptquartiers bedeutete. Schloß Pleß war von Teschen knapp eine Autostunde entfernt. Die beiden Generalstäbe hatten, seit Falkenhayn gegangen war, bis jetzt wirklich in ausgezeichnetem Einvernehmen gearbeitet, ohne daß der Freiherr sich auch nur ein einziges Mal auf seine Machtklausel berufen mußte. Seit dem polnischen Intermezzo schien Conrads Bedeutung auch dem Generalfeldmarschall von Hindenburg durchaus klar zu sein. Daß ihn der deutsche Kaiser und die deutsche Volksmeinung auch gelegentlich des rumänischen Feldzuges, dessen Gesetze bestimmt waren, als Hindenburg kam, wieder höher hoben, war vielleicht nicht einmal sein eigener Wunsch. Vielleicht trug der Generalfeldmarschall auch der Stimmung Rechnung, die einmal da war. Jedenfalls: zwischen Pleß und Teschen liefen alle Räder gleichmäßig, korrekt und gut. War Wichtiges zu besprechen, so brachte das Auto den Freiherrn nach Pleß oder den Generalfeldmarschall nach Teschen. Die engste Verbindung bestand. Der schriftliche, langwierigere Weg war nahezu ausgeschaltet. Wenn das Armeeoberkommando in Baden bei Wien aufgeschlagen wurde, blieb kaum auch das deutsche Hauptquartier in Pleß, wo man es wegen der Nähe Teschens untergebracht hatte. Da der Osten nicht mehr die alte Bedeutung hatte, ging es vielleicht überhaupt nach Frankreich. Von Baden nach Kreuznach war ein weiter Weg. Die schnellsten Kuriere brauchten lange. Hindenburg und Conrad konnten sich nicht sehen, wann immer sie wollten, wann immer

eine Besprechung nötig war. Es mußten die Akten herüber- und hinübergetragen werden. Mußte man aber einander dennoch sprechen, so verrannen für die Reise auch den beiden Chefs die Tage, die anders besser zu nützen waren.

Noch andere Gründe hatte Conrad. In Teschen arbeitete das Armeeoberkommando in hermetisch gesicherter Ruhe. In Ruhe reiften die Entschlüsse, Einflüsse von außen konnten gebannt werden. Man kam schwer nach Teschen, auch wenn man ein Minister war, man kam schwer aus Teschen, wo es wenig Urlaub gab. Es drang nichts aus den Kanzleien. In Baden war man nahe der Hauptstadt. In Baden war dann ein Hoflager. Tausend Menschen kamen, die der Kaiser rief, tausend jeden Tag, die zum Kaiser wollten. Sie hörten allerlei, sie waren Freunde der Adjutanten, sie trugen allerlei nach Wien. Wie dann Gerüchte, Pläne zu Lawinen schwollen, wie dann das Wichtigste unerlaubte Grenzen überschreiten konnte, war leicht auszurechnen. Conrad war gegen die Badener Übersiedlung. Der Kaiser hörte ihn an. Karl hatte auch den Kaiser Wilhelm angehört, als ihm der Ältere in Wien beim Gegenbesuch über die Angelegenheit erklärte:

„Persönlich bin ich nicht gekränkt, wenn das Hauptquartier nach Baden verlegt wird."

Karl hatte auf den leise mahnenden Einwand des deutschen Kaisers nicht geachtet. Er erwiderte auch Freiherrn von Conrad nichts. Aber eine leise Röte stieg ihm ins Gesicht, das bald darauf hochrot zu werden begann. Kaiser Karl begriff Freiherrn von Conrad nicht recht. Es war neu, seit Karl den Thron bestiegen,

daß jemand andere Ansichten hatte, als der Kaiser. Als Conrad vom Vortrag gegangen war, schickte er ihm den Befehl, mit dem Armeeoberkommando nach Baden zu übersiedeln. Auch hier begann der neue Kurs.

Keinen Widerspruch vergaß Karl. Er hatte auch für Conrad von Hötzendorf ein Lächeln der Huld gehabt: mehr als das. Auf Vorschläge, die ihm der Freiherr noch im Dezember 1916 über italienische Angelegenheiten gemacht hatte, war er eingegangen. Er hatte sie gebilligt. Er hatte den Freiherrn zum Feldmarschall ernannt. Aber der Marschall änderte darum doch an seinem Wesen keinen Zug. Er hatte ein sonderbares Auge, das sich schwer ertragen ließ. Man mußte vor diesem Auge die eigenen Blicke niederschlagen. Am Hofe hatte er allein einen eigenen Ton. Ihm war es gleich, ob er mit dem nächsten besten General sprach oder mit ihm, dem Kaiser. Im Gegenteil: er war liebenswürdig gegen Untergebene, denen er sofort alle Befangenheit nahm, er war kühl und herb, wenn er vor Kaiser Karl stand. Er war schon recht unangenehm, mit seinem ewigen Bestehen auf dem Sachlichen und Logischen. Die Hofgenerale waren jedenfalls anders. Und immer öfter bekam Kaiser Karl jetzt die Röte ins Gesicht, wenn Conrads Name fiel.

Die Mienen des Kaisers wurden ein Signal bei Hofe. Die Erzherzöge horchten. Die kaltgestellten Generale suchten alte Beziehungen bei Hof. Mancher Dinge, die nicht freundlich waren, erinnerten sich die Minister. Überhaupt alle erinnerten sich. Wer war denn eigentlich dieser Feldmarschall Conrad? Was hatte er

geleistet? War kein Tüchtigerer da? Endlich war die Bahn frei. Denn selbst der Kaiser schien zu begreifen, daß der Wert des Marschalls schwankend und zu ersetzen war. Sie alle wollten es jetzt versuchen. Was bisher im Dunkel auf Lauer lag, drängte sich bei Hofe jetzt offen.

Das Kesseltreiben begann.

Groß schien für alle das Schuldkonto des Marschalls Conrad von Hötzendorf. Selbst die Erzherzöge hatten zu klagen. Es war natürlich, daß er Joseph Ferdinand, den Schuldigen von Luck, zu Unrecht hatte fortgehen lassen. Und nicht bloß das Unrecht hatte er geschehen lassen: jetzt wehrte er sich sogar bei Kaiser Karl, der selbst das Unrecht längst einsah, gegen neue Verwendung des Prinzen. Joseph Ferdinand hatte noch einen Bruder. Aber auch Peter Ferdinand stand im Schmollwinkel. Peter Ferdinand hatte bei Dub vor Komarow den Ring zu schließen gehabt, der die dort geschlagene russische Armee entwaffnet hätte. Die Meldung, daß Kosakenabteilungen im Rücken der Erzherzogsdivision aufgetaucht seien, ließ Peter Ferdinand nicht überprüfen. Er zog es auch vor, statt Seitendeckung gegen die angeblichen Kosaken auszusenden, statt weiterzumarschieren und die Einkreisung der Russen zu vollenden, überbesorgt lieber zurückzugehen. Das Loch blieb offen; die Russen entwischten. Conrad veranlaßte schließlich, daß Peter Ferdinand sein Kommando abgab. Joseph Ferdinand war begabt. Bei seiner Entlassung konnte sich Conrad darauf berufen, daß Begabung die Zuchtlosigkeit nicht ausgleiche,

sondern die Begabung entwerte. Man mußte schweigen, als die Probe und das Ergebnis der Indisziplin gegeben waren. Peter Ferdinand war sonst vielleicht ein wenig indifferent gewesen. Aber nicht ohne eine gewisse Sorgfalt im Dienst. Als er im Kampfe erwies, daß er jene Fähigkeiten nicht besaß, deren Vorhandensein nur das Schlachtfeld bestätigen kann, nahm ihm Conrad auf Antrag von Peters Vorgesetzten die anvertraute Division sofort. Auch bei Peter Ferdinand war die Berufung auf Probe und Folgen noch gerechtfertigt gewesen. Aber welch eine Zurücksetzung war Erzherzog Leopold Salvator widerfahren? Welche Worte gab es überhaupt hochgekommenem, übermütigem Soldatenadel gegenüber, wenn man Conrads Haltung gegen Leopold Salvator bedachte? Bei ihm hatte der Freiherr dagegen Einspruch erhoben, daß ihm ein Kommando anvertraut wurde, wie er es nach seinem Rang beanspruchte. Armeen wären keine erzherzoglichen Spielereien. Er könne niemand eine Armee anvertrauen, nur weil er ein kaiserlicher Prinz sei. Er übernähme die Verantwortung nicht. Kaiser Franz Joseph hatte die Begründung eingesehen. Erzherzog Leopold Salvator schwieg verstimmt. Oder vielmehr: er schwieg gar nicht. Um ihm eine Beschäftigung zu geben, hatte man ihn zum Artillerieinspektor ernannt. Er fuhr von Front zu Front. Er zerrte Conrads Ansehen in den Staub. Es gab keinen Stab, den der Erzherzog aufsuchte, ohne daß die Offiziere dieses Stabes nicht alle Gossenschimpfworte von den Lippen des hohen Herrn vernahmen. Freiherr von Conrad verhinderte es schließlich, daß der Prinz an die Front gehe. Nutzen stiften konnte

solch prinzliches Benehmen nicht. Jetzt aber loderte der Zorn ehrlich aus Leopold Salvator: Freiherr von Conrad verwehrte den Erzherzögen, das Vaterland zu verteidigen.

Die abgesetzten Generale hielten es mit den Prinzen. Es verstand sich, daß Brudermann nur ein beklagenswerter Sündenbock war. Es verstand sich, daß sein Stabschef ohne Verschulden seiner Stelle verlustig gegangen war. Mehr als ein entlassener Günstling steckte sich hinter die Erzherzoginnen, selbst Brudermann betrieb seine Wiederaufnahme. Auch sein Stabschef hatte an den Taten von Przemyslani nicht genug. Conrad aber blieb hart. Ihn kümmerten weder die Reden des Stabschefs, noch die Bemühungen der Erzherzoginnen, die den Freiherrn anmaßend fanden. Alle hohen Damen fanden den Freiherrn anmaßend, auch die Damen des Hochadels. Denn auch der Hochadel wollte Anstellungen im Heer. Wenn man ein Fürst, ein Prinz war, so konnte man auch ein Korps oder eine Armee führen. Da der Freiherr die Prinzen und Fürsten nicht anhörte, schickten sie ihm die Prinzessinnen und Fürstinnen. Sie baten und schmeichelten. Conrad blieb hart.

Auch der hohe Klerus konnte zu einer freundlichen Auffassung von Conrads Wirken nicht gelangen. Mit der Frömmigkeit im Heer beschäftigte er sich nicht. Zur Kirche ging er nur aus Artigkeit, um andere nicht zu verletzen. Schon mit Franz Ferdinand hatte es Szenen darum gegeben, wenn der Freiherr erklärt hatte, daß er arbeiten müßte, aber keine Zeit zum Beten besäße. Auf himmlische Bundesgenossen verließ sich

Conrad auch im Kriege nicht. Und vor den Kirchenfürsten machte seine Sachlichkeit nicht halt, die als Gewaltherrschaft von den Betroffenen empfunden wurde. Er bildete sich ein, daß der Erzbischof von Trient, der seine Gesinnung nie geleugnet hatte, ein Irredentist, den selbst der fromme Franz Ferdinand scharf und ungehalten beobachtet hatte, im Kriege nicht an seinem Hirtensitz in der Festung Trient zu wirken habe. Bischof Endrici wurde eingeladen, seine Residenz unter allen Bequemlichkeiten, mit allen Ehren in Wien aufzuschlagen. Er machte aus dem Schimpf keinen Hehl, den man seiner frommen Seele angetan. Aber Freiherr von Conrad hatte den Mut, noch weiterzugehen.

Der päpstliche Nuntius in Wien genoß das Vorrecht, mit dem Vatikan ohne Zensur zu korrespondieren. Seine Briefe fuhren uneröffnet nach Italien, mit dem die Monarchie im Kriege lag. Der päpstliche Nuntius war nicht nur ein gottesfürchtiger, er war auch ein ritterlicher und galanter Herr. In ihm hatte sich schon, als er noch in Italien weilte, die süße Inbrunst für die Religion mit der Schwärmerei altfranzösischer Abbés vereint. Er hatte es in Mailand geliebt, schöne Frauen über den Zwiespalt ihrer Seelen zu trösten. In einem Nonnenkloster bei Mailand hatte er vielen heimlich und dennoch ohne Ängstlichkeit die Messen der irdischen Seligkeit gelesen. Der Heilige Stuhl hatte keinen Sinn für die Kopierung der Herren mit Bäffchen und Brevier, deren Beichtstühle die gepuderten Marquisen aus der Zeit der Manon Lescaut umdrängten. Der Heilige Stuhl stellte den Priester aus Amt und hellen Würden ins

Dunkel. Aber er war ein Freund Victor Emanuels. Der savoyische Hof lachte über die Streiche im Mailänder Nonnenkloster. Die Damen des römischen Hochadels fanden den Abbé nur um so begehrenswerter. Sie halfen ihm. Victor Emanuel verwandte sich bei der Kurie. Weil königliche Fürsprache für ihn bat, wurde Victor Emanuels Schützling in Gnaden wieder aufgenommen. Er wurde Nuntius in Wien. Freiherr von Conrad wußte, wer der Nuntius war. So schien es ihm nicht gleichgültig, daß er unbehindert, was er nur wollte, in die Hauptstadt des Königs schreiben konnte, der ihm Stellung und Karriere gerettet hatte. Dem er zu lebhaftestem Danke also verpflichtet war. Conrad verlangte die Überwachung der Korrespondenz des Nuntius. Ein einziger Sturm erhob sich:

„Der General Conrad mischt sich in Angelegenheiten des Gewissens — —"

Conrad hatte die Erzherzöge gegen sich und die Generale. Rangälteste bezichtigten ihn der Günstlingswirtschaft. Er hatte den Chef seiner Operationskanzlei, einen jungen bürgerlichen General, über ein paar Dutzend Wartender hinweg zur Exzellenz ernennen lassen, denn Conrad wollte, daß für diesen General Metzger, der in der Armee einer der tüchtigsten Offiziere, der zuverlässigste Charakter war, alle äußeren Bedingungen gegeben seien, wenn er ihn selbst eines Tages ersetzen sollte. Er hatte den Hochadel gegen sich, der gegen den Soldatenadel und selbst gegen die Bürgerlichen nicht aufkam, weil sie allein behaupteten, den Geist gepachtet zu haben. Die Diplomaten und Minister fanden kein sanftes Wort für Conrad. In allen

aristokratischen Salons schwirrten über ihn die Witze. Aber der Kirche war er längst ein Abtrünniger und überhaupt ein Verruchter. Für die Ehe genügte ihm staatlicher Spruch. Nicht einmal das Sakrament der Ehe war ihm heilig.

Der Badener Dunstkreis war von Spannungen erfüllt, da Freiherr von Conrad ihn betrat.

Den Kaiser erbitterte der unbequeme General. Karl hatte tschechische Freunde, tschechische Fürsprecher. Er hatte Freunde um sich, die heimlich am Bündnis mit Deutschland zerrten. Freiherr von Conrad betonte immer und überall, daß die Monarchie am deutschen Bündnis unbedingt und unter allen Umständen festzuhalten habe. Was immer ihm deutsche Überhebung, der bisweilen allzu selbstbewußte Ton der deutschen Generale ihm selbst angetan: über das Persönliche und Kleine hinweg sah er nur nach der Sache, nur nach dem Großen. In eine Konspiration gegen Deutschland willigte er nie. Er hätte sich mit aller Macht entgegengestemmt . . . Kaiser Karl hatte keine große Freundschaft für Deutschland. Conrads Geschmack begann sonderbar zu werden. Er hatte keinen Sinn für neue Moden, neue Kurse, neue Herren. Seine Verbrauchtheit, seine Rückständigkeit, das Betonte seiner Haltung begann zu stören. Unbequem fand ihn der Kaiser. Er hörte alles an. Gab fast in allen Dingen nach. Er unterschrieb das meiste, das Conrad ihm vorlegte. Sogar Akten, in denen Conrad ihm, dem Oberfeldherrn, in operative Dinge dreingesprochen hatte. Unterschrieb in Unmut. Doch Baron Conrad gab nichts

preis, das seine Überzeugung richtig nannte. Er stand stets aufrecht. Sein Blick war nicht zu ertragen. Conrad war dem Kaiser unsympathisch. Die fromme Fürstin fand das längst.

Der Marschall wußte, daß er unsympathisch war. Seinem Adjutanten hatte ein Offizier aus des Kaisers Umgebung selbst bestätigt, daß das Wort von Karls Lippen gefallen war. Merkwürdig erschien nur, daß man ein paar Tage darauf die Äußerung in französischen Zeitungen lesen konnte. Wie ging dies zu? Stand man nicht bloß mit dem Haus Savoyen in Korrespondenz? Reisten die Kuriere auch nach Paris? Im Heer der Alliierten dienten zwei Brüder der Kaiserin von Österreich, der Italienerin Zita. Begann man jetzt Hochverrat auch am kaiserlichen Hoflager zu treiben? Und wieweit oben war der Hochverrat zu suchen? Man mußte das untersuchen. Aber die Ereignisse überstürzten sich jetzt. Freiherr von Conrad hatte kaum Zeit, über die merkwürdigen Zusammenhänge nachzudenken.

In der Kriegführung der Mächte war die U-Bootfrage aufgerollt. Der Kampf der Tauchboote sollte, so wollte es Deutschland, fortan uneingeschränkt die Zufuhren feindlicher Länder sperren. Admiral von Holtzendorff legte im Auftrage des deutschen Admiralstabes in Wien eine Rechnung der reichen Mittel vor, mit denen der Tauchkrieg nach der Aufstellung des Admirals von Tirpitz geführt werden sollte. An der Richtigkeit der Rechnung durfte niemand zweifeln: die Fülle der Mittel war in der Tat groß — —

Conrad bedachte noch einmal die Haltung der Vereinigten Staaten von Amerika. Er bedachte zugleich die Schlußentwicklung, die Aussichten des Krieges. Stephan Tisza und Graf Czernin waren gegen den uneingeschränkten Unterseeboot-Krieg. Sie fürchteten die Einwirkung auf die Neutralen, die man brauchte, sie fürchteten vor allem die Wirkung auf Schweden. Amerika spielte eine geringere Rolle. Freiherr von Conrad fürchtete die Neutralen des Kontinents nicht. In Schweden spürte er leise Sympathien, oder glaubte, sie zu spüren. Der Rest der Neutralen war den deutschen Waffen zu nahe. Anders lag die Frage mit Amerika. Nur Amerika hatte für Conrad hier Bedeutung.

Amerika stand auf der Seite der Alliierten seit Kriegsbeginn. Es führte mit den Mittelmächten Krieg eigentlich schon seit 1914: nur ohne Erklärung und ohne ausgesprochene Form. Es versorgte England und Frankreich, den ganzen Vierverband mit Lebensmitteln und Kriegsmitteln aller Art. Nach den Häfen der Mittelmächte verirrte sich kein Schiff Amerikas. Für alle Schiffe, die nach den Hafenplätzen der Mittelmächte steuerten, hatte England das stillschweigend von Amerika anerkannte Recht, die Schiffahrt im Kriegsgebiet und überhaupt auf den Meeren zu sperren. Für alle Schiffe, die nach den Hafenplätzen der Alliierten dampften, hatte Deutschland kein Recht — Amerika betonte es ausdrücklich — die Schiffahrt zu unterbinden. Amerika sah kühl und unbewegt einer Kriegsführung zu, die den Hunger zu einer Angriffswaffe machte. Amerika erhitzte sich sofort, als der Hunger-

bedrohte sich mit einer Verteidigungswaffe wehrte. In Amerika rüsteten die Industrien um; sie wurden Kriegsindustrien. Die öffentliche Meinung Amerikas war, daß die Deutschen das verabscheuungswürdige Verbrechen des Krieges heraufbeschworen hatten. Es sah alle Ungeschicklichkeiten der deutschen Politik seit mehr als einem Jahrzehnt: die ungeschickte Haltung in der Marokkofrage — das zwecklose Telegramm des deutschen Kaisers an die Buren — die unvernünftige Ablehnung englischer Annäherungsversuche — die Schaffung einer Handelsflotte und einer Kriegsflotte, die zu besitzen außerhalb Amerikas nur noch das Recht Englands, keinesfalls aber das Recht eines Volkes von gut siebzig Millionen Menschen war. Auf solche Art hatte Deutschland, von den unüberlegten Reden getrieben, die der Kaiser unter den Mißfallenszeichen vieler Deutscher hielt, die Welt in das verabscheuungswürdige Verbrechen gedrängt.

Aber Amerika hatte von den russischen und französischen Sendboten nichts gehört, die die Monarchie an der Donau überschwemmten. Die italienische Irredenta bestand für Amerika nicht. Harmloser als die Serben war kein Volk. Eduard von England, dem Kaiser Franz Joseph in Ischl einfach die Tür gewiesen hatte, war nur ein anspruchsloser Sommergast gewesen. In ganz Amerika wußte man: Deutschland allein war, als sich die beiden Reiche endlich zur Wehr setzten, Deutschland allein war, ob auch Rußland schon seit Monaten rüstete und die Mobilisierung zum Schluß mit einem Gewaltwillen zu kriegerischer Entscheidung anordnete, die schuldtragende Macht an dem Verbrechen.

So verabscheuungswürdig das Verbrechen indes auch war, die öffentliche Meinung unterstützte gleichwohl die Überzeugung, daß es nicht verabscheuungswürdig und abscheulich genug war, um nicht Gewinn daraus zu ziehen. Die Vereinbarungen der Haager Konvention halfen dieser Auffassung. Völkerrechtlich einwandfrei und durchaus menschlich blieb es, daß Amerika einer kriegführenden Macht jede Art von Rüstzeug schickte. Im russisch-japanischen Krieg hatte das auch Deutschland getan. Darum hatte noch kein japanisches Unterseeboot die deutschen Waffensendungen nach Rußland torpediert. Es kam dabei nicht in Betracht, daß Japan den deutschen Sendungen auf dem europäischen Landweg nichts anhaben konnte. Jedenfalls: Deutschland hatte ungehindert Waffen geliefert. Wenn es aber völkerrechtlich einwandfrei und durchaus menschlich war, daß Amerika Rüstzeug an die Alliierten schickte, so war es doch völkerrechtlich und menschlich durchaus unerlaubt, daß Deutschland sich jetzt wehren wollte, daß Deutschland nicht gelassen zusehen wollte, wie Amerika unaufhörlich die Zerstörungsmittel gegen den deutschen Körper herantrug. Deutschland hatte zuzusehen, wie Munition auf Munition von Amerika herankam, um die deutschen Heere zu töten. Es war seine Pflicht. Deutschland hatte kein Recht, sich dagegen aufzulehnen, daß seine Heere von Amerika, mit dem es nicht im Kriege stand, mitgetötet würden. Freilich war das Verbrechen des Krieges nicht ganz so verabscheuungswürdig, daß Amerika nicht unter Umständen auch Deutschland, wenn schon nicht Nahrungsmittel, so doch Munition geliefert hätte. Aber England hatte

die Blockade verhängt. Sie zu durchbrechen, hatte Amerika nie versucht. Da war man wieder, wo man am Anfang war. England durfte eine Blockade verhängen. Deutschland durfte es nicht. Granatenschiff um Granatenschiff fuhr nach England und nach den Schlachtfeldern in Frankreich.

So war alles in Ordnung. Es war für Amerika ein Zustand: aufs innigste zu wünschen. Der Krieg lief weiter, die amerikanischen Munitionslieferungen gingen weiter. Amerikas Leben blühte vom Tode Europas.

Dem amerikanischen Kriege war nicht zu entrinnen. Amerika führte ihn weiter, wie es ihn bisher geführt hatte. Amerika führte ihn endlich offen, wenn man den verkappten Aufmarsch über das Wasser störte. Früher oder später kam es zum offenen Konflikt. Gar zu arg konnte man sich selbst in Amerika nicht entrüsten, wenn die Deutschen nur Granatenschiffe versenkten. Aber niemand behinderte die Amerikaner, Granaten und Menschen zu mischen. Der amerikanische Staatsbürger war unantastbar. Ihn mußte man unberührt über die Meere lassen. Der amerikanische Staatsbürger fuhr im Oberdeck. Die Granaten fuhren im Zwischendeck. Man mußte auch die Granaten unberührt lassen, wenn man die Menschen unberührt lassen wollte. Schließlich kam eine Zeit, da Deutschland auch solche Methoden nicht mehr still mit ansehen konnte. Schließlich war die amerikanische Munitionsfrage, die Haltung gegenüber der Aushungerung, die Nichteinmischungsfrage mit ihrer nüchternen Geschäftsausbeutung der Vernichtung ein wenig überzeugendes Zeichen von Menschlichkeit. Alle Alliiertenphrasen, alle amerikanischen

Rednerleistungen konnten nur verwischen, nur suchen zu verwischen: nicht entkräften. Amerika wußte, was es wollte: entweder den bequemen Krieg, oder eben den offenen Krieg. Es war nur eine Frage der Zeit.

All das mochten Theorien sein. Aber für Freiherrn von Conrad entschied lediglich die Erkenntnis der Lage. Die Kraft Amerikas unterschätzte er am wenigsten. Er kannte den Wert der Milizheere, er hatte selbst bisher den Krieg zu zwei Dritteln mit Volksheeren geführt. Die technische Stärke, den finanziellen Reichtum der Vereinigten Staaten konnte in der Rechnung nur vergessen, wer absichtlich falsch oder nachlässig rechnen wollte. Aber die Kriegslage war so, daß zwei Momente die Gunst des Ausganges noch erzwingen konnten: Eile und Fähigkeit. Die Mittel der Monarchie und auch Deutschlands begannen dünner zu fließen. Der rumänische Feldzug war zu Ende, war günstig abgeschlossen. Die Mittelmächte standen nicht ganz dort, wo sie vor Luck gestanden hatten. Nicht nur die Gefahren durch Brussilow und die rumänische Gefahr waren ganz beschworen. Mit dem Verströmen der letzten verzweifelten Anstrengung war Rußland jetzt völlig am Rande. Der Koloß von einst war ein Gespenst, ein Gerippe geworden. Im Osten war nichts mehr zu tun. Im Osten wollte Freiherr von Conrad die Arbeit abbauen. Ganz und gar. Bei der russischen Gruppe der Operationsabteilung, von ihm mit Bleistiftschrift niedergeschrieben, lag unter manchen anderen Arbeiten auch ein genau ausgearbeiteter Plan, der eine Offensive gegen den Raum Tarnopol-Trembowla regelte. Wenn sich die Gelegenheit ergab, so wollte er diesen einen Stoß gegen den

schwachen Gegner noch führen. Seine Kraft sollte endgültig gebrochen, zugleich der äußerste Ostrand Galiziens gesäubert und Tschernowitz zurückgenommen werden. Eine Affäre war dies nicht. Aber über die Grenze hinaus wollte er keinen Schritt. Fremde Länder zu erwerben, hatte jetzt gar keinen Sinn; die Beschäftigung mit den Russen, hinter denen man auf solche Art bis nach Asien einhermarschieren konnte, war nur vergeudete Zeit und Spielerei. Zeit hatte er schon gar nicht. Man stand vor dem Frühjahr 1917. Wenn der Krieg nicht bis zum Frühjahr 1918 gewonnen war, dann war der Krieg verloren. Die Kräfte der Monarchie hatten Grenzen. Von Rußland war nichts mehr zu fürchten: er mußte die Angriffsrichtung ändern. An der Westfront war nichts zu erreichen. Dort hielten, trotz großer Schlachten, die Heere einander im Gleichgewicht. Bessere Aussicht hatten die Mittelmächte, wenn sie beide an der Westfront mit ganzem Einsatz aufmarschieren konnten, beide dort ganze Kraftentfaltung als Einheit ausspielen konnten. Einmal hatte Freiherr von Conrad erklärt: der Weg nach Serbien führt über Italien. Jetzt sah er abermals die vorgezeichnete Straße: der Weg nach Frankreich, der vermutlich der Weg zum Frieden war, führte über Italien. Das Königreich mußte zu Boden gezwungen werden. Italien mußte die Waffen völlig strecken. Italien mußte ausscheiden. Wenn Conrad von Hötzendorf in Norditalien stand, so änderte sich mit Blitzesschnelle auch das Antlitz der Westfront. Es war dann sehr fraglich, ob die Alliierten auf dem letzten Waffengang mit den vereinten Mittelmächten bestehen würden. Die Lust

zu verhandeln war dann vermutlich stärker. Ein ganzes Jahr lang hatte man noch Zeit für eine Erledigung Italiens. Dieses Jahr barg die Wahrscheinlichkeit endgültigen Erfolges. Dieses Jahr war zugleich die Gnadenfrist für die Mittelmächte. Der Militärwissenschaftler Conrad verstand, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit richtig auszurechnen, wann die amerikanischen Truppen an der festländischen Front einzugreifen vermochten. Wenn jemand ein Gutachten darüber fällen konnte, so war es der vielgelesene, vielzitierte Schriftsteller Conrad. Die Amerikaner brauchten etwas mehr als ein Jahr, ehe ihre Kraft fühlbar und wirksam wurde. Dann konnten sie nicht bloß die Entscheidung geben. Dann gaben vielleicht schon die Lage, die inneren Verhältnisse der Mittelmächte die Entscheidung. Das Jahr mußte ausgenützt werden um jeden Preis. Man mußte arbeiten wie noch nie. Das Letzte mußte zusammengerafft werden, um es zielbewußt auszuspielen.

An eine Niederringung Englands durch die Unterseeboote glaubte Freiherr von Conrad nicht mehr. In wenigen Monaten schon gar nicht. Die Unterseeboote allein brachten vielleicht überhaupt keine Entscheidung gegen England. Conrad liebte weder das alldeutsche Geschrei, noch die alldeutsche Haltung, noch die alldeutsche Überhebung. Er selbst war so sehr ein Deutscher, daß kaum ein besserer, bewußterer Vertreter dieses Stammes gefunden werden konnte. Indes: alldeutsche Manieren, die er schon von verschiedenen Generalen her kannte, alldeutsche Melodien, die die ganze Welt durchklirren sollten, die maßlose alldeutsche Selbstüberhebung, die nur Unheil mit ihrem Bluff erzeugte —

bei den Gegnern, bei den Bundesgenossen, im eigenen Deutschland: dies ganze talentlose, schreierische Alldeutschtum lehnte er ab. Er war gegen jede Selbstüberhebung, die über Illusionen zur Selbstschädigung führte. Mochte die alldeutsche Presse noch so sehr von der Niederzwingung „Albions“ lärmen, mochte sie an solch ein Ziel mit den Mitteln glauben, die die deutsche Admiralität bereit zu haben angab: er, Conrad von Hötzendorf, glaubte daran nicht. Aber an anderes glaubte er und anderes erwartete er. Der Tauchbootkrieg mußte England schädigen. Er mußte die Nerven der Westfront irritieren. Er lähmte die uneingeschränkte Bewegung. Die Zufuhren aus Amerika wurden erheblich schwieriger. Die Kohlen flossen aus England langsamer. Italien litt nicht minder unter der Irritation der Nerven. Die Tauchboote hatten keineswegs das Schlußwort im Kriege, aber die Kriegsmittel, den Kriegsapparat der Alliierten störten sie in einem Jahr, das ein Ende des Krieges erzwingen mußte. Es stand in diesem Jahr noch gewaltiges Ringen bevor. Amerika wollte Conrad gar keine Zeit mehr geben einzugreifen. War das Ringen entschieden, trat Amerika nicht mehr in den Krieg ein. Wollte es wirklich Schaden vermeiden, wollte es ehrlich keinen Konflikt, so brauchte es nur die Munitionsschiffahrt zu unterbinden. Der militärische Gegner Amerika durfte gar nicht mehr an die europäische Front gelassen werden. Wenn es erst so weit war, war vermutlich alles aus. Die europäische Front aber mußte im Entscheidungsjahr mit allen Mitteln bekämpft, durch alle Mittel geschwächt werden. Conrad holte noch das Gutachten des Großadmirals

Anton Haus ein, der ihn als Fachmann berufener dünkte, als er selbst. Der Admiral vertrat die Ansicht, daß nach deutschen Darlegungen die Waffe zu verwenden sei. Die deutschen Darlegungen stellten den Erfolg, der zu erwarten sei, den Frieden, bis zum Herbst in Aussicht. Jetzt durfte kein Militär das Mittel unversucht lassen: Conrad mußte für den Tauchbootkrieg stimmen.

Der Osten war erledigt. Mit Italien gab es keine militärischen Irrtümer, wenn er, Conrad, arbeiten durfte, wie er wollte. Er wollte an dem Schlußwerk rüsten, noch unerbittlicher als bisher. Er rüstete ja schon. Allerdings sprach jetzt bei ihm der Feldmarschall Erzherzog Friedrich vor.

Erzherzog Friedrich kam eines Abends zu Freiherrn von Conrad nach Ansage. Er kam, asthmatisch wie immer, setzte sich höchst echauffiert, atmete noch beschwerlicher als sonst, und es schien, als wäre ihm gerade diesmal seine Kurzatmigkeit ganz recht, um Bedrücktheit oder Befangenheit zu verdecken. Conrad hatte den Erzherzog mit unbestimmtem Gefühl erwartet. Aber da er ihn jetzt so vor sich sitzen sah, unsicher und fast hilflos, glaubte er den Sinn des Besuches plötzlich zu erraten. Conrad stand plötzlich die ganze Badener Zeit, diese ganze neue Arbeitsmethode mit Kaiser Karl vor Augen. Auch wenn der Kaiser bisher fast stets noch nachgegeben hatte: vom ersten Tage an hatte es zwischen Kaiser und Marschall doch nichts als Meinungsunterschiede gegeben. Und seit einiger Zeit hatte Kaiser Karl es geliebt, aus den Meinungsverschiedenheiten sogar offene Zusammenstöße werden zu lassen. Auch

dem Marschall gegenüber gab es Grenzen, innerhalb derer der Ton von Gesprächen zu halten war, selbst wenn der Kaiser die Gespräche anfing. Der junge Monarch hatte erst neulich eine Auffassung des Marschalls laut als Unsinn bezeichnet. Conrad hatte auf die Sachlichkeit des Themas kühl verwiesen, und war gegangen ... Der Zwischenfall schien ihm nicht bedeutungsvoll. Er hatte ihn über der Arbeit wieder vergessen. Aber jetzt fiel ihm das Intermezzo aufs neue ein und auch an die französischen Zeitungen dachte er wieder, darin ja gestanden hatte, wie sehr er dem Kaiser „unsympathisch" war ... Keinen Zweifel gab es, weshalb Erzherzog Friedrich hier saß. Conrad begriff durchaus. Aber der Erzherzog fand in der Peinlichkeit seines Auftrages noch immer keinen rechten Anfang.

„Ja, — — lieber Conrad — — Es ist so schrecklich — — —"

Er stieß die Worte förmlich hervor. Und brach wieder ab. Und begann von neuem.

„Sie wissen ja, wie ich Sie schätze — — Ich weiß auch gar nicht, wie ich es Ihnen sagen soll — —"

Er brach abermals ab. Es war deutlich, wie er litt. Und wie er ja so gänzlich außer sich sei ... Und: „Ach ..." und: „Gott ..." Der Kaiser hätte ihn hierhergeschickt. Und nichts wäre gerade ihm so schrecklich — —

Conrad lächelte. Er spürte, nachsichtig vor dem alten Herrn, die ganze Verlegenheit, die dem Erzherzog die heikle Botschaft gab.

„Sie bringen mir also die Enthebung?"

„Ach ja ..." brach der Erzherzog erleichtert aus.

„Das ist es ja! . . .“ Jetzt fand er rasch die Sprache. Ihm selbst hatte der Kaiser mit der Abschiedsbotschaft einen General geschickt. Er wollte den Freundschaftsdienst bei dem Freiherrn lieber selbst übernehmen.

„Sonst hätte er Ihnen noch einen Ordonnanzoffizier geschickt —“

Conrad dankte und beruhigte den Erzherzog. Was ihn selbst betreffe, so könne er Amt und Arbeit jeden Augenblick übergeben. Er hätte darauf geachtet, daß der von ihm geleitete Apparat blitzblank zu jeder Stunde sei und jeder Nachfolger auch das kleinste Rädchen in voller Ordnung finde. Er übergebe Reichsgrenzen und Heer unversehrt, tadellos und fleckenlos. Gleich gelte ihm sein persönliches Schicksal —

„Aber Exzellenz Conrad!“ Der Erzherzog beeilte sich. „Das will ja der Kaiser nicht. Der Kaiser will, daß Sie nach Tirol gehen.“

Der Marschall stand eine Weile tonlos. Der Überdruß stieg in ihm auf. Den ganzen hoffnungslosen Kampf mit dem jungen Menschen, dem vor drei Monaten der Tod des Kaisers Franz Joseph eine unheilvolle Macht gegeben, durchlebte er noch einmal. Flüchtig durchfuhr ihn eine Sehnsucht: „Wenn ich nur endlich Ruhe hätte!“ — Dann sah er sich in der ungeheizten Soldatenwohnung sitzen, vor Jahren, in der Wiener Reisnerstraße, drei Treppen hoch. Oberst Bardolf klopfte an die Tür: „Kaiserliche Hoheit lassen Exzellenz um alles in der Welt bitten, die Flinte nicht ins Korn zu werfen.“ Immer war es dasselbe: der Kampf mit der Unvernunft, der Kampf mit den Blinden, der Kampf mit dem Hochmut, der Kampf mit dem Klüngel.

Zerstreut antwortete er dem Erzherzog, der wartend zu ihm hinübersah.

„Wenn es sein muß . . . Meinetwegen. Ich gehe auch nach Tirol."

Eine gähnende Leere tat sich vor ihm auf. Ein Inhalt entglitt ihm und, wie er spürte, daß eine Last von ihm genommen war, drückte die Leere auf ihn als Bürde. Um ihn selbst ging es nicht. Er hatte genug getan in Leben und Krieg. Auch auf Meriten wollte er sich nicht berufen. Ihn drückte es nicht, ob man ein „österreichisches Schicksal" ihm vorbereiten wollte. Ihn drückte das Schicksal Österreichs. Die Schicksale der Monarchie und Deutschlands drückten ihn. Er kannte keinen Steuermann, der steuern konnte. An seiner Person mußte nichts liegen. Aber dieser junge Kaiser würde die Arbeit gründlich tun. Nicht ein Stein, nicht ein Arbeiter würde im alten Hauptquartier bleiben: alles wurde, wenn Conrad erst Baden verließ, aufgelöst und hinweggefegt. Die ganze Maschinerie, in der Rad auf Rad eingestellt war, wurde vermutlich bald auseinandergenommen. Er gab nichts auf die Macht als persönliches Glücksbedürfnis. Aber im vierten Kriegsjahr entsank ihm die Macht, deren er im Jahr gewollter und letzter Entscheidungen noch mehr bedurft hätte, als bisher. Und nicht einmal die Deutschen vermochten die Führung jetzt an sich zu reißen. Sie hatten sich, wie aller Welt, auch Kaiser Karl verhaßt gemacht. Der Kurs war nicht mehr Freiherr von Conrads Kurs. Der Kurs war antideutsch, war tschechisch, italienisch und klerikal. Der Kaiser suchte großen Umschwung. Der alte Marschall stand ihm im Wege.

Der alte Marschall hielt, was er versprochen hatte. Er tat und erzwang, was die Vernunft diktierte. Wer wußte, was nunmehr alles kam. Mit jähem, heißem Weh erkannte Conrad, daß es vielleicht doch nur ein Kartenhaus war, daran er bis jetzt gebaut hatte. Der neue Bauherr stieß alles um und wollte freien Grund. Er wollte besser bauen als der alte. Er wußte alles. Er konnte alles. Er durfte alles. Man lebte und starb in einem monarchischen Staat. Wehe, wenn der Zufall von Geburt und Purpur auf Königsthrone knabenhafte Schüler setzte, die keine Meister litten. Conrads Gedanken verloren sich. Der Erzherzog hatte sich befreit empfohlen. Der Marschall raffte sich zusammen ... Und ging ... Zum letzten Rapport des Generalstabschefs beim Kaiser.

Nichts verriet Ungewohntes an den Mienen Karls. Er saß an seinem Schreibtisch. Er las, er unterfertigte. Der Marschall gab Meldung um Meldung. In der täglichen Folge: Hier Abendbericht — hier Situation. Der Kaiser hörte, las, nickte und unterschrieb. Er sprach kein Wort. Er hielt nur den Blick gesenkt. Da begann, als den Meldungen nichts mehr hinzuzufügen war, endlich der Freiherr.

„Majestät haben mir heute den Erzherzog Friedrich geschickt —"

Jetzt fuhr der Kaiser schnell herum.

„Sie sind doch nicht gekränkt?"

„Gekränkt bin ich überhaupt nie, Majestät."

„Also, Sie gehen nach Tirol?"

Der Marschall schwieg. Nein: er ging nicht nach Tirol. Er hatte jetzt genug. Armeekommandanten gab

es viele. Dazu bedurfte man seiner nicht. Er war nicht gekränkt, indes mochte man ihn, wenn man seiner schon entraten sollte, ganz entbehren. Ein einmal ausgesprochenes, noch so verbrämtes Mißtrauensvotum sollte kein General, kein Staatsdiener benützen, um in ein anderes Amt zu schlüpfen. Und schließlich hatte er auf Ruhe, auf Erholung wirklich Anspruch. Es war doch das Einfachste: er ging ganz . . .

„Nein, Majestät. Ich gehe nicht nach Tirol."

„Aber warum denn nicht? Sie gehen ja so gern in die Berge —"

Der Kaiser unterbrach sich. Er hatte versucht, den Freiherrn anzusehen. In Conrad aber stieg der Groll empor. Verstehen konnte er, daß der neue Herr auch neue Räte suchte. Aber Bismarcks Abschied stand vor ihm. Der junge Karl hatte nicht einmal des jungen Wilhelms eine Spur. Die verdientesten Ratgeber durfte man wegschicken, den Dank vom Hause Österreich durfte man erneuern, wenn man sich stark und frei genug fühlte, wenn man neue Ratgeber wußte. Aber die Ahnung seiner Zeit, den Ernst seiner Würde mußte man besitzen, wenn man auf Kaiserthronen saß. Die Mittelmächte nahten der Krise. Die Tiroler Front aber war ein Ausflugsplatz für mißliebige Marschälle. Hart sah er den Kaiser an. Der Kaiser wandte den Kopf fort.

„Nein. Ich gehe nicht nach Tirol. Ich bitte, mich ganz zu entlassen."

Da er sich zum Gehen wandte, bat ihn der Kaiser noch, die Angelegenheit wenigstens zu überschlafen.

Aber der Marschall beharrte auf seinem Entschluß. Er erbat Audienz am nächsten Morgen. Niemand sollte ihm nachsagen, daß er an Stellen und Würden hänge. Es bleibe dabei: er bitte um ganzen Abschied.

Jetzt willigte der Kaiser ein. Zwingen konnte er Conrad nicht. Er hatte es nie gekonnt. Aber der Kaiser brauchte einen Abgang. Vielleicht spürte er auch undeutlich und fernher, wen er verabschiedete. Er nahm sein eigenes Theresien-Großkreuz.

„Diesmal wenigstens werden Sie mir das nicht ablehnen —“

Einmal hatte der Freiherr auf den höchsten Orden schon verzichtet. Er gab nichts auf Orden. Aber jetzt galt es, ein Ende zu machen. Irgendeine Form mußte der junge Mensch, da er einmal der Herrscher war, auch wahren. Conrad nahm den Orden und ging, jetzt fast schon wieder heiter geworden. Denn er sah persönliche Ausblicke. Er war — nach fünfundvierzig Arbeitsjahren — ein freier Mann.

Wenig gab es zu ordnen. Denn alles war in guter Ordnung. Seinem Flügeladjutanten schrieb er die Mitteilung des Abschieds. Er hatte es, von Conrad entdeckt, von Conrad erzogen, von Conrad gefördert, längst mit dem neuen Kurs gehalten. Der Freiherr ging — der Adjutant blieb in Baden: Conrad hatte für ihn kein Wort und keinen Blick. Dem erschütterten General Metzger drückte er die Hand. Und erschüttert drückte ihm noch einer die Hand: der deutsche General Cramon, der ahnen mochte, wer auch für Deutschland mit Conrad ging.

Auf dem Bahnhof erschien zum Abschied niemand. Denn Gestürzte grüßt bei Hofe keiner. Freiherr von Conrad fuhr davon in Ungnade. Der mächtigste Mann in der Monarchie war gefallen. In Baden sprach man längst von anderen Dingen. In Baden hatte selbst der Hauptmann-Platzkommandant keine entbehrliche Ordonnanz mehr für Conrad von Hötzendorfs Gepäck. Aber der Freiherr lachte schon wieder. Er fuhr nach Wien in die Freiheit.

Sie währte eine einzige Nacht. Am Morgen meldete sich der Generaladjutant des Kaisers an. Und kam auch gleich darauf selbst. Mit dringender Aufforderung Seiner Majestät. Und ohne die Gewährung durch Seine Exzellenz dürfe er überhaupt nach Baden nicht zurück: der Marschall müßte das Kommando in Tirol übernehmen. Darüber wären alle Ratgeber sich einig. Und man schätze —

„Wenn man mich unbedingt in Tirol braucht, so soll der Kaiser mir dies schreiben. Ich verlange, daß man mir den Zwang, das Kommando zu übernehmen, schwarz auf weiß bestätigt. Es soll mir niemand sagen, daß ich an Stellen klebe. Ich gehe nicht ohne den Brief."

Der Generaladjutant fuhr nach Baden zurück. Der Kaiser schrieb:

„Lieber Feldmarschall Freiherr von Conrad.

In Ihrer allgemeinen bekannten und hochgeschätzten Selbstlosigkeit wollten Sie, lieber Feldmarschall von Conrad, sich jetzt aus der Aktivität zurückziehen.

So sehr ich die Gründe, die Sie zu diesem Entschluß führten, würdige, so muß ich doch an Ihr patriotisches Empfinden appellieren und die Erwartung aussprechen, daß Sie — unter Berücksichtigung der wichtigen, militärischen und politischen Gründe, die für die Übernahme des Kommandos in Tirol gerade durch Ihre Person sprechen — dieses Kommando übernehmen.

Ich bin überzeugt, daß Ihre bewährte Kraft und der Klang Ihres in meiner Wehrmacht hoch geschätzten, bei unseren Feinden gefürchteten Namens auf dem Tiroler Kriegsschauplatz ein wesentliches Moment zur Erreichung weiterer Erfolge bilden wird.

Baden, am 1. März 1917. Karl."

Kein Einwand mehr war zu erheben. Was Conrad in drei Jahren geleistet, sah kein Mensch. Durch die Zeitungen ging sein Sturz kaum als ein Intermezzo. Von ihm sprach man in Baden nicht mehr. Von ihm sprach längst die Öffentlichkeit nicht mehr. Seine staatsmännische Voraussicht reichte an Bismarck. Der Feldherr reichte an Moltke. Vielleicht vereinigte er beide in einem Zeitsturz, dessen Maße jene nicht geahnt hatten. Aber man wußte nichts von ihm. Das Zwielicht wurde Dunkel, Absturz und Vergessenheit. Macht und Steuerung hatte der Kaiser ihm jetzt genommen. Um die Zukunft durfte er bangen. In die eigene Freiheit durfte er nicht. In Bozen war fortan sein Standort und Exil. Wortlos war Conrad einst ins Hauptquartier gefahren. Wortlos fuhr er jetzt nach Bozen.

Die Italiener



Der Krieg mit Italien war ein Sterben ohne Ende. An den heißen Ufern des Isonzo, an denen die Häuser von Oslavia, an denen längst Dorf neben Dorf gespensterhaft in der grellen Sonne, gespensterhaft im bleichen Mondlicht standen — Kulissen verlassener Totenstädte —, im heiteren Tal von Görz, darin die Söhne der Monarchie ihr Blut zwischen drängenden, weißen Rosen verströmten, auf den grauen Bergen des Karsts, die unter dem rastlosen Rollen der Hölle noch von splitterndem Stein klirrten: auf dieser ganzen Szenerie, deren Enge die Menschen hunderttausendfach begrub, wurde eine Dekade der Schlachten geschlagen. Schwermütiger Glanz war um jeden Ort, ob er Doberdo hieß oder Salcano, ob es Monte Michele, Monte Santo oder die mächtige Hermada war, die als Bollwerk die Straße nach Triest sperrte, ob um das zerschossene Bergkloster San Grado di Merna, ob um die Martyrstätte der Podgora und um Görz das Getöse des Isonzokampfes hallte und von Monfalcone über das Südmeer lief: sie alle wurden ein Epos von Sieg und hartem Tod, dessen Gesänge ohne Aufhören waren. Heer um Heer rannte gegen die Mauer an, die am Isonzo und auf dem Karst nicht anders stand wie in den Karpathen: einmal mußte auch die stärkste Mauer stürzen.

Die Italiener waren fast um ein Jahr später in den Kampf der Großmächte eingetreten. Sie hatten für

den Tag gebaut, gespart und gerüstet, da sie endlich, die Waffe in der Hand, die Verwirklichung aller „Aspirationen" von dem Verbündeten von gestern erzwingen wollten. Ihr technischer Apparat war neu. Die neuen Freunde der Allianz unterstützten sie, wo sie konnten. Das italienische Menschenreservoir war ergiebig, war nur gegen Teilkräfte der vielbeschäftigten Monarchie aufzubieten und unangetastet. Die italienische Artillerie war zahlreich, modernste Art, die neue Artillerie einer Großmacht. In Tirol mußte man nicht bloß mit Soldaten, dort mußte man auch mit den Hemmnissen, bisweilen mit den Schrecknissen der Hochalpen kämpfen. Das leuchtendste, wichtigste, erste Ziel war Triest. So nahe lagen die schimmernden Häuser auf den grünen Hügeln am blauen Meer, daß der kleine König Victor Emanuel sie sehnsüchtig grüßen, fast mit den Augen greifen konnte, wenn er auf den Aussichtsturm von Aquileja kletterte. In den Tiroler Alpen wollte der italienische Generalissimus Graf Cadorna sich nicht verbluten. Bekam die Isonzomauer nur erst einen kräftigen Riß, so fiel Triest. Dann war der halbe Krieg gewonnen. Graf Cadorna schreckte auch vor Dekaden von Isonzoschlachten nicht zurück.

Zögernd setzten die ersten Schlachten ein. Aber Cadorna rüstete sie immer gründlicher, immer sorgfältiger und mächtiger. Er gab den Angriffsbefehl nicht früher, ehe der letzte Trainwagen dort stand, wo er ihn haben wollte. Nach und nach hatten die Schlachten jeden Punkt der Front angerannt. Allgemach entbrannten sie entlang der ganzen, engen Front. Cadorna setzte es sich in den Kopf, hier durchzukommen. Er

verbesserte jeden Angriff. Freiherr von Conrad sagte damals von ihm: „Cadorna ist ein zäher, nüchterner Mensch. Durchaus ein Methodist. Was er sich in den Kopf gesetzt hat, will er um jeden Preis durchsetzen. Er ist ein Organisator ersten Ranges, seine Verdienste um Italien sind groß. Aber er ist überaus halsstarrig. Er hat gar keinen Schwung. Und hätte weiß Gott, was erreichen können. Das gewollte Bessere ist bei ihm immer ein Feind des Guten." Einen einzigen Erfolg zählte er, nachdem er schon über Jahresfrist am Isonzo angegriffen hatte. Die Stadt Görz fiel in die Hand seines Armeekommandanten Capello. Aber auch dieser Erfolg war zweifelhaft und, was den Glanz der italienischen Waffen betraf, anrüchig. Von der Podgora, deren Besitz den Besitz von Görz ausmachte, waren drei Fähnriche zu den Italienern übergelaufen. Es waren drei Istrianer, die eine genaue Aufstellung der einzelnen Batterien und Kavernen, überdies genaue Pläne mitgenommen hatten. Die Pläne gaben jede Besonderheit des Frontstücks haarklein an. Später nahm man italienischen Gefangenen den Angriffsbefehl ab, der gleich zu Beginn darauf hinwies, daß es gelungen sei, von drei Überläufern alle wünschenswerten Angaben zu erhalten, auf denen die Angriffsdisposition sich aufbaue. So war Cadorna in der sechsten Isonzoschlacht in die Trümmerstätte von Görz eingedrungen. Schon der Besitz verwirrte ihn. Schon am Ostrand der Stadt geboten die Truppen des Generalobersten Boroevic einem Vormarsch halt, den Verrat gestattet hatte. Hätten die Italiener damals versucht, auch noch auf Monte Gabriele sich festzusetzen, so wäre Schlimmeres vermutlich entstanden. Aber

Cadorna war nicht vorbereitet. Ohne Vorbereitung unternahm er nichts. So wurde der Widerstand seines Gegners von Stunde zu Stunde wieder stärker. Die Folgen des Verrats waren gering. Freiherr von Conrad kam selbst an die Südwestfront hinunter, übersah die Lage an Ort und Stelle. Auch mit der sechsten Isonzoschlacht war Cadorna nicht vorwärtsgekommen. Er versuchte eine siebente und achte und neunte Isonzoschlacht.

Indes hatte sich für ihn die Situation in Südtirol geändert. Dort war nicht bloß vom Frühjahrsangriff 1916 her ein breiter Streif italienischen Berglands in der Hand der österreichisch-ungarischen Truppen. Und Freiherr von Conrad hatte sie, als Brussilow in Wolhynien vorgebrochen war, nicht bloß so zurückgenommen, daß ihre Verteidigungsstellung auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden zugleich eine Ausfallsstellung, eine dauernde Bedrohung der italienischen Ebene war. Dort stand jetzt auch ein neuer Befehlshaber: Conrad von Hötzendorf selbst. Nicht nur Cadorna war fasziniert von diesem Namen. Ganz Italien war es. Nicht nur Cadorna erwartete den schweren Schlag, den der Marschall ohne Zweifel führen wollte. Ganz Italien erwartete ihn, keine Zeitung gab es, die nicht bald den Stoß auf Vicenza, bald den über Brescia in dicken, strategisch angewehten Kartenstrichen auszeichnete. Vorsichtig war Cadorna. Kaum befahl Conrad von Hötzendorf in Bozen, versammelten sich vor seiner Front die erste, vierte und sechste italienische Armee. Er selbst war Herr einer einzigen Armee, eines einzigen Korps und zweier Regimenter etwa, die im ewigen Schnee über weite Strecken verstreut, im Gletschergebiet Westtirols auf Wache lagen.

Kaiser Karl und der Generaloberst Arz von Strausenburg, der neue Chef des Generalstabes, ein jovialer, nicht unbegabter und dabei schmiegsamer Mann, waren wohl gesonnen, die bewegte Isonzofront, an der es immer hart und heiß herging, durch die Wirkung von Conrads Anwesenheit in Tirol auch zwischen den Schlachten zu entlasten. Nicht gesonnen waren sie indes, den Marschall, der in Ungnade stand, durch Truppen zu verwöhnen. Oder ihm gar den Angriff zu gestatten, den alle Welt von Conrad von Hötzendorf jetzt erwartete. Denn wozu stand Conrad, der Rüster gegen Italien, der genaueste Kenner Tirols, im Hochland?

In Wahrheit aber lagen die Dinge so: Cadorna versammelte vor Conrad Armeen — gegen sie hatte Conrad, der überall nur über wenig Truppen verfügte, vor allem mit der Wirkung seines Namens zu schießen. Unwürdiger konnte das Spiel nicht sein, das mit dem Feldherrn das Badener Hauptquartier trieb. Aber Cadorna war alles, nur nicht beschränkt. Nur die neuen Feldherrn in Baden mochten denken, dies Spiel und Manöver ginge in Ewigkeit hin; Cadorna dachte es nicht. Cadorna merkte endlich die Kulisse. Und da er hinter der Kulisse spärliche Figuranten sah, da er selbst eine große Streitmacht versammelt hatte, da er einen Erfolg brauchte und ihm die Gelegenheit, italienisches Gebiet vom Feinde zu säubern und die ewige Bedrohung eines Ausfalls von den Bergen in die Ebene zu beseitigen, jetzt gegeben schien, so griff er an. Er wußte, daß Conrads Truppenmacht gering war. Er wußte, daß man in Wahrheit mit dem Klang eines Namens allein nicht schießen kann. Seine Vorbereitungen begannen mit

Maianfang. Conrad unterstand gleich dem Generalobersten Boroevic dem Südwestfrontkommando des Erzherzogs Eugen. Conrad meldete die Vorbereitungen fünfmal dem Erzherzog. Sie wurden dem Hauptquartier zuerst nicht weitergegeben, dann wurden sie nicht geglaubt. Der Marschall übertrieb, den Marschall verwirrte das Neue eines Frontkommandos. Cadorna begann den Angriff seiner ganzen sechsten Armee mit Trommelfeuer. 44 000 Mann des Freiherrn von Conrad wurden von 153 000 Mann Cadornas angegriffen. In der ersten Angriffswelle rannten 78 000 Mann gegen 27 000. Der Generaloberst von Arz pflegte mit Kaiser Karl viel auf Reisen zu gehen. Es stellte sich später heraus, daß er von dieser bedenklichen Angelegenheit überhaupt noch nichts wußte. Indes durchbrach Cadorna am Nordteil der Sieben Gemeinden die ersten Linien. In Trient verlor Conrads Unterkommandant den Kopf. Er meldete bedrohliche Dinge. Indes wurde der Riß noch geflickt. Da Conrad keine Hilfsmittel an Truppen hatte, riß er noch einmal, was er davon besaß, an geistiger Verwegenheit zusammen. Er befahl, die Artillerie in die erste Linie vorzuziehen. Jetzt setzte er alles auf eine Karte. Brachen die Italiener ein, war Stellung und Artillerie verloren. Wie weit sie dann in Tirol vorwärtskamen, ließ sich nicht absehen. Aber das Verzweiflungsmanöver glückte. Die Italiener kamen nicht vorwärts. Eine einzige Kuppe hatten sie genommen: die Ortigara. Als das Schwerste vorüber war, kamen endlich 9 000 Mann vom Isonzo herüber. Conrad ließ den Gegenangriff auf die Ortigara ansetzen. Er nahm sie zurück. Der italienische Angriff stand mit

schwersten Verlusten. Nicht ein Stück Bodens war eingebüßt. Cadorna merkte, daß auch der truppenarme Conrad nicht wehrlos war.

Im Hauptquartier merkte man nichts. Es war ein Zwischenspiel.

Im Hauptquartier hegte und baute man große Pläne. Die russische Revolution hatte den Zaren weggefegt. Das Reich bebte, wankte und zerbrach, wie die Armee zerbrochen war. Im deutschen Hauptquartier und im Stabe Kaiser Karls schien gerade darum der Augenblick zu neuen großen Taten gekommen. Bei der russischen Gruppe des österreichisch-ungarischen Armeeoberkommandos lag unter anderen Entwürfen auch Conrads Ausarbeitung eines Stoßes auf Trembowla — das alte Projekt, das der Freiherr schon 1915 in der Ausstrahlung und Ausweitung der Gorlicer Schlacht hatte durchführen wollen, das er noch mit Falkenhayn, später mit Hindenburg und Ludendorff durchgesprochen hatte. Conrads Ziel war, mit einem breiten Schlag von Zloszow bis Trembowla über Tarnopol vorzubrechen und bis an den Zbrucz, also an die alte Grenze der Monarchie zu gehen, deren Gebiet damit restlos gereinigt war. Der Vorbruch wäre nicht nur die Fortsetzung, sondern auch in der Art die Wiederholung des Durchbruchs von Tarnow und Gorlice gewesen. Die Russen hatten nördlich des Dnjestr zwei Bahnen. Durch den geplanten und geglückten Stoß wären die Verbindungen durchschnitten. Aber der Maioffensive 1915 mußte schließlich Einhalt getan werden. Freiherr von Conrad hatte die schwere Artillerie schon auf Rowno dirigiert. Doch bei den Truppen

der vierten Armee klappte etwas nicht. Die Armee Mackensen stand ganz still. Es war der psychologische Moment gekommen, da man alle Truppen rasten lassen mußte. Sonst wiederholte sich Potioreks Trauerspiel. Es unterblieb also auch der Stoß auf Tarnopol. Später kamen beide Hauptquartiere wiederholt auf den Plan zurück. Namentlich Oberst Hoffmann interessierte sich für ihn sehr lebhaft. Oberst Hoffmann wollte den Durchbruch nördlicher versuchen. Aber Conrad hielt an seinem Angriffsraum fest. Die Zeit der schweren Kämpfe um Arras und Reims, die Zeit der schweren Isonzoschlachten verschob die Durchführung immer wieder. Aber jetzt sollte der Stoß ernstlich versucht werden.

Er wurde dort angesetzt, wo er von Conrad beabsichtigt war. Er schlug durch, mußte durchschlagen. Die Reichsgrenze am Zbrucz war sehr schnell erreicht. Die Ausstrahlung war nicht anders, wie nach der Dunajecschlacht. Auch das besetzte Tschernowitz war sehr schnell wieder frei. Aber in Bozen schüttelte Freiherr von Conrad dennoch den Kopf. Rußland war am Ende, vollständig und hoffnungslos am Ende. Der Durchbruch von Zborow im Anschluß an den letzten russischen Angriffsversuch bei Kalusz gelang restlos; aber es war fast schon kein Kampf mehr. Die Russen hatten sich nach dem Kaluszer Aufflackern da und dort noch ein wenig gewehrt. In der Hauptsache aber rannten sie davon. Sie warfen die Gewehre fort, noch ehe ein Angriff kam. Divisionen waren fahnenflüchtig. Die russischen Heeresberichte gestanden es offen zu. Die Siege waren leicht. Kein Grund war, sich zu berauschen. Mehr Grund war, die Kriegslage zu studieren. Es hatte

wenig Sinn, auf östliche Abenteuer auszugehen. Es hatte wenig Sinn, aus einer einfachen Reinigungsaktion, die die letzten besetzten Winkel des eigenen Gebietes blankputzte, die insoweit auch berechtigt war, großangelegte Offensiven gegen einen Feind zu führen, der selten da war und, wenn er da war, noch seltener sich stellte. Wenn je der Augenblick gekommen war, den Krieg im Osten abzubrechen, den Krieg im Südwesten aber aufzunehmen, so war es jetzt. Aber ganze Heere marschierten nach Ost. Ganze Heerlager waren im Innern der Monarchie. Man wußte nicht recht, würden sie nach Osten, würden sie nach Südwesten gehen. Der Ostrausch benebelte alle. Selbst Hindenburg und Ludendorff bereiteten sich, kaum daß sie nach einem vielgefeierten, allerdings in der Hauptsache von den Verbündeten gefeierten Rückzug einen Angriff der Alliierten abgewehrt hatten, auf phantastische Ostmärsche vor, die keinen Widerstand fanden. Wer im Triumvirat von einst der Drängende und Zwingende war, wußte man nicht. Oberst Hoffmann saß im Oberkommando Ost, indes nicht im Hauptquartier. Wenn Ludendorff die Heere in landhungriger Richtung immer weiter lenkte, so mußte der Generalfeldmarschall von Hindenburg einen Riegel vorschieben. Er war das Haupt des deutschen Heeres, er war der oberste Chef, er hatte die letzte Verantwortung. Aber auch Hindenburg billigte, da er sie gestattete, die Abenteuer im Osten.

In Bozen schüttelte der Freiherr von Conrad immer häufiger den Kopf. Es nutzte nicht viel, daß er dem jungen Kaiser, der häufig nach Bozen kam, auch jetzt seine Meinungen nie verhehlte. Conrad wußte

jetzt, warum er hatte gehen müssen. Mit Conrad von Hötzendorf an der Spitze des Stabes gab es keine Amnestie für tschechische Wühler und Staatsfeinde. Märtyrer durfte man nicht schaffen, begnadigen konnte man, wenn der Krieg vorbei war, aber dem Staatsverrat in völliger Verkennung aller Umstände noch Tür und Tor öffnen, war selbst ein Staatsverbrechen. Mit Conrad von Hötzendorf an der Spitze gab es keine einzige der zahllosen Verordnungen, die jetzt täglich über Disziplinarstrafen und Hebung religiöser Gefühle bei den Truppen, über tausend andere Dinge in den Kommandostellen niederregneten. Die Milde der Kaiserin Zita litt es nicht, daß italienische Städte im Frontbereich beschossen wurden. Die Milde des Kaisers Karl litt daraufhin nur, daß österreichische Städte von den Italienern beschossen wurden. Niemand im Hauptquartier, das immerzu in den Hofzügen durch die Welt sauste, wagte offenbar Einspruch. Das alte Armeeoberkommando war richtig auseinandergesprengt. Das alte Armeeoberkommando war ein großer Apparat gewesen. Übergriffe konnten vorkommen. Manches war vielleicht hinter Conrads Rücken geschehen. Aber Conrad hatte Übergriffe, wo immer er ihnen auf die Spur kam, unbarmherzig im Keim erstickt. Alle Abteilungen, alle Abteilungsleiter arbeiteten miteinander schon seit Jahren. Sie waren aufeinander eingespielt, sie wußten überall Bescheid. Sie waren von Conrad nach Fähigkeit und Spezialwissen zusammengestellt. Ihre Technik allein war groß. Jetzt war jede Stelle neu besetzt. An dem Arbeitspult in der Operationskanzlei saß statt des hervorragend tüchtigen Generals Metzger

der ehrgeizige Baron Waldstätten. Stets war das Armeeoberkommando in Verwirrung. Nie kam klarer Bescheid, wenn Bescheid überhaupt kam. Täglich gab es neue Überraschungen. Stündlich zitterte man vor Überraschungen. Keiner wußte, was der andere anordnete. Alle Anordnungen stieß der Kaiser um. Selbst Freiherr von Waldstätten, des Kaisers Günstling, gestand es ein: „Ich arbeite nur unter schwerstem Druck.“ Kein Minister wußte, was der Kaiser plante. Den Amnestieerlaß las selbst Graf Czernin verwundert erst in der Zeitung. In diese neue Welt hatte der Feldmarschall Conrad nicht gepaßt. Er hätte sich nie gefügt. Noch an dem Tage, da Conrad Baden verließ, erging der kaiserliche Befehl, alle Anordnungen des Marschalls zurückzuziehen.

Jetzt in Tirol verhehlte Conrad seine Meinung dem Kaiser so wenig wie vordem. Er verurteilte die Amnestie in herbster Form. Je länger der Krieg dauerte, um so weniger verdiente sie die Haltung der Tschechen. Conrad wies auf die Notwendigkeit der Kriegsbeendigung hin. Aber nicht nur der Marschall hatte sich nicht geändert. Auch der Kaiser war nicht anders geworden. Wenn der Kaiser von der Wiederverwendung Joseph Ferdinands abermals sprach, lehnte der Freiherr sich abermals auf, als wäre er noch Chef . . . Wenn der Kaiser wenigstens den Vetter Peter Ferdinand unterbringen wollte, weil der Kaiser an ihm kein so schweres Verschulden sehen wollte, antwortete der Marschall trocken: „Ja, umgeworfen hat er doch.“ Kaiser Karl fand nur noch mehr, daß der Freiherr von Conrad unsympathisch war. Er hörte nicht auf ihn. Er vermochte

nicht, ihm ins Auge zu blicken. Aber er hörte nicht auf ihn. Er wirtschaftete fort im Innern des erzitternden Reiches. Er schickte mit Arz, mit Hindenburg und Ludendorff die Heere nach dem Osten.

Halsstarrig war Cadorna. Was neunmal nicht gelungen war, versuchte er ruhig zum zehntenmal. Dem Generalobersten von Boroevic hatte Freiherr von Conrad noch von Baden aus geschrieben, daß er ein neues Anrennen des italienischen Feldherrn, der sich vor der Hermada um die gerade Straße nach Triest so aussichtslos und oft bemüht hatte, diesmal nicht nur im Kampfabschnitt unmittelbar am Meer erwarte. Was in der Geraden nicht glückte, gelang vielleicht auf Umwegen. Nach Triest kam man schließlich auch, wenn man oben in die Karstberge eindrang und die Bergfestung der Hermada vorläufig rechts liegen ließ, sie vorläufig umging. So viel Abwechslung auf einem Kampfgebiet konnte sich sogar der einförmige, schwunglose Methodist Cadorna leisten. Oder er konnte beides versuchen: einen neuen Sturm auf die Bergfestung am Meer und am Nordteil der Front das Vordringen über die Berge, etwa im Gebiet der Karstkuppe des Kuk. Boroevic teilte Conrads Auffassung nicht. Boroevic hatte neun Schlachten am Isonzo geschlagen. Die Italiener waren noch immer nicht in Triest. Sie waren überhaupt noch nirgends. Besser als Conrad mußte diese Dinge Boroevic schon verstehen. Er vertrat die Auffassung, daß der neue Sturm sich abermals am Meer voll entladen werde. Und was immer kam, kam auch diesmal: die Italiener stießen im Gebirge vor. Die Italiener behielten den

Kuk. Schlimm war es nicht. Nur bezeichnend war es. Aber jetzt kannte Cadorna kein Rasten. Menschen hatte er genug. Artillerie hatte er überreichlich. Unmittelbar nach der zehnten Schlacht begann er die elfte. Er trommelte und trommelte. Die Monatsleistungen von einem halben Dutzend Munitionsfabriken verschoß er in einer halben Stunde. Jetzt griff er erst recht im Gebirge an. Boroevic geriet zum erstenmal in einige Verwirrung. Jetzt hatte er erst recht den Angriff am Meer erwartet. Bevor er die Reserven erneut im Norden hatte, erklommen die Italiener die Hochfläche von Bainsizza. Noch saßen sie am Rand. Aber gleichwohl auf der Hochfläche. Cadorna brach die Schlacht ab. So viel traute er den eigenen Truppen nicht zu, um sogleich eine weitere Entscheidung mit den Erschöpften zu erzwingen. Noch konnte sich Boroevic Sieger nennen. Aber die zwölfte Schlacht, der zu erwartende neue Ansturm Cadornas mit frischen, ausgeruhten Truppen, konnte eine Krisis bringen. Triest war in Gefahr.

Triest war in Gefahr: irgend etwas mußte geschehen. Nicht nur im Badener Hauptquartier, auch im deutschen Hauptquartier wurde, wenn auch nicht der ganze Ernst der Stunde, so doch die Notwendigkeit einer gründlichen Vorsorge ergriffen. Triest sollte ein für allemal geschützt, sollte überhaupt der Front möglichst entrückt werden. Die zehnte und noch mehr die elfte Isonzoschlacht hatte erwiesen, daß immerhin kleine Erfolge von Cadorna erreicht werden konnten. Niemand verbürgte mit unbedingter Sicherheit den Ausschluß eines Zwischenfalles in Schlachten, in denen alle Vernichtungsmittel, alle Schreckmittel modernster Mord-

technik auf Leiber aus Fleisch und Blut eindrangen. Cadorna konnte noch ein Dutzend Isonzoschlachten liefern. Kam er nur immer ein Stückchen vorwärts, so war er bald in Triest. Die Stadt lag achtzehn Kilometer von der Front entfernt. Auch brachte jede siegreiche Isonzoschlacht Verluste, die auf die Dauer nicht ertragen werden konnten. Auf dem Karst war die Kampfart so, daß die Italiener jedesmal in die Linie des Gegners erst einzudringen vermochten, wenn kein Gegner in den Steingräben mehr lebte. Dann setzten sich die Italiener fest. Dann kam der Gegenstoß. Unerhörte Tapferkeit wurde mit unerhörtem Blut besiegelt. Isonzoschlachten gab es, darin 70 000 Verteidiger als Opfer blieben. So konnte es nicht weitergehen. Die Monarchie verblutete im hellsten Glanz. So viel sah man in Baden. So viel sah man auch im deutschen Hauptquartier. Irgend etwas mußte geschehen.

Im Dezember des Jahres 1916 hatte Freiherr von Conrad dem jungen Kaiser einen Angriff auf Italien vorgeschlagen. Schon damals schien ihm Italien wichtiger, als das ermattete, ungefährlich gewordene Rußland. Und Freiherr von Conrad hatte sich dabei nicht auf allgemeine Vorschläge beschränkt. Er hatte den nach seinen Weisungen ausgearbeiteten Plan einer in bestimmter Richtung gedachten Offensive vorgelegt. Freiherr von Conrad hatte einen Angriff aus dem Raume zwischen Flitsch und Tolmein, mit dem Hauptstoß von Tolmein der Arbeit zugrunde gelegt. Nicht bloß in großen Linien. Alle Einzelheiten, der Anmarsch der Truppen, ihre Zahl, die Bestimmung der

Artillerie, der Bau nötiger Hilfsbahnen: alles war berechnet und mit Feldmarschalleutnant Metzger, sowie mit Oberst Schneller, seinem Referenten für italienische Angelegenheiten, Zug um Zug durchgesprochen. Kaiser Karl hatte den Plan angehört und ihm zugestimmt. Freiherr von Conrad sandte daraufhin im Januar 1917 Oberst Schneller, den Vertrauten des von ihm völlig beherrschten Projekts, zu dem er selbst manche wichtige Details beigesteuert hatte, zu Hindenburg und Ludendorff, mit denen Conrad von seinem Plan im großen schon gesprochen hatte. Denn von Conrad war abermals eine große, gemeinsame Handlung der deutsch-österreichisch-ungarischen Truppen ins Auge gefaßt. Die Beratungen hatten noch zwischen Teschen und Pleß gespielt. Der Angriff war für das Frühjahr 1917 gedacht; Hindenburg und Ludendorff waren einverstanden mit Plan und Zeit. Da lebten im Frühjahr die Angriffe von Engländern und Franzosen im Westen gewaltig auf. So schön der Plan war, zumal an den großen Tolmeiner Stoß ein Vordringen der Truppen aus Südtirol sich anschließen sollte: er mußte vertagt werden.

Freiherr von Conrad war nicht mehr Chef des Generalstabs. Die Sorge um Triest, das nicht hinter seiner Front lag, war eigentlich mehr die Sorge der Generalobersten Boroevic und Arz. Aber der Freiherr verzehrte sich dennoch. Endlich schrieb er nach Baden. Er verwies auf seine Arbeiten über eine Offensive von Tolmein. Nicht nur um den Hafen der Monarchie bangte er. Die Entscheidung dieses Krieges ließ ihn nicht ruhen. Es ging nicht mehr lediglich um Triest; was keiner sah,

übersah der Freiherr: es ging um die Krise, die vor der Tür stand. Amerika hatte den Krieg erklärt. Vom Frühjahr 1917 bis zum Frühjahr 1918 lief die Gnadenfrist. Jetzt war, wenn man Italien so niederwarf, daß es ausschalten mußte, der Krieg in weiter Runde zu gewinnen. Standen aber die amerikanischen Heere im Westen, so wurde der Ausblick kritisch und verhangen. Um jeden Preis mußte der Angriff auf Italien, der Angriff von Tolmein jetzt unternommen werden. Der Marschall schrieb nach Baden. Er schrieb an Ludendorff. Der deutsche General verstand die Notwendigkeit eines Schutzes von Triest. Der Kaiser hatte, als er sich wieder einmal in Tirol aufhielt, dem Freiherrn von Conrad, der der Schöpfer und Ausarbeiter des Angriffsgedankens war, das Kommende mit den Worten angekündigt: „Ja, also, die italienische Offensive wird jetzt doch gemacht." Was er dann noch mehr an Mitteilungen machte, konnte den Freiherrn wenig beruhigen. Der Kaiser rechnete mit einem Vortragen des Angriffes bis in die Höhe von Cividale. Höchstens sollte man an den Tagliamento gehen. Und aus Tirol sei ein Angriff gar nicht in Betracht gezogen — —

Ludendorff hatte den Brief des Freiherrn erwidert. Er gestand, daß er sich für die Offensive doch nur „mit halbem Herzen" entschließen könne, da sie aber nun einmal nötig sei, sollte sie unternommen werden. Er sah die Schutznotwendigkeit für Triest. Die Krise im Krieg sah auch Ludendorff nicht. Sein Blick blieb gebannt nach Osten. Die Offensive von Tolmein und Flitsch zum Schutze von Triest wurde angesetzt.

Deutsche Truppen kamen. Was an österreichisch-ungarischen Truppen herangezogen werden konnte, wurde versammelt. Freiherr von Conrad, nie überreich an Kämpfern in Tirol, so arm sogar, daß er im Sommer hart dem Unheil durch geistigen Einsatz entronnen war, mußte dennoch gleichfalls von seinen Tiroler Kräften abgeben. Sie fuhren an den Isonzo: Truppen und Geschütze, Arbeitskräfte und Material. In Tirol blieb nur, was unumgänglich nötig war, um gerade noch die Front der Berge zu halten, wenn Cadorna auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden oder anderwärts demonstrieren sollte. Der Angriff von Tolmein bedurfte reicher Kräfte. Er sollte durchschlagen. Er begann. Die 24. Schützendivision der österreichisch-ungarischen Armee Krauß riß das erste Loch auf. Alles spielte sich mit blitzhafter Schnelle ab. Der Angriff zerschmetterte die italienische Front.

Jetzt war die große Stunde der Entscheidung angerufen. Freiherr von Conrad dachte an den zweiten Hammerschlag, den er von Tirol nach dem Tolmeiner Stoß hatte führen wollen. Die italienischen Heere waren vernichtend geschlagen. Sie ließen Artillerie und Train stehen. Die Gefangenen zählten in Tagen die Riesenziffern, die nach Tarnow und Gorlice in Wochen erreicht wurden. Die ganze italienische Isonzofront wankte und krachte. Die Kärntner Front bröckelte ab. Alles war in voller Auflösung. Wenn Freiherr von Conrad jetzt aus den Bergen stieß, wenn er die Italiener am oberen Piave noch einmal schlug, so war dies das Ende Italiens. Es gab dann keine Rettung, es gab dann keine Wiedererholung. Es war dann unwiderruflich zu Ende und

vorbei . . . Aber Freiherr von Conrad hatte keine Truppen. Freiherrn von Conrad hatte man, ganz abgesehen von der abgezogenen Artillerie und allen anderen Kriegsmitteln, genau ein Drittel seiner Kräfte fortgenommen. Er stand jetzt überall den Italienern im besten Falle 1 : 2 gegenüber. Alle Welt in der Monarchie, alle Welt in Deutschland erwartete jetzt den Todesstoß, den, wie man stets erwartet hatte, Conrad von Hötzendorf dem Königreich geben sollte. Aber Conrad durfte keinen Angriff wagen. Was alle Welt erwartete, besorgte auch Cadornas Erbe, der General Diaz. Soweit er konnte, verstärkte er noch die Bergfront. Conrad mußte dankbar sein, wenn man ihn, von dem man ein Schauspiel erwartete, nicht angriff. Aber er gab den Kampf nicht auf. Den Blinden wollte er wider ihren Willen die Augen öffnen. Er bat um Truppen. Vergeblich. Er bat, er flehte um Truppen. Ein zweites, drittes Mal. Umsonst. Der Kaiser fuhr vorbei. Im Salonwagen spricht der Marschall eine Stunde lang auf ihn ein. Drüben an der Piave ist die Front verkürzt. Hinter dem Fluß, zwischen Piave und Tagliamento stauen sich die Divisionen. Man kann sie dort gar nicht verwenden. Man weiß nicht, was man mit ihnen, die man gar nicht einsetzen kann, eigentlich beginnen soll. Sie stolpern buchstäblich übereinander. Man soll sie herausziehen. Ein Teil kann mit der Bahn herumgeworfen werden. Ein Teil kann in Fußmärschen durch das Cadore herüberkommen. Schon hinter dem Tagliamento war alles auf dem Vormarsch in heilloser Verwirrung. Kein Kopf, keine Faust lenkte. An der Piave ging es so nicht weiter. Der Flußübergang fordere neue, große Vorbereitungen. Aus

Tirol werde der zweite Stoß ein Todesstoß sein. Um alles in der Welt geschehen müßte das Werk, bevor die englische Hilfe käme, bevor die französische Hilfe da wäre. Beide seien kaum noch im Anrollen. Die Heere aller Alliierten seien jetzt durch den dreijährigen Krieg erschöpft. Hier sei das Schicksal des Krieges . . . Hier die einzige, wirkliche und zugleich letzte Krise.

Im Salonwagen hörte Kaiser Karl dem Marschall eine Stunde lang zu. Stets das gleiche, freundliche, unpersönliche Lächeln auf den Lippen. Er wollte mit dem Generalobersten von Arz sprechen. Bescheid erhielt der Marschall nie. Und an Truppen kamen — um die Jahreswende — als Ersatz der entzogenen Kräfte — — zwei abgekämpfte Divisionen.

Freiherrn von Conrad trieb die Unruhe. Völlig tatenlos zu bleiben, vermochte er nicht. Von den Verteidigungstruppen nahm er alles aus eigenem Antrieb, was er zusammenraffen konnte, und ballte die kleinste Stoßtruppe, die je einen Angriff versucht hat. In den Dolomiten ließ er im ganzen zwei Brigaden den Italienern auf den Fersen folgen. Sie hatten, wenn auch die Dolomitenfront der Italiener abbröckelte, was der Freiherr voraussah, ins Cadore südwärts nachzustoßen. Conrad selbst marschierte mit seiner dünnen Kolonne in die Sieben Gemeinden. Er griff die ungeheuerlich ausgebaute Stellung des Monte Meletta an. Unter der Technik eines doppelt geführten glänzenden Angriffs fiel Anfang Dezember der Monte Meletta. Noch vor der Jahreswende fiel Col del Rosso, fiel die Val Bella . . . Dann traf aus Baden knapper Befehl ein: überhaupt

wäre jeder Kampf abzubrechen. Dauerstellungen wären zu beziehen. Der Angriff auf Italien hatte aufzuhören.

Und hier war auch die einzige Krisis im dreijährigen Ringen des Freiherrn von Conrad. Die Schwere der galizischen Kämpfe hatte nichts bedeutet. Das Erlebnis von Luck war nichts gewesen, gemessen an solchem Erlebnis. Wer von seinen Vertrautesten ihn um jene Jahreswende aufsuchte, traf ihn in tiefster Verstimmung. Daß niemand sich erinnerte, daß er der Schöpfer des Grundplans von Tolmein und Flitsch war, wie er den Grundplan von Tarnow und Gorlice geschaffen, wie das meiste andere noch: dies war ihm gleich. Daß jeder Gassenstratege ihn, der nicht einmal aus Tirol, aus seinem eigensten Gebiet herauszukommen vermochte, den ewigen Enttäuscher und den ewig glücklosen General nannte: auch dies ließ ihn kalt. Aber die Verhinderung des Tiroler Angriffs, der Befehl, den eigenen Angriff abzubrechen, der Befehl Italien zu retten, mußte ihn treffen als schwerste Versäumnis. Die Krisis war um und abgelaufen. Jetzt kamen die Engländer, jetzt kamen die Franzosen, jetzt kamen die Amerikaner. Düster ist die Stimmung in Freiherrn von Conrads Briefen aus jener Zeit:

„Es ist nicht heiter, alles, was man im Leben aufzubauen vermeinte, in Nichts zusammensinken zu sehen —“

Wer jetzt noch an hellen Sieg und Triumphzug glaubte, wer jetzt noch auf vollen Niederbruch der Alliierten hoffte, war ein Schwärmer oder ein Narr. Das

letzte Glockenschlagen, den Ruf der letzten Stunde, hatte Kaiser Karl nicht gehört, hatte Hindenburg nicht gehört, hatte Ludendorff nicht gehört. Die deutschen Truppen in den italienischen Bergen versuchten bald hier, bald da allerlei Vorstöße. Aber die Vormarschlust blieb auf die Unterführer beschränkt. Es zeigte sich schnell, daß größerer Aufwand nicht mehr beabsichtigt war. Kaiser Karl wollte die Fortführung der Offensive nicht. Der Ansporn aus Baden fehlte. Ludendorff nahm von einem überraschenden Siegeszuge, den er selbst mit „halbem Herzen“ begonnen hatte, die deutschen Truppen nach dem Westen zurück, um kommende Dinge vorzubereiten. Er sah als eine rein österreichisch-ungarische Angelegenheit, was in Wahrheit eine Schicksalsfrage der Mittelmächte darstellte. Sie zu lösen, war jetzt versäumt. Mit allen Träumen war es vorbei. Jetzt gab es nur eins: das arme nackte Leben zu retten.



Das Ende



Der Friede von Brest-Litowsk wurde geschlossen. Der Frieden von Brest-Litowsk war ein Diktat. Der deutsche Staatssekretär von Kühlmann und mit ihm der geschmeidige, rhetorisch gewandte Graf Czernin waren mit Absichten reiner Vernunft in der zerschossenen Russenfestung eingetroffen. Indes die Absichten wandten sich, als der hochgewachsene General Hoffmann, dem die Geste mehr schadete als der militärische, ideenreiche Kopf verdiente, mit der Faust auf den Tisch schlug. Die Geste mochte befohlen sein. Die Schwenkung staatsmännischer Absichten erzwang der allmächtig gewordene General Ludendorff, gegen den der einzige, der ihm noch zu befehlen hatte, der Generalfeldmarschall von Hindenburg nicht aufstand oder nicht aufkam. Die Art des Friedensschlusses, die Zeit der Friedensverhandlungen regelten die Depeschen des deutschen Hauptquartiers. Der Vormarsch drohte weiterzugehen. Den Staatsmännern blieb, wenn sie ihren Willen durchsetzen wollten, nur ein Mittel: die deutsche Front aufzulösen, die von der Ostsee bis ans Schwarze Meer hinunterreichte. Dies eine Machtmittel besaß weder Herr von Kühlmann noch Czernin. Rücktritt konnte nichts ändern. Die Zeit drängte. Der Frieden von Brest-Litowsk blieb ein Diktat.

Um Rußlands Randstaaten wurde nicht gehandelt. Die Randstaaten wurden schließlich mit sophistischer

Form genommen. Der General Ludendorff, der Generalfeldmarschall von Hindenburg, beide sahen die vorgeschrittene Zeit nicht mehr. Sie sahen beide nur noch ein glänzendes äußeres Rahmenwerk, dessen Inhalt sie nicht erkannten, obgleich der Inhalt reif zu werden drohte, um die Rahmen zu sprengen. Es ging um das Land der Balten, Esten, Finnen. Der ganze Osten war ein einziges deutsches Marschgebiet geworden, das selbst in der Krim kein Ende haben mußte. Die „Ostorientierung" erlebte Orgien. Von den völlig Niedergeworfenen wurde obendrein rollendes Gold eingebracht. Die Staatsmänner hatten zu schweigen. Die Generale redeten. Noch blieb die Erledigung des Westens. Bald wollten die Generale auch mit dem Westen abrechnen.

Noch war Helligkeit über dem Vierbund. Noch wollte, noch konnte man die Schatten übersehen, die vorüberhuschten. Wenig drang in Volk und Öffentlichkeit. Höchstens, daß der junge Kaiser Karl für Überraschung und Aufregung sorgte. Die Mittelmächte waren im Krieg, aber Kaiser Karl schrieb Briefe an die Brüder der Kaiserin, die im Heer der Alliierten dienten. Heftig gingen die Erklärungen hin und wieder, ob es ein Schreiben des Kaisers selbst, ob es ein Schreiben der Kaiserin-Mutter oder der Kaiserin Zita und nur eine Nachschrift des Kaisers war. Karl hatte darin Meinungen über die Zukunft Elsaß-Lothringens vorgetragen, oder sollte sie wenigstens vorgetragen haben. Sein Minister des Äußeren wußte nichts von dieser eigenherrlichen Korrespondenz, die auf alle Fälle seine Wege und Pläne störte. Eigentlich wußte von geheimen politischen Vorgängen nur die dunkeläugige Kaiserin Zita, die beeinflußt von

täglich flüsternden Beichtvätern, inmitten sterbender, um ihr Lebensrecht kämpfender Menschheit eine Politik in der Monarchie, vielleicht überhaupt in den Mittelmächten so zu treiben gedachte, wie man dies spätestens im achtzehnten Jahrhundert, als die Völker noch nicht bestanden, an Duodezhöfen versuchen konnte. An Maria Theresia, die wirklich im achtzehnten Jahrhundert gelebt hatte, erinnerte sie jedenfalls nicht. Die Intrigen und Kabalen drängten sich, der höfische Horizont war klein, die meisten Hergänge waren dunkel, das Rauschen der Unterröcke mit der brüchigen Seide aus Duodez war undeutlich, war klar nicht festzustellen. Aber klar war, daß zwischen Hohenzollern und Habsburg, zwischen Deutschland und der Monarchie sich nicht alles so verhielt, wie es sein sollte. Nicht bloß der Hof hatte keine begeisterte Freundschaft für die deutsche Art. Selbst im deutschen Volk der Monarchie, deren Völker alle sich durch eine Geringschätzung, durch unverdiente Herabsetzung seit Jahren vom deutschen Bundesgenossen beleidigt und verkannt, seit dem Geist der Falkenhayn-Ära aber offen verhöhnt wußten: selbst im deutschen Stamm der Monarchie war die Stimmung vielfach erbittert. Sogar der Umschwung war kurz, den die Empörung über die Briefe des Kaisers ehrlich geweckt hatte. Czernin nahm damals den Abschied. Er verzichtete auf arbeitsame Stunden am Wiener Ballplatz, wenn in den Boudoirs von Eckartsau oder im Schloß Wartholz noch eine Nebenpolitik der Damen von Parma getrieben werden konnte. Der Abschied des Grafen Czernin bedeutete eine Sensation, die dem Diplomaten viel Neigung zutrug.

Graf Czernin hatte als überzeugter Friedensfreund gegolten. Für den Kriegsabbau war er vor allem und schon immer gewesen. Seine Politik, ob sie sich auch nicht durchsetzen konnte, hatte allezeit die Auffassungen eines geistreichen Kopfs gespiegelt. Dem Grafen Czernin war der Krieg in Wahrheit ein Verhängnis, das für die Mittelmächte, da der Krieg einmal begonnen war, günstige Lösung überhaupt nicht zuließ. Noch von Bukarest aus, als Gesandter beim rumänischen Hof, hatte er alle Anstrengungen gemacht, um in günstigem militärischen Augenblick die Stimmung der Entscheidenden bei den Mittelmächten für einen Frieden auf der Grundlage des Status quo zu gewinnen, wenn der Status quo noch zu haben wäre. Graf Czernin unternahm die Reise ins Hauptquartier nach Teschen, um sich mit Freiherrn von Conrad zu besprechen. Trotz der gewaltigen Kriegserfolge sah der Baron die Zukunft nicht als Optimist. Er kam der Auffassung Czernins entgegen. Aber Sache des Soldaten wäre es, den Krieg zu führen, solange er's vermöchte. Die Wege des Friedens zu suchen und zu finden, bliebe Aufgabe der Diplomaten. Die Diplomaten fanden den Weg damals nicht. Die Entente blieb unzugänglich. Der Status quo war damals nicht wiederherzustellen.

Am Wiener Ballplatz mühte sich dann Graf Ottokar Czernin als Außenminister selbst, länger als ein Jahr, Möglichkeiten eines Friedens zu schaffen. So pessimistisch er auch über den Kriegsausgang dachte: keinen Versuch, um Frieden zu erlangen, wollte er versäumen. Czernin war kein Militär. Er sah über den Glanz der Heere und ihrer Taten hinweg den Wall der Welt, der

immer noch gegen die Mittelmächte stand. Er sah die wirtschaftliche Not der Monarchie, darin die Hilfskräfte einmal versiegen mußten. Er hatte eine Denkschrift für Kaiser Karl ausgearbeitet, die auch Wilhelm II. vorgelegt wurde. Aber völlig eingesponnen in Sieg und Erfolg, hatte Kaiser Wilhelm die Warnung vor dem Zusammenbruch überhaupt nicht verstanden. Um diesen völligen Zusammenbruch zu verhindern, für dessen Abwehr er kein anderes Mittel wußte, war Graf Czernin schließlich für Opferbereitschaft: auch wenn die Opferbereitschaft die Preisgabe Lothringens und des Elsaß bedeutete. Er wußte, daß Ludendorff derlei Gedankengänge an sich überhaupt nicht vortragen ließ. Er trug sie also Ludendorff in bestimmten Zusammenhängen vor. Graf Czernin entschloß sich, Österreich-Ungarn, dessen Uhr sonst überhaupt vielleicht abgelaufen war, Kriegsopfer bringen zu lassen. Um das deutsche Opfer zu erleichtern, auf dem die Entente bestand. Das Königreich Galizien sollte, wenn man auf Elsaß-Lothringen verzichtete, Polen eingegliedert werden und die Krone des Großkönigreiches Polen konnte Wilhelm II. tragen. Aber Ludendorff lehnte ab. Seine Formen in der Besprechung von Friedensfragen wurden milder, wenn die Waffenerfolge im Augenblick bescheidener waren. Die Erobererabsichten traten zurück: bei unversehrtem Reichsbesitz war dann die Aussprache über Wege zum Frieden sanfter. Die Formen wurden sofort wieder rauher, wenn der Glanz der Waffen sich von neuem belebte. Es konnte sein, daß man im Frühjahr 1918 wirklich nach Paris oder Calais kam. Wenn sich Deutschland bei militärisch

günstiger Lage dann zur Opferbereitschaft entschloß, war vielleicht in der Hoffnung Czernins noch ein Friedensausweg da. Vorläufig aber war Ludendorff weder in Paris noch in Calais. Vorläufig blieb der Generalquartiermeister hart und unnahbar. Man mußte schweigen, da noch der Glaube an das Schlußwort der Waffen triumphierte, vorläufig gab es im deutschen Hauptquartier kein Friedenstor.

Vielleicht hätte der Graf Czernin noch einen anderen Weg beschreiten können. Der Versuch zum Sonderfrieden lockte. Er hätte, da er selbst ein Deutscher, überdies ein Freund des Bündnisses war, und nicht jedem der Rettungswille in verwegener Tat einleuchten mußte, vom Schauplatz abtreten und aus der volkgemischten Monarchie einen slawischen Außenminister an seine Stelle bringen können. Der slawische Außenminister wäre den Sonderfriedensweg vielleicht leichter gegangen. Vielleicht hätte Czernin so nach der Bereitschaft zu Opfern, die er die Monarchie wollte zahlen lassen, auch noch durch Druck auf Deutschland jenem Ziel zustreben können, das die Selbsterhaltung mit verringertem Besitz der völligen Zertrümmerung vorzog. Aber auch der Weg des Sonderfriedens war ungangbar. Seine Ankündigung hätte nicht nur den Einmarsch Ludendorffs in die Monarchie, sie hätte zugleich mit Empörung und Aufstand Deutschösterreichs die automatische Revolution der Monarchie gebracht. Auch hier gab es für Czernin keinen Ausweg. Einen dritten Weg wußte er nicht. Als er über der Briefaffäre schied, tat er's mit der Überzeugung, daß alle Versuche, zum Frieden zu gelangen, nur einen „*Circulus vitiosus*“ darstellten.

Ludendorff wollte nicht — Lloyd George und Clemenceau wollten nicht — die Bundessprengung bot keine Rettung — — Vorläufig rangen die Waffen weiter. Zuversichtlich führte sie Ludendorff. In der Tat blieb die militärische Austragung, wenn alle Diplomatie versagte, wenn alle Versuche nur einen „*Circulus vitiosus*“ darstellten, die letzte Lösungsmöglichkeit. Längst war freilich auch die militärische Krise überschritten. Aber Ludendorff und Hindenburg glaubten noch an die Entscheidung im Westen.

Graf Ottokar Czernin hatte den Abschied genommen, aber die Sensation verflog, am Wiener Ballplatz saß wieder der trockene, pedantische Baron Burian, hauptsächlich von der Sorge um austro-polnische Lösung in der Streitfrage gequält, in deren Schlichtungsversuchen Deutschland und die Monarchie auch nach Burians Programm nicht übereinstimmten. Die Völker aber hatten nicht die austro-polnischen Sorgen Baron Burians. Die Völker litten schwerste Entbehrung, die Völker hungerten. Satt war nur Ungarn. Ungarn hatte die „Integrität“ des Königreiches, die Reichsgrenzen waren frei vom Feind, der Rest des Krieges scherte dies Volk der großen Politiker nicht mehr viel. Im übrigen war nicht nur Mißstimmung und Mangel in der Monarchie: Entkräftung schritt durch das Reich. Das Lächeln des Kaisers Karl büßte an Zauber allmählich ein. Die Hungernden wurden nicht satt, wenn sie hörten, daß die „Italienerin“ die Volksküchen wieder besucht hatte. Im Badener Hauptquartier überanstrengte die Arbeit nicht alle Köpfe. Immer noch war der Kaiser unaufhörlich unterwegs, immer noch war der joviale General-

oberst von Arz, der stets an einen Bonvivant erinnerte, mit ihm auf Reisen. Bisweilen dämmerte sogar in Baden die Erkenntnis, daß der Krieg beendet werden müsse. Für den Abbau war nicht nur der Graf Czernin gewesen, für den Abbau war sogar, ohne nachzudenken, wie man dies unternahm, der Kaiser Karl.

In der Monarchie arbeitete längst der Apparat nicht mehr wie sonst. Nicht nur die Minister, nicht nur die höchsten Generale kannten in dem Wirrwarr, den der Kaiser schuf, das Regelmaß der Arbeit nicht mehr. Nicht nur der Staatsapparat stockte, weil Ungarn sich immer fester für sich abschloß und Österreich halb als Ausland, halb als Feindesland betrachtete; weil die Tschechen, nicht gerührt von der kaiserlichen Milde einer sinnlosen Amnestie, sondern aufgestachelt durch die freigewordenen Staatsrebellen, immer offener wurden im Aufruhr passiven Widerstands. In den Heeren der Gegner kämpften tschecho-slowakische Verbände längst. Auch die Industrien stockten. Die Fabriken drohten zwar noch nicht ganz stillzustehen, denn Waffengewalt konnte den Arbeitswillen immer noch erzwingen, aber ihre Arbeit hatte nicht mehr den Wert und Inhalt von einst. Bisweilen flogen die Munitionslager durch arge Zufälle in die Luft. Bisweilen flog hier und dort die Nachricht auf von unterdrückter Meuterei. Im Hauptquartier zu Baden konnte, wer wollte und wem der Kaiser es gestattete, noch immer ungestört arbeiten. Verläßliche Divisionen, beste Truppen, aufs beste genährt, schützten das Hauptquartier, von dem Freiherr von Conrad gesagt hatte, daß es seine Entschlüsse allerdings in Ruhe fassen müsse. Verläßliche Divisionen

waren jetzt überhaupt nötig an vielen Stellen des Reichs. Noch war es kein Fieber, das die Menschen schüttelte. Noch konnte man nicht sagen: die Monarchie ist krank. Wer nicht unbedingt sehen wollte, mußte noch nicht sehen. Aber das Unbehagen, das benommene Hin und Her, die Störungen bald dieser, bald jener Stelle waren da, die Krankheitsbilder vor dem Ausbruch verschleiern. Gnädig und huldvoll war der Kaiser immer noch. Wer Orden wollte, bekam Orden. Wer Graf werden wollte, wurde Graf. Wenn die hohen Damen baten, wurde selbst der Stabschef von Przemyslani wieder Kommandant. Der schuldige Korpskommandant von Luck durfte wiederum Truppen an der Südwestfront befehligen. Für Joseph Ferdinand gab es eine Verwendung als Inspekteur der Lüfte. Für Peter Ferdinand gab es gleichfalls Neuanstellung. Der Rückstrom fortgejagter Generale setzte ein. Sie saßen schon wieder überall. Nur wer den Rücken nicht krümmte, nur wer eine Meinung zeigte, hatte zu gehen. Niemand zeigte eine Meinung, alle blieben, solange es hielt. Cliquen waren um den Kaiser. Er merkte es nicht. Noch fuhr das Schiff, das alle Auserwählten trug, beschützt im Kurs von jenen zuverlässigen Divisionen. Dann kam das Frühjahr 1918.

Hindenburg griff an der Westfront an. Der erste Stoß gelang bescheidener, als Angriffe der Verbündeten sonst eingesetzt hatten. Indes, die Front der Alliierten zeigte eine Biegung. Hindenburgs Zuruf an Kaiser Wilhelm flog durch Deutschland: „Der erste Akt ist zu Ende. Ich denke, wir können zufrieden sein.“ Der

zweite Stoß wurde geführt. Die Krümmung, die er erzwang, war diesmal schwächer. Der Angriff war ein Tasten. Der Angriff war ein Suchen. Das Ringen wurde schwer. Die Amerikaner waren da. Nie hatte ein Feldherr zuvor ein stärkeres, reicheres Heer, nie hatte ein Feldherr zuvor überwältigendere Heerscharen von Maschinen als General Foch, der den Kommandostab übernahm, als das Spiel sich neigte. Eins mußte jetzt geschehen: nicht bloß um der Bundesgenossenschaft willen, nicht bloß deshalb, weil deutsche Heere oft und oft für die Monarchie gefochten, durfte sich Deutschland nicht allein verbluten — im Selbsterhaltungstrieb mußte noch einmal die Monarchie alle Kraft für gemeinsame Lebensrechte aufbieten. Wenn Deutschland fiel, so fiel die Monarchie. Und umgekehrt. Dies war sehr einfach. Wenn es in Baden niemand wußte, so wußte es Freiherr von Conrad. Er machte vor dem Kaiser aus seinen Überzeugungen kein Hehl: da er besser als irgendwer übersah, wie langer Zeit und welcher Überwindung von Schwierigkeiten die Vorbereitungen eines Angriffes aus Tirol bedurften, schlug er beizeiten den Angriff beiderseits der Brenta vor.

Er erwartete keine strahlenden Triumphe mehr. Die Gelegenheit, die an den Durchbruch von Tolmein und Flitsch sich geknüpft hatte, war endgültig versäumt. Die Italiener hatten ihr Kampfmaterial in jedem Sinn ersetzt. Sie hatten alle Befestigungen zehnfach ausgebaut und verstärkt. Sie hatten es sich nicht zweimal sagen lassen, daß sie sich erholen durften. Drei englische und zwei französische Divisionen standen zwischen den Italienern. An einen Vorstoß tief nach Norditalien, an

die völlige Niederzwingung des Gegners, der nach Tolmein auf Gnade und Ungnade verloren war, konnte man jetzt nicht mehr denken. Aber die Deutschen konnte man entlasten, konnte die Alliierten zwingen, Truppen von der Westfront abzuziehen. Vielleicht brachte ein Sieg über Italien drüben jetzt noch das Zugeständnis wenigstens einer Partie remise. Dann war das Leben wenigstens gerettet. Auch durften die eigenen Truppen nicht vor der Gefahr noch eines Winters in den Hochbergen stehen. Gruben sie sich in der Ebene ein, wenigstens am Rand der Alpen, sah Italien das Bollwerk der Alpen erst ganz vor sich, ein Bollwerk, das erst noch einmal genommen werden mußte, bevor man in die „unerlösten Provinzen" gelangte: dann sank vielleicht Italien doch der Mut zum Weiterkämpfen. Nicht Begeisterung, nicht die Aussicht auf Siegeszüge, deren Zeit verstrichen war, gebot die letzte Zusammenfassung der Kräfte. Die Pflicht gebot sie, die Vernunft, die letzte Selbstwehr.

Conrad hatte einen Angriff beiderseits der Brenta vorgeschlagen und einen einzigen, kräftigen Nebenstoß über Oderzo auf Treviso, den Nebenstoß über die Piave. Für den Angriff auf die Hochfläche beiderseits der Brenta berechnete und begehrte er 25 Infanteriedivisionen. Das Hauptquartier — das anfänglich lediglich den Angriff zwischen Brenta und Piave ins Auge gefaßt hatte — stimmte seiner Ansicht zu. Die Vorbereitungen begannen.

Sie hatten aber, wie sich dann in der Abwicklung zeigte, nicht mehr den Zug, den Schwung aller Angriffsvorbereitungen bisher. Die Mittel flossen dürftig, spröde, langsam. Die Zahl der von Freiherrn von Conrad

geforderten Truppen konnte plötzlich nicht bewilligt werden. Das Hauptquartier in Baden behauptete, daß mehr als 17 Infanteriedivisionen weder herangeführt, noch verpflegt, noch aufgebracht werden könnten. Freiherr von Conrad stand einen Augenblick lang vor der Entscheidung, ob er den Kommandostab niederlegen sollte. Aber wenn das Armeeoberkommando feststellte, daß mehr an Truppen nicht aufzubringen war, wenn er selbst die Überzeugung der Notwendigkeit des Angriffes hatte, war Rücktritt soviel wie Fahnenflucht, um so mehr, wenn er seine Artillerie überrechnete. Er vermochte 2800 Geschütze im Angriffsraum unterzubringen. Die Artillerie konnte viel, konnte beinahe alles erreichen. Er setzte ein bestes Können an die genauen Pläne. Er arbeitete.

Die Vorbereitungen gingen hart. Der Zeitpunkt des Angriffes mußte immer weiter hinausgeschoben werden. Aber plötzlich begann das Armeeoberkommando zu drängen und drängte immer mehr. Draußen bei den Armeen hatte das Armeeoberkommando überall seine eigenen Berichterstatter. Und auch die Berichterstatter drängten. Endlich wurde der 15. Juni als Angriffsdatum festgesetzt. Zwei Tage vorher hatte der Freiherr von Conrad noch fünf Korpskommandanten aufgesucht. Sie alle waren voll Zuversicht. Sie alle waren fertig und in bester Ordnung. In der Nacht vom 13. zum 14. Juni waren die Truppen in die Angriffsräume marschiert. Am 14. hatten sie in den Ausgangsräumen unbeweglich zu liegen. Zwar trat jetzt plötzlich schlechtes Wetter ein. Aber an einen Rückmarsch der Truppen, an ein neuerliches Verschieben des Angriffs des Wetters

wegen war nicht mehr zu denken. Der Rückmarsch hätte ein Chaos ergeben. So oder so hätte der Aufschub — ob er sich in Rückbewegung oder Stilliegen ausdrückte: beides hätte der Gegner entdecken müssen — schwerste Verluste durch feindliches Geschützfeuer in die Massen gebracht. Das Wetter konnte, wie oft in den Bergen, in der nächsten Stunde umschlagen. Der Angriff mußte beginnen. Auch hatte der Tolmeiner Angriff 1914 bei ungünstigstem Wetter eingesetzt. Und er war geglückt.

Allerlei Überraschungen brachte der neue Angriff sofort. Das Armeeoberkommando in Baden wollte plötzlich beweisen, daß auch eigene Köpfe dort an Karten und Tabellen saßen, daß nicht immer alles nach dem Kopf dieses eigensinnigen Marschalls Conrad eingerichtet werden mußte. Das Armeeoberkommando hatte beschlossen, den Angriffsplan Conrads zu verbessern und ihn so zu verbessern, daß überhaupt, indes der Freiherr seine Idee auszuführen vermeinte, ein völlig neuer Plan herauskam. Nicht nur Freiherr von Conrad griff an der Brenta an. Nicht nur der Nebenstoß auf Treviso sollte geführt werden: die gesamte Front nahezu von der Schweizer Grenze bis zur Adria griff an.

Baron Waldstätten hatte eine Lieblingsidee. Ihm hatte es der Tonalepaß angetan. Der Tonalepaß wurde angegriffen. Gegen die Erfüllung von Waldstättens Lieblingsgedanken war noch nichts zu sagen. Die unbedingte Sicherung des Tonalepasses war nötig; zwei Divisionen oblag dort die Sicherungsaufgabe. Untätig mußten sie nicht bleiben. Ein Erfolg der Truppen auch dort wäre

recht vorteilhaft gewesen. Aber auch der Feldmarschall von Boroevic hatte erklärt: „Wenn Tirol angreift, muß ich auch angreifen.“ Auch der Feldmarschall von Boroevic griff also an. Und jetzt, da die Kanonen an der Brenta sangen, verblüffte den Freiherrn neue Meldung: auch Erzherzog Joseph griff am Montello an. Denn Erzherzog Joseph, der Ungar, hatte erklärt: „Wenn alles vorgeht, kann ich als kaiserlicher Prinz nicht stehenbleiben.“ Und über die Piave in breiter Front griff überdies die Armee Wurm an — — nichts war von Conrads Grundgedanken übriggeblieben, völlig war er zerbröckelt worden. Darum konnte weder Conrads Hauptstoß, noch der starke Nebenstoß, der für den Gegner als Nebenstoß nicht sofort erkenntlich sein sollte, geführt werden nach Conrads Aufbau. Die Generalisierung des Angriffs entlang der ganzen Front hatte bewirkt, daß Mittel und Kräfte nicht an einer einzigen Stelle so zusammengefaßt werden konnten, daß sie ausreichten. Das Armeeoberkommando hatte vollständige Eigenarbeit geliefert.

Und das Schicksal erfüllte sich. Zur Planverzettelung kam der Verrat. Zwei Offiziere und drei Fähnriche waren an der Hochflächenfront zu den Italienern übergelaufen, andere an anderen Teilen der Front. Sie hatten alles verraten. In der Angriffsnacht stand der Gegner seit zwei Uhr zum Gegenstoß bereit. Unterführer versagten. Die Korpskommandanten waren keineswegs alle fertig gewesen. Die wichtigste Stoßdivision hatte ihrem Korps gemeldet, daß manches noch unfertig sei. Der Korpskommandant hatte die Depesche an die Befehlsstelle des Freiherrn von Conrad nicht weitergegeben, oder sie war „steckengeblieben“. Alles

hatte Freiherr von Conrad auf die Artillerie gestellt. Aber zum erstenmal im Kriege versagte sie. Der beste Artilleriegeneral der Armee, der eine Reihe von Isonzoschlachten artilleristisch mitentschieden hatte, leitete ihr Feuer. Aber die Munition versagte. Die Gasgranaten gaben kein Gas. Die Granatschrapnells explodierten nicht. All dies war Sorge und Verantwortung des Armeeoberkommandos. Aber sie hatten in Baden die Zeit verzettelt. Sie hatten das Hinterland unterwühlen lassen. Auch Fabriken und Munitionsnachschaffung waren unter Freiherrn von Conrad noch Waffen gewesen. Aber jetzt feierten die Fabriken und die Munitionserzeugung stockte. Dies ließ man die Heerführer im Felde nicht wissen. Aber von kommenden Offensiven wußte im Hinterlande ein jeder. Jetzt waren alle Ergebnisse sichtbar. Das Hinterland griff an die Front. Zum erstenmal war man ohne Conrad, im Geistigen gegen Conrad marschiert: und die Offensive zerbrach.

Schwer war die Enttäuschung des Freiherrn. Daß die Sterne nicht mehr hell über den Verbündeten standen, wußte er. Die Offensive aus Tirol hatte noch Gefangene und Geschütze eingebracht. Keine Kuppe der eigenen Linien wurde verloren. Da und dort stand und blieb man noch auf feindlichen Höhen. An der Piave, im Frontbereich des Feldmarschalls von Boroevic waren die Verluste erheblich. Aber hinter den Verlusten der großen Isonzoschlachten blieb ihre Zahl gerade noch zurück. Äußerlich war, am Bild der Linien, nichts geändert. Man schnitt, wenn dies auch kein Trost war, denn die Deutschen wollte man ja entlasten, erheblich

besser ab, als Hindenburg und Ludendorff in Frankreich. Aber daß der Apparat im Hinterlande schon so sehr rostig war, daß die Maschinen dort schon so arg den Dienst verweigerten, daß dies eine Jahr, seit er aus Baden abgereist, so vollständig vergeudet, so sichtbar vergeudet war, daß Wirrköpfe oder Schwache rund um einen Fürsten ohne Horizont Unternehmungen von solcher Kindlichkeit aushecken durften: all das war dem Freiherrn doch „eine große, traurige Sensation". Ihm selbst vermochte Kaiser Karl nichts an Verschulden beizumessen. Kaiser Karl hatte sein mildes, freundliches Lächeln, als er durch Bozen fuhr und vor dem Freiherrn stand. Was man in Wien, in Budapest sprach, berührte ihn nicht. Aber dunkel, immer dunkler umdüsterte sich der Himmel. An der Westfront standen die Deutschen in der Verteidigung. Sie wichen und wichen. Die Erkenntnis der wahren Zustände, bei denen Monarchie, Hinterland, Politik und Heeresleitung nunmehr angelangt waren, gab nur mehr Schwermut und Erbitterung. Wenn Conrad noch blieb, blieb der Soldat. War der Posten gefährdet, war er der letzte, der ihn verließ. Aber klar war eins: die Monarchie war krank geworden.

Wenige sahen das Symptomatische. Die meisten sahen vorerst nur das Mißglücken eines Angriffes. Im vierten Kriegsjahr verdammte ihn aber die Menge laut. Im vierten Kriegsjahr nannte sie das Massensterben sinnlos. Das Parlament wollte nach der Verantwortlichkeit der Führer rufen. Unruhig wurde man selbst in Baden. Selbst im Hauptquartier sah man ein: ein Opfer wurde nötig. Für die Julimitte war das Parlament

einberufen. Und der Kaiser wußte einen Ausweg. Dem Freiherrn von Conrad hatte er vor Jahresfrist das Tiroler Kommando aufgenötigt. Schnöde genug war das Spiel, das er mit dem Marschall getrieben hatte. Aber Freiherrn von Conrad, den er der unwissenden Menge hinhielt, Freiherrn von Conrad, der schweigen mußte und schweigen würde, wählte Karl von Habsburg jetzt als Opfer. Nach Eckartsau befahl er den Marschall.

„Es ist mir sehr leid, aber ich genehmige Ihr Ansuchen um Ihre Enthebung."

Nie hatte Conrad daran gedacht, in Gefahr von Kommandobrücke und Bord des Schiffes zu gehen. Gerade dies eine nicht mehr. Um die Enthebung hatte er jetzt nicht gebeten. Aber nie hatte er heftiger bedauert, daß er nicht schon im Jahr zuvor ganz geschieden war.

„Ja, damals ging das nicht — —"

Der Kaiser war sehr schnell zu Ende. Er hatte sogar schon die Fürstlichkeit, die nicht mehr errötete. Dieser Marschall hatte den Krieg kommen sehen, und hatte gewarnt. Damals war er verlacht worden. Er hatte dann gegen das Unvermeidliche gerüstet. Damals gab man ihm keine Waffen. Er hatte die Grenzen des Reiches dennoch verteidigt und den Feind in unerhörten Schlachten geschlagen. In Nord und Ost und Süd. Damals nahm man ihm den Ruhm. Das Reich hatte er zu neuem, nie erwartetem Ansehen hochgehoben und steuerte dem Hafen zu. Da nahm man ihm Steuerung und Macht. Das Recht auf Ruhe, auf Ruhe des Nichterkannten hatte ihm der Kaiser abgezwungen. Sein Erbschaftsnachlaß schlug noch zweimal furchtbar den

Feind. Da bestahl man den Stummen und Verbannten. Endlich rüsteten die neuen Männer zu eigener Tat. Und sie versagten. Da wälzten sie, um sich zu decken, Verantwortung und Schuld auf ihn. Keiner war in der Geschichte der Monarchie, der Ähnliches vollbracht hatte. Aus Eckartsau ging er ärmer als alle. Siebenundvierzig Dienstjahre waren um.

Im Westen war aus dem Angriff längst Verteidigung geworden. Dreimal hatten Hindenburg und Ludendorff den Durchbruch versucht. Nach Anfangserfolgen war er das drittemal völlig gescheitert. Dreimal hatten sie Situation und Gegner verkannt. Jetzt überschwemmten Fochs Heere, jetzt überschwemmten die Tankgeschwader des Marschalls den Kampfplatz. Länger als drei Jahre hatten Volksmeinung und Volksbegeisterung dem Dioskurenpaar Hindenburg und Ludendorff den Kredit eines Ruhms gewährt, dessen wahre Wiege und dessen fast einziger Anlaß in Ostpreußen lag. Sie hatten Ehren auf sie gehäuft, als sie die schon beschlossenen Pläne gegen Rumänien ausführten, sie hatten Glanz auf sie geschüttet, als der neue Angriff von Zborow die alten Bleistiftskizzen Conrads gegen einen waffenmüden Gegner spät belebte, die Fanfaren hatten weiter geschmettert, als vor Riga die russischen Divisionen fast ohne Kampf entliefen. Aber die Geschichte besteht auf Logik und ist unbarmherzig in ihrer Bestätigung durch die Wirklichkeit. Was im Westen stand, war nicht zu zerreißen. Was dem Feinde nicht zu zerschlagen gelang, war das deutsche Volk und das deutsche Heer. Wille, Heldentum und Kraft der deutschen Massen waren nicht zu

zerbrechen. Sie wichen zwar: Schritt um Schritt vor Übermacht und Tanks, sie fielen nicht. Versagt aber hatte der Geist: das Ingenium der Führer. Zu versagen drohte der Glaube an sie im Hinterland. Und da die erste dämmernde Erkenntnis davon auch in Deutschland aufkam, trat auch schon ein anderes Ereignis ein. In Bulgarien brach die Balkanfront.

Noch in Villach, in der Einsamkeit selbstgewählter Verbannung, erschrak Conrad von Hötzendorf tief. Erinnerungen stiegen auf. Der serbische Feldzug von 1915 war zu Ende. Er forderte damals den Marsch nach Saloniki. Ihn störte das Heer Sarrails vor Saloniki. Wer bürgte dafür, daß es nicht eines Tages die Linie durchbrach und die Front der Mittelmächte in der Flanke aufriß? Wer konnte verhindern, daß die Entente sich nicht eines Tages zu einer großzügigen Offensive von Saloniki her entschloß? Wer wollte es ihr verwehren, im Hafen von Saloniki Truppen auf Truppen zu landen. Wenn das Vorderhaus der Front auch sicher war, das Hinterhaus mußte ebenso sicher sein. Es war nicht alles, daß man im Vorderhaus wachte. Auch durch das Hinterhaus konnte man eindringen. Geschah es einmal, daß die bulgarische Front niedergerissen wurde, dann war das Unheil unabsehbar. Es war um so verhängnisvoller, je weiter der Krieg fortschritt, je stärker der Truppenverbrauch geworden war. Marschierte ein Ententeheer über Bulgarien durch Ungarn ein, dann stürzte die Monarchie in Trümmer. Dann war zuletzt selbst Deutschlands Flanke bedroht: dann war der Krieg mit Schrecken zu Ende. Und die Bulgaren waren

mit wildem Haß, mit dem Hohn der Genugtuung, mit törichter Schadenfreude vom Bündnis abgefallen. Falkenhayns Geist ging um. Welchen Sinn hatte eine Politik beständigen Anstoßes gehabt? Was hatte man damit verfolgt? Wo war denn die Einsicht der Plesser Generale gewesen, einen Geist aufkommen zu lassen, daß sich Bulgaren und Deutsche bei Nisch schließlich in Gefechtsstellung gegenüberstanden? Die störrischen, harten Bulgaren waren vorsichtiger zu behandeln als irgendwer. In die Einheit des Vierbundes war ein bedenklicher Riß gekommen. Machte die deutsche Militärpolitik aus dem Riß einen Spalt, so drang durch ihn doch noch einmal der Feind ins Land. Es gab dann sehr einfache Ergebnisse: der Vierbund war dann gesprengt. Die Monarchie zertrümmert. Deutschland eingekreist. Und gleich darauf zerschmettert — —

Jetzt war die Ernte wirklich reif zum Schnitt. Denn die Systeme hatten sich ergänzt: Die Politik der deutschen Generale mit dem neuen Kurs der Monarchie. Über Kleinlichkeiten hatte der neue Kaiser Karl, da ihm selbst das Kleinliche innewohnte, nicht hinwegsehen können. Er übersah das Große. Im Innersten war der Bund längst zerfallen. In Deutschland herrschte eine Klasse. In der Monarchie eine Clique um Karl. Die deutschen Generale, der rücksichtslose deutsche Ton hatten mit dem Zerwürfnis dereinst begonnen. Der knabenhafte Karl hatte das Echo aufgenommen. In Deutschland bestimmten den Ton zuerst die Schreier und die Lärmer. In der Monarchie fingen die Höflinge dann den Kaiser ein, hochmütig und beschränkt und

Gift im Sinn. Selbstberauscht, unwissend, in Überhebung hatte die Menge in Deutschland sich am System gefreut; gedankenlos, die skeptisch perfiden Scherze stets bereit, sah in der Monarchie die Menge zu. Der Kaiser aber hatte alles gelockert, alles gelöst, er hatte das Erbe verwirtschaftet. Vielleicht war er ein fürstlicher Nihilist. Vielleicht hatte er auch nur eine kostbare Maschine übernommen, daran er kindlich die Schrauben drehte und die Räder zernahm, bis die Maschine auseinanderfiel. Völlig verlor er jetzt Haltung und Kopf. Niemand war in seiner Garde, der noch an Rettung dachte, die Rettung wenigstens noch einmal versuchen wollte. Jetzt horchte Karl nach seinen Feinden. Minister kamen, Minister stürzten, sie wurden weggeweht. Der Staat gab sich verloren, da er dem Feind die eigene Zukunftsbestimmung gewährte. Den Staat vermeinte Kaiser Karl noch zu halten, da er die Völker aufrief, die Selbsteinrichtung zu bestimmen. Aber gerade dabei ging der Staat endlich aus den Fugen. Noch sausten Karls Hofzüge in alle Richtungen. Aber die Hofzüge jagten jetzt schon durch Wirrsal und Flucht. Karl von Habsburg war bald am Ziel. Die österreichisch-ungarische Monarchie war jetzt gestorben. Karl von Habsburg hatte zwei Jahre lang ihr Grab geschaufelt.

Draußen aber an der Front — ein unbegreifliches und betäubendes Schauspiel — stand immer noch die österreichisch-ungarische Armee. Sie stand und kämpfte, indes ihr Staat gestorben war, nicht anders, wie am ersten Tage. Kroaten warfen den Gegner zurück. Es waren Italiener, Engländer, Franzosen. Ungarn und

Deutsch-Österreicher wehrten sich verbissen. Eine Division der wunderlichen Tschechen schlug sich in beispielloser Haltung. Die Völker der Monarchie zerfielen in Reiche für sich, der Umsturz zertrümmerte alle Schranken. Aber Italiener, Engländer, Franzosen vermochten die Front nicht zu zerbrechen.

Endlich gab Ungarn ein Zeichen. Es rief die Truppen aus der offenen Schlacht. In Bozen erließ Conrads Nachfolger, Josef von Habsburg, der kaiserliche Prinz, der in der Piaveschlacht allein nicht hatte stehenbleiben können, die feierliche Ansage, daß er, der Ungar, seine Divisionen in die Heimat führen wolle. Umsonst beschwor ihn sein Stab, den Aufruf nicht hinauszugeben. Er ließ sich nicht hindern. Da warfen die Ungarn die Gewehre fort. Sie zogen ab. Der Riß zweier Divisionen klaffte in der Front. Ablösung bekam die tschechische Division, die seit Tagen und Nächten unerschütterlich im Feuer stand. Aber ihre tschechischen Brüder kamen mit den Nationalkokarden, die der Kaiser erlaubt hatte. Kämpfen wollten sie nicht mehr. Nur die Kokarden hatten sie den Brüdern gebracht. Jetzt gingen die beiden tschechischen Divisionen nach Hause. An der Piave fochten die Ungarn, Kroaten und Tschechen nicht mehr. Die Schützengräben wurden verlassen. Den Frontkommandanten hatte am 30. Oktober — mit Kaiser Karls Wissen — das Armeeoberkommando den Befehl erteilt, die Truppen abstimmen zu lassen, ob sie für die Monarchie oder für die Republik sich entscheiden wollten. Die Truppen riefen, da man sie fragte, die Republik aus. Die meisten Kommandanten verschwiegen den Befehl. Die Italiener begannen den ersten Vormarsch ihres

Kriegs. Sie kamen bis nach Innsbruck. Die Flotte in der Adria aber hißte das Kroatenbanner. Die Italiener liefen ein.

Und jetzt standen die Alliierten am Ziel. Bulgarien war gefallen. Die Monarchie war gefallen. Die Türkei mußte fallen. Das Ende war auch für Deutschland nahe. Ein Jahrzehnt und länger hatte diese Allianz gegen die Mittelmächte gewühlt, hatte sie unterminieren und zerreißen gewollt. Hatte Sendboten geschickt, den Aufruhr der Nachbarn unterstützt. Aber jetzt waren die Alliierten am Ziel. Vielleicht hatten die Mittelmächte in Selbstwehr einen Präventivkrieg, den Schutzkrieg gewagt, dem nicht zu entrinnen war, da keine Reizung ausblieb. Aber jetzt durften die Alliierten sagen, daß bei den Mittelmächten dennoch allein die Schuld am Kriege lag, und daß Deutschlands Schuld Bestrafung heische. Ein Jahrzehnt und länger hatten sie an der Zertrümmerung der beiden Reiche gearbeitet. Aber jetzt durften sie die Lieder der Freiheit und Gerechtigkeit vergessen, mit denen sie bis zuletzt gelockt, und sie durften Gesetze und Bedingungen schaffen, die bisher die Geschichte der Menschen nicht verzeichnete, aber die Geschichte der Menschlichkeit buchte. Zuletzt mußten die Geschlagenen selbst die Schuld bekennen, die nicht halb so groß war, wie die schwer greifbare Schuld der Alliierten, und die herausgefordert war von der Schuld des Restes der Menschheit. Ohne Urteil, aber im Rausch waren die Geschlagenen zuerst mit ihren Generalen gegangen: jetzt bekannten sie, täglich, stündlich, sinnlos und ohne Wissen, was man von ihnen wollte. Denn sie waren die Besiegten. Sie waren die Verquälten.

Die Ausgehungerten. Und die Würde entsank ihnen. Nicht die Waffen der Welt hatten sie besiegt. Systeme hatten sie gestürzt. Nicht nur die Politik der Macht, diese erwachende Gier des Hungrigen, der die Tische der Welt gedeckt sieht und nach allen Schüsseln greift, hatte sie im Kriege selbst an den Abgrund gedrängt. Noch mehr hatten die Generale verfehlt. Denn sie hatten nicht gehalten, was sie versprochen. Sie hatten erst Großmannspolitik getrieben, die zur Zersprengungspolitik wurde. Sie hatten dann Fernpolitik getrieben, und vergaßen darüber Zeit, Linien und Richtung des Schlagens. Die stärksten, todesmutigsten Heere der Erde, das stärkste, kühnste, opferbereiteste Volk der Erde hatte den Krieg durchlitten unter Führern, die mehr schienen, aber weniger waren. Der Geist blieb hinter Fanfaren zurück. Die Mittelmäßigen hatten sich selbst als Genies verschrien. Das Volk hatte es geglaubt, hatte ihnen zugejubelt. Aber einmal siegten die wirklichen Maße. Einmal war das Spiel zu Ende. Die Siegesglocken von Tolmein hatten Heimfahrt in den Hafen oder Schiffbruch eingeläutet. Vor Saloniki läuteten dann schon Totenglocken. Zuletzt zerriß das deutsche Volk im Übermaß des Zorns, im Gram blitzüberleuchteter Erkenntnis das eigene Heer. Zerbrach den Schutz der letzten Waffen. Das Spiel war aus. Dies war der Weg zur Katastrophe.

Das Chaos war vor allen Türen, das eine neue Welt gebären sollte. Und durch die Straßen zog die Revolution.

Register

Gedruckt im Frühjahr 1919
in der Spamerschen Buch=
druckerei zu Leipzig.

Von KARL FRIEDRICH NOWAK erschienen:

Im Verlage von S. Fischer, Berlin:

Hötzendorfs Lager, 1916

Über den Lowtschen, 1918

Im Verlage von Klinkhardt & Biermann, Leipzig:

Sanssouci, 1908

